

Grosse Spezialausgabe zur Lage der Nation

Nummer 30/31 – 26. Juli 2018 – 86. Jahrgang  
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN

4 194407 006904  
30



## Überleben in einer verrückten Welt

Mit Roberto Balzaretti, Guillaume Hoarau, Andreas Isenschmid,  
Irène Kälin, Alexander Gauland, Jonas Projer, Karin Keller-Sutter,  
Max Lobe, Reiner Eichenberger, Ma Anand Sheela, Eric Gujer u. v. a.

*Cover-Gestaltung: Gerda Steiner und Jörg Lenzlinger*

# IHR INDIVIDUELLER WOHNTRAUM ZUM GARANTierten FIXPREIS.

swisshaus.ch

Erfahren Sie mehr  
**0800 800 897**



Machen Sie Ihren ganz eigenen Wohnraum wahr – am besten mit dem Schweizer Marktführer für schlüsselfertige Einfamilienhäuser aller Stile. Von der Baulandsuche über Baueingabe und Bauphase bis zur Schlüsselübergabe sind wir für Sie da. Und das termingerecht und zum garantierten Fixpreis. Über 4000 gebaute Häuser sprechen für sich.



  
**SWISSHAUS**  
ZIEH IN DEIN NEUES LEBEN EIN

Wichtiger Hinweis: Dies ist unsere Doppelausgabe zum Nationalfeiertag. Auf 106 Seiten kommen Menschen zu Wort, die Interessantes zur Schweiz und zur Welt zu sagen haben. Die nächste *Weltwoche* erscheint am 9. August!

Seit einigen Jahren übergeben wir die Titelblattgestaltung der Sommer-Doppelnummer jeweils prominenten Schweizer Künstlern. Grössen wie Hans Erni, Pipilotti Rist, Rolf Knie und Ugo Rondinone haben sich dieser Aufgabe bereits gestellt. Im vergangenen Jahr entwarf Mundart-Rocker Polo Hofer kurz vor seinem Tod noch das Cover. Wir sind stolz darauf, diese Tradition mit einem ausserordentlichen Künstlerduo fortsetzen zu

können: Gerda Steiner und Jörg Lenzlinger, die seit dreissig Jahren das Publikum weltweit mit wundersamen Installationen begeistern, haben die aktuelle Frontseite gestaltet. Die beiden sympathischen Künstler sorgen zurzeit mit einer spektakulären Ausstellung im Basler Tinguely-Museum für Aufsehen. Zu ihrem *Weltwoche*-Cover sagen sie: «Wer nun böse ist – das Krokodil, das möglicherweise gleich zuschnappt, oder das junge Huhn, das ihm das Essen stehlen möchte –, ist dem Betrachter überlassen.» **Seite 42**

Er ist einer der erfolgreichsten, aber auch einer der umstrittensten Politiker Deutschlands. Seine Partei, die Alternative für Deutschland (AfD), hat einen phänomenalen Aufstieg hinter sich, bald könnte sie zur zweitstärksten Kraft aufrücken. Trotzdem oder gerade deswegen sieht sich Alexander Gauland zusehends heftigen Anfeindungen ausgesetzt. Der frühere CDUler, der heute als Mitfraktionschef und Mitvorsitzender der AfD wirkt, steht unter Populismusverdacht. Mehr noch: Man wirft ihm und seiner Partei vor, dem Rechts-Extremismus Auftrieb zu verleihen. Stimmt das? Oder ist es nur Hysterie? Der belese Jurist und Buchautor erklärt sich, im wohl ausführlichsten Interview, das er je mit einer Zeitung geführt hat. **Seite 34**

Beim Salat verdichtete sich die Diskussion auf den wesentlichen Punkt: Sind wir Schweizer eigentlich unfähig, unsere nationalen Interessen zu verteidigen? Talentierte Dienstleister, einfühlsame Mehrsprachenredner, weltberühmte Hoteliers, die wir sind: Hat unser ausgeprägtes Einfühlungsvermögen dazu

geführt, dass wir gar nicht mehr merken, wenn wir die Interessen der anderen zu unseren eigenen machen? Das war das Thema, als der EU-Chefverhandler, Staatssekretär Roberto Balzaretto, und *Weltwoche*-Chef



**Politik und Europa:** Balzaretto.

Roger Köppel vor der prächtigen Bergkulisse in San Bernardino über Politik und Europa sprachen. Was sonst noch bei diesem Spaziergang ans Licht kam, lesen Sie auf **Seite 58**.

Jonas Projer polarisiert. Seit der gelernte Filmregisseur vor vier Jahren die Rolle des «Dompteurs» in der «Arena» übernahm, sorgte er immer wieder für Schlagzeilen. Projer hat der wohl wichtigsten Schweizer Polit-Talksendung wieder ein Gesicht gegeben. Doch für

viele drängt er sich als Moderator selber zu sehr in den Vordergrund. Andere werfen ihm Einseitigkeit und Parteinahme vor. Redaktor Alex Baur hat dem ehrgeizigen Winterthurer bei einer gemeinsamen Wanderung über die Lägern auf den Zahn gefühlt. Auf halber Strecke wurden die beiden von einem Dauerregen überrascht. Vielleicht half das, die schwer durchschaubare Fassade des TV-Profis etwas aufzuweichen. Jedenfalls erzählte Projer, der bislang sein Privatleben strikte abschirmte, nun plötzlich erstaunlich offen von seinem Werdegang, seiner Familie, seinen Schwächen und Sorgen. **Seite 102**

*Ihre Weltwoche*

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit [www.medicjobs.ch](http://www.medicjobs.ch) qualifiziertes  
Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich  
finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.medicjobs.ch](http://www.medicjobs.ch)

**Impressum**

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgele, Claudia Schumacher, Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Peter Holenstein, Mark van Huissseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Julia Dunlop (*Weltwoche daily*), Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann

**Bildredaktion:** Martin Kappler, Corina Mühle (*Assistentin*)  
**Korrektur:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Katharina Dillier, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Digital-Marketing:** Julia Dunlop (*Leitung*)  
**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH  
**Tarife und Buchungen:** [weltwoche@jonlinio.com](mailto:weltwoche@jonlinio.com)  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

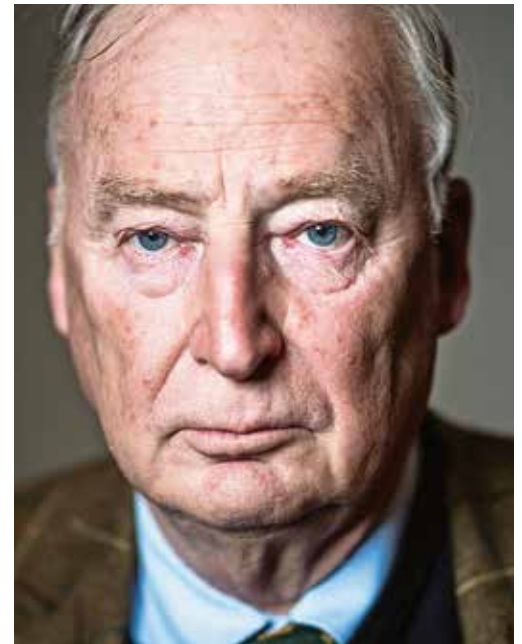
Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



*Fluss des Seins*: Ma Anand Sheela. Seite 44



«*Viel Lässiges*»: Chantal Galladé. Seite 70



«*Warum Merkel plötzlich alles auf den Kopf stellte, habe ich nie verstanden.*»

Alexander Gauland: Seite 34

## Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 7 Kommentar Finma politisiert
- 8 Nahost Israel rettet Retter
- 8 Leben heute  
Bloss nicht abschalten!
- 22 Mörgeli  
Völlig ohne Fehr und Tadel
- 22 Bodenmann  
Wo Trump recht hat
- 23 Medien  
Hart im Nehmen
- 23 Die Deutschen Berlin first!

## Inland

- 14 **Zuwanderung** Was ändert der äthiopisch-eritreische Friedensschluss?
- 15 **Leuthards Millionenloch**  
Die Solarenergiefirma Airlight Energy

## Ausland

- 10 **Trampel Trump**  
Einspruch von René Zeyer
- 12 **Neuer Schwabenkrieg** Deutsche Politiker üben sich in Schweiz-Kritik
- 14 **Moral Özil hat recht**
- 16 **Fakten statt Fake-News** Neues für Trump-Muffel und Donald-Cracks
- 18 **Kein Sommermärchen für Macron**  
Der Präsident im Popularitäts-Tief
- 20 **Matteo Salvini** «Wir brauchen einen Marshallplan für Afrika»

## Rubriken

- 7 Im Auge Philipp Rudolf Humm
- 11 Personenkontrolle
- 11 Nachruf Jonathan Gold
- 114 Darf man das? / Leserbrief

## Sonderheft: Überleben in einer verrückten Welt

- 24 Inhalt
- 26 **Lebendiges Land, lebensmüde Chefs**  
Markus Somm zur Lage der Nation
- 30 **Umfrage** Prominente Köpfe über die Schweiz von morgen
- 34 **Alexander Gauland** Der AfD-Chef über Deutschland und die Weltpolitik
- 42 **Gerda Steiner und Jörg Lenzlinger**  
Besuch beim Künstler-Duo
- 43 **Best of Weltwoche**-Künstler-Cover
- 44 **Ma Anand Sheela** Was macht die Frau, die einst Bhagwans rechte Hand war?
- 48 **Voller Tatendrang** Zehn junge Schweizerinnen und Schweizer
- 58 **Roberto Balzaretto** Im Clinch mit dem höchsten Schweizer EU-Diplomaten
- 62 **Lugano** Rechte Hochburg
- 63 **Marco Borradori** Luganos Bürgermeister über seine Stadt
- 64 **Trendwende bei den Mietpreisen**  
Die Schweiz in Zahlen
- 66 **Lob der Kartelle**  
Essay von Beat Gygi
- 68 **Einzonen oder nachdenken**  
Zuwanderung verteuert den Boden

- 70 **Chantal Galladé** Die SP-Nationalrätin über ihre politische Zukunft
- 72 **Heinz M. Buhofer**  
Warum V-Zug in Zug bleiben will
- 74 «**Grosser betrunkenen Elefant**»  
Die EU in Zitaten
- 78 **Andreas Isenschmid**  
Spaziergang mit dem Literaturkritiker
- 81 **Schweden** Vorbild Schweiz
- 82 **Eric Gujer** Der Chefredaktor über die politische Kultur der NZZ
- 86 **Max Lobe** Der spektakulärste Doppelbürger der Schweizer Literatur
- 88 **Irène Kälin** Die Grünen-Politikerin ist bereit für den Nationalrat
- 90 **Lars Feld** Einschätzungen des Mitglieds der «Fünf Weisen»
- 93 **Selbstbestimmungsinitiative**  
Das Brevier der Demokratieverächter
- 94 **Laura Fernandez, Balletttänzerin**  
Als ob das Herz explodieren würde
- 96 **Marc Rutschmann, Marketing-Profi**  
Wie man Leute zum Kaufen schubst
- 98 **Max Simonischek, Schauspieler**  
Begegnung mit einem Eigensinnigen
- 100 **Guillaume Hoarau**  
YB-Star mit Reggae im Herzen
- 102 **Jonas Projer** Der «Arena»-Moderator belebt die Debattenkultur
- 105 **Unterwegs mit Tier und Tücke**  
Reisen mit dem Vierbeiner

# Schlimmer als Hitler?

Helsinki: Warum die gellende Polemik historisch falsch ist.  
 Von Roger Köppel

Der angesehene republikanische Senator John McCain nannte es eine der «schlimmsten Selbsterniedrigungen eines US-Präsidenten überhaupt». CNN sprach von der «dunkelsten Stunde der amerikanischen Präsidentschaft». Auf dem Polit-Sender MSNBC erinnerte eine als «Expertin» angekündigte Kommentatorin mit Blick auf den Helsinki-Gipfel an die antijüdischen Pogrome der «Reichskristallnacht» und an den Luftangriff der Japaner auf Pearl Harbor. Auch die Terroranschläge von 9/11 wurden erwähnt. Mit ihren Beispielen wollte sie den Skandal der angeblich russischen Einflussnahme auf den US-Wahlkampf beschreiben. Und Präsident Trump habe sich, anstatt die USA zu schützen, auf die Seite der Angreifer geschlagen. Landesverräter Trump, schlimmer als Hitler?

Enthalten wir uns jeglicher Polemik. Vergessen wir, was ein prominenter rechter Fernsehkommentator auf diese Einschätzungen erwiderte («Psychopathen»). Schauen wir uns nüchtern und neutral, nur die sachliche Feststellung des respektierten Senators und Vietnamkriegshelden McCain genauer an. Kann man sagen, dass Trumps Auftritt mit Präsident Putin in Helsinki ein «tragischer Fehler», präziser: der «Tiefpunkt» der amerikanischen «Anbiederung an einen Tyrannen» gewesen ist, eine der «beschämendsten Darbietungen der Geschichte»? So formulierte es McCain auf seinem Social-Media-Kanal, zustimmend zitiert, medial beklatscht und auch von linker, von demokratischer Seite freudig bejubelt.

Nein. Das ist Unsinn. Selbst wenn man Trumps Auftritt und ihn persönlich für das Letzte hält: Die historischen Superlative der Verunglimpfung sind falsch, auf irre Weise unberechtigt. Was die Frau auf MSNBC in den Raum stellte, ist zudem eine groteske Verharmlosung jener Ereignisse, auf die sie sich bezieht. Allein bei Pearl Harbor und 9/11 gab es Tausende von Toten. Die schrille Rhetorik sagt wenig bis nichts aus über den Präsidenten, aber sehr viel über den Hass, die Sturheit und das aggressive Rechthabenwollen jener, die von Anfang an gegen Trump gewesen sind, die es bis heute nicht verkraftet haben, dass er legal gewählt wurde, und die ihn nun mit allen Mitteln von seinem Posten wegdrücken wollen, wenn es demokratisch nicht geht, dann halt moralisch-juristisch. Was war Trumps Kapitalverbrechen in Helsinki? Der US-Präsident

habe sich zu freundlich, zu unterwürfig benommen, heisst es. Er hätte Putin vor den Kameras in den Senkel stellen sollen für seine angebliche Beeinflussung des letzten US-Wahlkampfes. Die Auseinandersetzung um dieses Thema hat in den USA inzwischen die Dimension eines Religionskriegs.

Aus Distanz darf man festhalten: Ja, vermutlich haben sich die Russen in den amerikanischen Wahlkampf irgendwie eingemischt, so



Verständigung: Trump mit Putin in Helsinki.

wie sich die Amerikaner seit Jahrzehnten militärisch und politisch ständig in die Politik anderer Staaten einmischen; kürzlich unter Präsident Obama auch durch das Abhören von Kanzlerin Merkels Handy. Grossmächte mischen sich ein, klar. Das aber ist etwas ganz anderes als die von den Trump-Gegnern unterstellte Behauptung, die Russen hätten die Wahlen zugunsten des ungeliebten Amtsinhabers entschieden, als ob so etwas möglich wäre. Das ist pure Innenpolitik, Kampagne, Delegitimierung, Rufmord.

Aber nehmen wir einmal an, Trump hätte sich tatsächlich dezidierter und feindseliger gegenüber Putin verhalten sollen. Ob das klug gewesen wäre und ob ihn seine Kritiker dann nicht genauso heftig angeprangert hätten wie

ein paar Tage zuvor, als er gegenüber den Nato-Staaten genau das machte, was man nun bei Putin fordert, nämlich die Leviten zu lesen, bleibe mal dahingestellt. Lassen wir dafür die Kritik stehen, Trump sei seinen Geheimdiensten in den Rücken gefallen.

Doch selbst in diesem Fall: Senator McCain liegt falsch mit seinem Satz, Trump habe die «beschämendste Darbietung der Geschichte» geliefert. Diese Unehre gebührt zweifellos anderen. Zum Beispiel Präsident Franklin Delano Roosevelt, der in Teheran 1943 und Jalta 1945 halb Deutschland und ganz Ostmitteleuropa dem von ihm naiv unterschätzten sowjetischen Tyrannen und Massenmörder Stalin schenkte. Oder John F. Kennedy, der am Wiener Gipfel 1961 so schwach auftrat, dass sich der Sowjetherrscher Nikita Chruschtschow traute, kurz darauf die Berliner Mauer zu bauen und Atomraketen nach Kuba zu schiffen. Um ein Haar hätte es einen dritten Weltkrieg gegeben. Wenn Trump der Unterwürfigste ist, wie ist dann Präsident Gerald Ford einzustufen, der 1975 die sowjetische Oberherrschaft über Osteuropa in Helsinki formell anerkannte? Oder Fords Nachfolger Jimmy Carter, der mit Kremlchef Leonid Breschnjew feuchtwarme Bruderküsse vor den Kameras austauschte?

Die Polemik gegen Trump hat eben kaum sachliche, sondern vor allem politische und persönliche Gründe. McCain ist, zu Recht, gekränkt, dass ihn Trump mehrfach primitiv beleidigte. Die Linken und die Demokraten hasen Trump bis aufs Blut. Ausserdem wollen sie davon ablenken, dass sie selber mit dem sowjetischen Terrorregime gekuschelt haben. Sie behaupten, der Präsident biedere sich bei Putin an, dabei haben sie sich jahrzehntelang bei Putins viel schlimmeren Vorgängern angebiedert, und zwar hemmungslos. Im Übrigen biedert sich Trump nicht bei den Russen an.

Er verschärfte im Gegenteil die Sanktionen, stärkte die amerikanischen Streitkräfte, rüstete die Nato auf und will das militärische Rückgrat etwa der Polen gegen Moskau wieder stählen. Es war Trumps Vorgänger Obama, der den von den USA geplanten Raketenschild in Osteuropa stoppte. Und es war Obama, der die russischen Übergriffe in Georgien und auf der Krim hinnahm, was ihm bei den heutigen Trump-Verächtern nicht den Vorwurf eintrug, Putins «Pudel» zu sein.

Hinter den Zerrbildern wird ein anderes, vertrautes Muster sichtbar: Trump setzt auf Stärke und auf Abschreckung. Das Ziel ist, soweit erkennbar, Verständigung aus einer gefestigten Position. Gegen Nordkoreas Diktator Kim teilte er heftig aus, war aber sofort zu Friedensgesprächen bereit. Bei Putin wählt er, der grossen russischen Geschichte angemessen, respektvollere Töne, ohne aber die Militärkeule aus der Hand zu legen. Ist das so unvernünftig? Von guten Beziehungen zwischen den Atommächten profitiert die ganze Welt.

Qualität ist nicht unser Anspruch, sondern eine Selbstverständlichkeit.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

25 JAHRE KLINIK PYRAMIDE Spitze für Sie

PYRAMIDE KLINIK AM SEE

# Auf dem mystischen Mekong mit komfortabler RV Mekong Pandaw



Es het solangs het  
**Rabatt\***  
**Fr. 1000.-**

\*Abhängig von Auslastung,  
Saison, Wechselkurs

## Siem Reap–Angkor Wat–Phnom Penh–Saigon

**15 Tage ab Fr. 4590.-** (Rabatt Fr. 1000.- abgezogen, Oberdeckhinten, inkl. Vollpension & Flug)

**1. Tag Zürich–Siem Reap** Flug von Zürich via Bangkok nach Siem Reap. **2. Tag Siem Reap** Ankunft am frühen Morgen. Stadtbesichtigung, Mittagessen. Transfer zum Hotel. **3. Tag Siem Reap** Besichtigungen der Tempelanlage Angkor Wat (UNESCO-Weltkulturerbe). **4. Tag Siem Reap** Besichtigungen von Angkor Thom. Nachmittags freie Zeit. **5. Tag Kampong Cham** Bustransfer zum Schiff. «Leinen los!». **6. Tag Kampong Cham** Ausflug zum Tempel Wat Hanchey. Busausflug zum Dorf Choeungkok (Ökotourismus). **7. Tag Tonle Sap Fluss–Kampong Chhnang** Fahrt mit Ausflugsboot durch das Feuchtgebiet an der Mündung des Tonle Sap Sees. **8. Tag Phnom Penh** Stadtrundfahrt mit Fahrrad-Rikschas. Besichtigungen. Nachmittags Ausflug zum ehemaligen Foltergefängnis der Roten Khmer. **9. Tag Phnom Penh–Grenze Vietnam** Flusstag. **10. Tag Chau Doc** Rikscharfahrt. Besuch eines Dorfes der Cham und einer Fischfarm. **11. Tag Sadec–Cai Be** Mit Booten Ausflug nach Sadec. In Cai Be Besuche einer franz. Kathedrale und Reispapierfabrik. **12. Tag My Tho–Saigon** Ausschiffung. Bustransfer nach Saigon. Stadtrundfahrt. **13. Tag Saigon** Besuch des lokalen Ben Thanh Marktes und Kochkurs. **14. Tag Saigon–Bangkok** Freier Morgen. Mittagessen und Besuch des Künstlerdorfs Ky Long Art. Transfer zum Flughafen. Abends Flug nach Bangkok. **15. Tag Bangkok–Zürich** Kurz nach Mitternacht Flug nach Zürich. Ankunft am frühen Morgen und individuelle Heimreise.

Tempelanlage, Angkor Wat



### RV Mekong Pandaw\*\*\*\* – by Thurgau Travel

Das 2013 renovierte Schiff bietet Platz für 48 Gäste und ist komfortabel eingerichtet. Die 24 Kabinen (ca. 16 m<sup>2</sup>) sind mit Dusche/WC, Föhn, Safe, individuell regulierbarer Klimaanlage und grosszügigem Stauraum unter den Betten ausgestattet. Auf der Veranda vor den Kabinen befinden sich bequeme Deckstühle – ein idealer Platz, um das Leben und die vorüberziehenden Landschaften entlang des Flusses zu beobachten. Die Mahlzeiten werden im Restaurant auf dem Hauptdeck eingenommen. Geboten wird eine abwechslungsreiche asiatische und internationale Küche. Zur Bordausrüstung gehören das grosse überdachte Sonnendeck mit Liegestühlen und einer Bar, Salon, Fitness- und Massageraum sowie eine kleine Bibliothek. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

### RV Mekong Prestige II\*\*\*\*\*

Gleiche Reise mit leicht geändertem Programm

**15 Tage ab Fr. 4990.-**

(Rabatt Fr. 1000.- abgezogen, Deluxe Hauptdeck)

**Reisedaten 2018/2019 Es het solangs het Rabatt**

04.11.–18.11.18 **1000**      13.01.–27.01.19 **1000**

2-Bettkabine Haupt- und Oberdeck (ca. 16 m<sup>2</sup>)



- UNESCO-Weltkulturerbe Angkor Wat
- Faszinierende Flusslandschaften
- Mystische Halong Bay
- Modernes und komfortables Schiff

**Reisedaten 2018/19 Es het solangs het Rabatt**

20.11.–04.12.18 **1000**

29.01.–12.02.19 **1000**

**Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)**

2-Bettkabine Oberdeck hinten	5590
2-Bettkabine Hauptdeck	5890
2-Bettkabine Oberdeck	6190
Zuschlag Alleinbenutzung Oberdeck hinten	690
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck	890
Zuschlag Alleinbenutzung Oberdeck	1290
Zuschlag Business Class	auf Anfrage
Verlängerungsprogramm Hanoi/Halong Bay	990
Einzelzuschlag Verlängerungsprogramm	490
Jahresversicherung Allianz Einzel	124
Jahresversicherung Allianz Familie	199

**Leistungen:** Kreuzfahrt inkl. Vollpension während der gesamten Reise, Flüge mit Thai Airways in Economy Klasse, alle Ausflüge/Stadtrundfahrten, lokale Getränke (ohne Wein) und Trinkgelder an Bord, Hotelübernachtungen. Weitere Details finden Sie im Internet oder verlangen Sie den Prospekt.

**Verlängerungsprogramm Hanoi und Halong Bay**

**14. Tag Saigon–Hanoi** Freie Zeit, Flug nach Hanoi. Transfer zum Hotel, Abendessen in einem lokalen Restaurant.

**15. Tag Hanoi** Stadtrundfahrt mit vielen Sehenswürdigkeiten. Besuch des ältesten Keramikdorfs Bat Trang.

**16. Tag Hanoi–Halong Bay** Transfer zur Halong Bay. Einschiffung auf eine Dschunke. Fahrt durch die faszinierende Halong Bay, UNESCO-Weltnaturerbe.

**17. Tag Halong Bay–Hanoi** Schifffahrt durch die malerische Halong Bay mit Besichtigung einer Kalksteinhöhle. Ausschiffung, Transfer nach Hanoi. Hotelübernachtung.

**18. Tag Hanoi–Bangkok** Freie Zeit. Rikscharfahrt durch die Altstadt. Transfer zum Flughafen. Flug nach Bangkok.

**19. Tag Bangkok–Zürich** Kurz nach Mitternacht Flug nach Zürich. Ankunft am frühen Morgen. Individuelle Heimreise.

Alle Ausflüge gemäss Programm inbegriffen | Programmänderungen vorbehalten | Weitere Details siehe Internet oder Prospekt verlangen | Reederei/Partnerfirma: Pandaw River Expeditions

Online buchen und sparen  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Verlangen Sie Karin Strübi  
Gratis-Nr. 0800 626 550

**Thurgau Travel**

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden  
Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)

# Finma politisiert

Von Christoph Mörgeli — Fast unbemerkt will die Finanzmarktaufsicht die Obergrenze für Bargeldgeschäfte senken. Sie orientiert sich an internationalen Regeln statt am Schweizer Gesetzgeber.



Schöngeschminkt.

Die diskrete Medienmitteilung im Hochsommer sollte die Neuerung wohl möglichst tief hängen. Unter dem unverfänglichen Titel «Finma veröffentlicht teilrevidierte Geldwäschereiverordnung» schrieb die Eidgenössische Finanzmarktaufsichtsbehörde im letzten Satz: «Zudem senkt die Finma den Schwellenwert für Identifikationsmassnahmen bei Kassageschäften auf das FATF-Niveau von 15 000 Franken.» Worum geht es konkret bei solchem Bürokratendeutsch?

Ab 1. Januar 2020 sollen alle Bürger nur noch Käufe bis 15 000 Franken in bar bezahlen dürfen. Ansonsten müssen sie ihre Personalien detailliert belegen und erklären, woher genau das Geld stammt. Diese neuste Bargeld-Regulierung wird nicht ohne nachteilige wirtschaftliche Folgen bleiben, etwa für Finanzdienstleister, Kunsthandel, Juwelier- und Uhrengeschäfte, Autogewerbe et cetera. Dabei ist im geltenden Geldwäschereigesetz ein Schwellenwert für Bargeld von 100 000 Franken vorgeschrieben. Das Parlament hat 2015 nach heftiger Diskussion und gegen den Willen des Finanzdepartements unter Eveline Widmer-Schlumpf ausdrücklich so entschieden. Nun soll der Gesetzgeber einmal mehr elegant ausgetrickst werden – mit Verweis auf internationale Regelungen.

Und weil es die regulierenden Rappenspalter im In- und Ausland so wollen.

Die Financial Action Task Force (FATF) – also der Arbeitskreis Massnahmen zur Geldwäschereibekämpfung bei der OECD – will in ihrem neusten «Länderexamen» in der Schweiz verschiedene Schwachstellen gefunden haben. Darum bestraft das Gremium unser Land mit seinen Folterwerkzeugen, die als «vertiefter Prüfungsprozess» schön geschminkt werden. Ausgerechnet die Schweiz mit den weltweit strengsten Geldwäschereivorschriften steht einmal mehr am subtilen Pranger. Denn kein Land ist ein dankbarer, vorausseilender Erfüllungsgehilfe immer weiterer Regulierungen.

## Durch die Hintertür

Besonders befremdlich ist das Vorpreschen der Finma, weil gegenwärtig der Vernehmlassungsbericht und die bundesrätliche Vorlage zu einer Änderung des Bundesgesetzes über die Bekämpfung von Geldwäscherei und Terrorismusfinanzierung noch gar nicht vorliegen. Einmal mehr tanzt die Finma dem Finanzdepartement von Ueli Maurer beziehungsweise dem Gesamtbundesrat auf der Nase herum. Alle für den Finanzmarkt relevanten Gesetze und Verordnungen werden hierzulande nämlich vom Parlament respektive vom Bundesrat verabschiedet. Die Finma kann im Gesetzgebungsverfahren Stellung dazu nehmen und ihre Stellungnahmen publizieren. Doch die Oberaufsicht über die Finma steht nach wie vor dem Parlament zu.

Entsprechend ungehalten reagiert SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi auf die Medienberichte über die Herabsetzung der Bargeldschwelle auf 15 000 Franken durch die Hintertür: «Ich will vom Finanzdepartement wissen, ob es die neuste Regulierungsänderung mit der Finma koordiniert und dieser zugestimmt hat.» Auch nehme ihn wunder, welche Person aus welcher Behörde an der entsprechenden Sitzung der FATF teilgenommen habe.

Dass die Schweizer Vertreter offenbar keinerlei Vorbehalte angemeldet und damit den erklärten Willen des Parlaments umdribbelt haben, belegt einmal mehr: In Finma und Finanzdepartement ziehen unsere Beamten die entscheidenden politischen Strippen. Dabei halten sie sich an internationale Vorgaben und foutieren sich um den Schweizer Gesetzgeber.

# McKinsey mit Béret



Philipp Rudolf Humm, Verwandlungskünstler.

Vor zwei Jahren entschied Philipp Rudolf Humm, sich eine Baskenmütze aufzusetzen wie einst Pablo Picasso oder Legionen von Polizisten und in London und Florenz Malerei zu studieren. Er war immerhin schon 57 Jahre alt, Vater von drei Kindern, längst geschieden. Midlife-Crisis mit Verspätung? Lange trug er die Anthrazit-Uniform der Managerklasse als Europa-CEO des Telefonriesen Vodafone, dazu eine Brille als einziges hervorstechendes persönliches Merkmal. Gedrillt in der Geheimarmee des Kapitalismus, der Kaderschmiede McKinsey, stieg er bei den kriselnden Tengelmann-Läden ein, war beim Aufbau des Amazon-Konzerns dabei, machte Karriere bei T-Mobile und der Deutschen Telekom, gründete Start-ups.

Er sagt, er sei immer zwei Personen gewesen, der Maler, der von der Kunstakademie in Belgien, wo er als Deutscher aufwuchs, abgewiesen wurde, und der Manager, der in Lausanne studierte. Heute ist Humm von Beruf Künstler. Er stellte schon bei Saatchi aus, die *New York Times* lobt ihn, das *Wall Street Journal* nahm ihn aufs Titelblatt. Verblüffte Kritiker fragen sich, wo sie Humms Kunst einordnen sollen: Pop-Expressionismus oder eher ein moderner Dalí-Surrealismus, der mit David Beckhams Körper oder Claudia Schiffers Madonnenantlitz spielt? Die dekorativen Bilder und Skulpturen des Mannes, der früher Milliarden mit Firmenübernahmen verschob, blieben bislang unter dem Radar der Spekulation und erreichen kaum 30 000 Dollar.

Humm beschäftigt derzeit ein Pakt mit dem Teufel: Faust und Mephisto. Inspiriert haben ihn Dalís Szenenbilder aus Dantes «Inferno». Humm verfilmt Goethes Monumentalschauspiel, den «Faust», Teil I und II. Die beiden zusammengefügt hatte Peter Stein erstmals an der Expo 2000 in Hannover, die Aufführung zog sich über 21 Stunden hin. Humms Kinoversion schrumpft auf 90 Minuten, verteilt auf 37 Szenen. Faust trägt Jeans und Rollkragenpulli wie Steve Jobs und probiert alle Möglichkeiten des Lebens aus, nur so findet er Erlösung. Wie der Mann, der sich alle Mützen aufsetzen kann.

Peter Hartmann

## Israel rettet Retter

Von Pierre Heumann — Assad und Putin nennen sie Terroristen, Israel hilft den Weisshelmen.



Gute Nachbarschaft: Weisshelme in Aleppo.

Ihre weissen Schutzhelme, die der Hilfstruppe den Namen gaben, sind im syrischen Bürgerkrieg immer wieder ein Zeichen der Hoffnung: ein Symbol dafür, dass es mitten im bestialisches Alltag noch so etwas wie Humanität gibt.

Doch jetzt müssen die Retter gerettet werden. Denn die Truppen des syrischen Herrschers Baschar al-Assad erobern im Süden des Landes Gebiete zurück, die sie bei Beginn des Bürgerkriegs an die Rebellen verloren hatten. Wo Assads Truppen einmarschieren, haben die Helfer keine Überlebenschancen. Assad und seine Alliierten in Moskau brandmarken die Weisshelme als Terroristen, als Feinde des Regimes. Deshalb entschlossen sich rund 800 Weisshelme zur Flucht, zusammen mit ihren Familien. Bei der Evakuierung, die international koordiniert war, spielte Israel eine Schlüsselrolle.

Mit Syrien ist Israel zwar seit Jahrzehnten im Krieg. Grenzübergänge gibt es nicht. Aber unter dem Namen Operation «Gute Nachbarschaft» setzt Israel seit einiger Zeit eine Politik der humanitären Hilfe durch. Schwerstverletzte aus dem Feindesland Syrien werden in israelischen Spitälern operiert und gesund gepflegt. Den Flüchtlingen auf der syrischen Seite liefert die israelische Armee Nahrungsmittel, medizinische Ausrüstung, Decken, Zelte oder Gas zum Kochen.

Jetzt hat die «Gute Nachbarschaft» eine neue Dimension erreicht. Mit tatkräftiger Unterstützung des israelischen Militärs wurden am Sonntag 422 Weisshelme und deren Angehörige aus der Gefahrenzone evakuiert. Weitere 400 haben die Flucht noch nicht geschafft. Sie laufen Gefahr, von Assads Truppen aufgerieben zu werden. Es sei denn, Israels Armee führe erneut eine humanitäre Rettungsaktion durch.

Wetten, dass Menschenrechtsorganisationen, die Israel sonst stets an den Pranger stellen, die ausserordentliche Aktion mit Schweigen quittieren werden?

## Bloss nicht abschalten

Von Claudia Schumacher — Alle reden von «Digital Detox». Gerade in der Ferienzeit ist es chic geworden, dem Smartphone zu entsagen. Eine Mode, so sinnlos wie Detox-Säfte für den Körper.

Sie können das jetzt sozial merkwürdig finden, aber: Mein Smartphone ist mein bester Freund.

Es informiert mich, wenn in Deutschland ein Fussballer aus der Nationalelf zurücktritt, wenn der Cem die Bachelorette abserviert oder eine alte Schulfreundin ein Kind bekommt. Mein Handy hat bessere Antennen als die gewiefteste Klatschtante – und verfügt über eine Bibliothek, die auf mich zugeschnitten ist: Vom Literaturklassiker bis zur *New York Times* lese ich praktisch alles digital. Social-Media-Apps halten mich auf dem Laufenden über das Leben von Freunden und Menschen, die mich ärgern, über die ich aber trotzdem alles wissen muss. Gleichzeitig bekomme ich die Aufmerksamkeit anderer in Form von Herzchen, Likes, Retweets und bösen Kommentaren zugeführt – das Handy ist ein brillanter Langeweilevertreiber. In fremden Städten navigiert es den Spaziergänger von A nach B, es speichert die schönsten Momente eines Lebens in Fotoalben, erinnert an Termine, dudelt Lieblingsmusik in die Ohren und behält Gesundheitsdaten, die Verhütung und die Monatsblutungen im Überblick.

Kurzum: Ein Smartphone ist ein grosser Schatz. Es gibt viele Menschen, auf deren Gesellschaft ich zugunsten eines Soloabends auf der Couch mit Smartphone verzichten würde – was ich auch regelmässig tue.

### Verteufeltes Begehren

Umso irritierter war ich, als mir erstmals eine Freundin erzählte, was mittlerweile fast jeder schon mal so ähnlich gehört hat: «Ich hab in den Ferien das Smartphone weggelegt. Konsequenter, tagelang. Digital Detox. So erholsam. Würde dir auch guttun!» – Aber wer soll in den Ferien die Fotos machen, wenn das Smartphone nicht mehr da ist?

Im Verlauf eines Tages vergehen tatsächlich nur wenige Minuten, in denen ich nicht mit dem Handy interagiere. Diese interaktionslosen Minuten fallen mehrheitlich in die Schlafenszeit. Mein Smartphone und ich sind halt wie ein frisch verliebtes Pärchen – und das in einer Langzeitbeziehung!

Nur will das kaum jemand so sehen. Man spricht jetzt von «Smartphone-Sucht» – und meint es immer öfter ernst. Der Mensch sei nur noch online und nie wirklich präsent, lautet die gängige Kritik. Der Stress der ständigen Erreichbarkeit treibe uns alle ins Burnout und vergifte unsere Psyche.

Mir tun Menschen leid, die sich etwas so Tolles wie ihr Smartphone verteufeln lassen. Besonders jene, die auf den neusten Tourismustrend reinfallen: Digital Detox unter professioneller Anleitung, in teuren *retreat*-Hotels irgendwo in den Bergen. Wer andere dafür bezahlt, das eigene Handy aus der Hand zu legen, ist ein armer Tropf. Genauso wie unser Körper über Organe zum Entgiften verfügt und keine teuren Detox-Saftkuren braucht, ist doch auch der menschliche Verstand in der Lage, eine gesunde Beziehung zur modernen Elektronik aufzubauen. Ein Smartphone-Verliebter, der nach der Kur in den Bergen zurück in die Stadt findet und sein Handy wieder anschaltet, verhält sich ausserdem genauso wie eine ausgehungerte Körperzelle nach fünf Tagen Detox-Saftkur vor einem Cheeseburger und einer Cola: zügellos.

Digital Detox ist ein unehrliches Konstrukt: Das Smartphone wird verteufelt, seine beständigen Freundschaftsdienste am Menschen in giftige Stressfaktoren umgedeutet. Es ist, als müssten wir in einer Gegenwart, in der die Sexualität ihre Sündigkeit eingebüsst hat, immer neue Teufel finden. Jedem das Seine, aber mir mein Handy, bitte. Mögen sich andere mit schlechtem Gewissen und Digital-Askese rum-schlagen: Mein Smartphone und ich bleiben auch in diesem Sommer unzertrennlich.



Bessere Antennen.



# Machtkampf um Raiffeisens Seele

Von Peter V. Kunz — Das Auswechseln der Raiffeisen-Spitze zieht das Publikum in Bann. Für die Zukunft der Bank ist jedoch wichtiger, dass die Genossenschaften an der Basis mehr Mitsprache erhalten.



Es herrscht Ruhe: Raiffeisen-Zentrale in St. Gallen.

Wie weiter bei Raiffeisen? Der drittgrösste Bankenkonzern der Schweiz, dem eine faktische Staatsgarantie zukommt, seit ihn die Nationalbank als systemrelevant (*too big to fail*) qualifiziert hat, scheint führungslos: der Verwaltungsrat in rapider Auflösung, der Verwaltungsratspräsident zurückgetreten und der CEO abtretend, spätestens per Ende Jahr. Herrscht Panik, steht die Schweiz am Abgrund? Sind die Bankkonten bei Raiffeisen gefährdet? Muss der Bundesrat intervenieren, und gibt es einen parlamentarischen Aufschrei? Nein, es herrscht Ruhe.

Es handelt sich um die Ruhe vor dem Sturm, denn ein interner Machtkampf steht bevor, um die Seele von Raiffeisen. Die Medien und das mehr oder weniger interessierte Publikum konzentrieren sich auf die süffige Personalsuche. Es werden Kandidaten präsentiert und diskutiert, als ginge es um eine neue Staffel der Fernsehsendung «Bachelorette». Doch die neuen Chefs des Verwaltungsrats und der Geschäftsleitung sind weniger wichtig als die Antwort auf die Frage: Wo liegt in Zukunft die Macht bei Raiffeisen, bei der St. Galler Zentrale, bei den 21 Regionalverbänden oder bei den Genossenschaftsbanken?

Raiffeisen stellt, seit Mitte des 19. Jahrhunderts, eine einzigartige Erfolgsstory dar, an der global mehr als 330 000 Unternehmen und eine

halbe Milliarde Genossenschafter mitschreiben, in der Schweiz total 255 Raiffeisenbanken mit fast vier Millionen Kunden und knapp zwei Millionen Genossenschaftern. Der schweizerische Gruppengewinn betrug letztes Jahr mehr als 900 Millionen Franken. Doch meist wird vergessen, nicht zuletzt von Raiffeisen wohlgesinnten Medien, dass diese Geschäftserfolge

## Die «Mutter» hat genügend Aufgaben, die sie nicht immer befriedigend erledigt.

weniger durch Herrn Vincenz oder die Zentrale in St. Gallen erarbeitet wurden, sondern primär durch die Basis von Raiffeisen, also durch die einzelnen Raiffeisen-Genossenschaften und ihre Angestellten.

Die Raiffeisen-Gruppe kann als atypischer Konzern bezeichnet werden. Bei den meisten Unternehmensgruppen – etwa UBS oder Credit Suisse – verläuft die Machtausübung «von oben nach unten», durch Aktienbeteiligungen der Muttergesellschaften an den Tochtergesellschaften. Bei einem Genossenschaftskonzern – wie Raiffeisen – geschieht dies umgekehrt, von «unten nach oben», weil es keine Beteiligungen gibt. In diesem Konzept war die St. Galler Zentrale in erster Linie als Dienstleis-

ter (Marketing, Rechtsberatung, Markennutzung etc.) für die einzelnen Raiffeisenbanken gedacht.

Doch im Raiffeisen-Konzern wurde diese Struktur sozusagen auf den Kopf gestellt, womit die basisdemokratische Seele von Raiffeisen verloren ging. Die Gruppenunternehmungen sind nicht durch Beteiligungen, jedoch vertraglich sowie statutarisch miteinander verknüpft, und diese Raiffeisen-internen Vernetzungen führten zu einem Machttransfer zur «Mutter» in St. Gallen. Die Zentrale führte (und führt) sich weniger als Dienstleisterin, sondern als Powerhouse auf, das sich – teils illegal – in die Zuständigkeiten der 255 «Töchter» einmischte, beispielsweise durch Weisungen über Fusionen oder durch Mitsprachen auf personeller Ebene.

## Riskante Vernetzungen

Es wird in den nächsten Wochen weniger ein personeller als ein struktureller Machtkampf stattfinden, befeuert durch die aufmuckenden Regionalverbände. Nach meiner Überzeugung sollten die Kompetenzen auf Stufe der Bankgenossenschaften verstärkt werden, und die Zentrale in St. Gallen müsste sich strategisch etwas reduzieren und auf ihre ursprüngliche Primärfunktion als Raiffeisen-interner Dienstleister fokussieren, gemäss dem Motto: «Schuster, bleib bei deinem Leisten.» Die Macht der Regionalverbände braucht keine Verstärkung, ansonsten das «Königreich St. Gallen» durch 21 «Fürstentümer» ersetzt zu werden droht.

Die «Mutter» soll ihre «Töchter» möglichst in Ruhe arbeiten lassen, sie hat genügend Aufgaben, die sie nicht immer befriedigend erledigt (Stichworte: Corporate Governance oder Legal Compliance). Die St. Galler Zentrale hat sich zudem mit der Thematik «Beteiligungskapital» auseinanderzusetzen und muss, auf behördliche Aufforderung hin, ihre eigene Umwandlung in eine Aktiengesellschaft abklären; dabei stellt sich die Frage, ob die 255 Raiffeisenbanken an einer künftigen Raiffeisen Schweiz AG «genossenschaftlich» – etwa mit je einer Aktie – oder «kapitalistisch» in Abhängigkeit von ihrer Wirtschaftskraft beteiligt würden.

Wie der Machtkampf um Raiffeisen enden wird, ist unklar. Die Hoffnung bleibt, dass die Seele von Raiffeisen zurückerobert wird, folglich die Elemente der Basisorientiertheit und der Selbsthilfe betonend. Mit dieser neuen «Macht der Basis» müssten wohl die riskanten Vernetzungen innerhalb des Raiffeisen-Konzerns zur Grundsatzdiskussion gestellt werden, was die Systemrisiken für die Schweiz reduzieren dürfte. Ein «Zurück zu den Wurzeln» bedeutet indes nicht, dass Raiffeisen Schweiz einen schwachen Verwaltungsrat erhalten sollte, ganz im Gegenteil – und wir dürfen gespannt sein, wen die «Bachelorette» auswählt.

Peter V. Kunz ist Professor für Wirtschaftsrecht an der Universität Bern

# Trampel Trump

Von René Zeyer — Mit dem amerikanischen Präsidenten kann es ganz übel enden. Nicht nur für ihn, sondern für uns alle. Das wird früher oder später auch die *Weltwoche* realisieren müssen.

Es gibt nur eines, was unerträglicher ist als Donald Trump: seine Gegner aus dem besserwisserischen und moralingeschwängerten Justemilieu, die regelmässig in Schnappatmung und Gehirnstarre verfallen, wenn sie ihm auf den Leim kriechen und ihn beispielsweise als selbst «zu dumm zum Lügen» (*Der Spiegel*) niedermachen wollen.

Es gibt wohl im ganzen deutschen Sprachraum nur einen, der Trump immer wieder enthusiastisch lobt, loben und anschmachten lässt: Roger Köppel. Beispielsweise in seinem Editorial «Sternstunden». Trump tourt wie eine Abrissbirne durch Europa? Trump lässt sich von dem kleinen Irren aus Nordkorea nach allen Regeln der Kunst über den Tisch ziehen? Trump braucht 28 Stunden, eine vom Blatt abgelesene Erklärung und mehrere Tweets, um alle völlig verwirrt darüber zurückzulassen, ob er nun glaube, dass die Russen versuchten, die amerikanischen Wahlen zu beeinflussen oder nicht? Oder nicht nicht? Aber nein, «Trump erweist sich als brillanter Aussenpolitiker», behauptet Köppel. Wir klappen den Unterkiefer wieder hoch.

## Finale con brio

Dann wird er geradezu lyrisch: Trump sei «der Sheriff aus dem Spätwestern, ruppig, aber mit dem Herz am ganz rechten Fleck». Nun, der Sheriff im Spätwestern ist zumeist ein ganz übler, korrupter und herrschsüchtiger Gangster. Genial verkörpert von Gene Hackman in Clint Eastwoods oscargekröntem Epos «Unforgiven». Eastwoods anfängliche Begeisterung für Trump hat inzwischen schwer nachgelassen, auch wenn er nicht so weit geht wie Arnold «Terminator» Schwarzenegger. Dieser beschimpfte Trump als «nasse Nudel» (umgangssprachlich für Weichei, Betrüger), der wie ein kleiner Fan an Putins Seite gewirkt habe.

Nach der Lyrik kommt noch die Überhebung: Während die meisten Medien Trump als Vollidioten beschrieben, komme seine Selbstdefinition, er sei ein «stabiles Genie», der «Wirklichkeit womöglich näher», seine Aussenpolitik nehme «tatsächlich geniale Züge an». Was er tat, war «brillant, virtuos, intelligent». Man fragt sich, was Köppel zu sich genommen hat, als er das schrieb. Gesund war es sicher nicht. Und nach der Überhöhung folgt das rauschende Finale con brio, wie man in der Seifenoper sagen würde: «Der

Gipfel von Helsinki war ein Meilenstein, eine Sternstunde rationaler Völkerverständigung und für Trump ein Triumph.» Es gibt wohl haargenau einen Menschen auf der Welt, der Köppels Einschätzung ohne Abstriche teilt: Trump selber.

Beiden entgeht – geblendet von der fremden und der eigenen Grösse –, dass das Treffen mit Kim genau null Komma nix gebracht hat, ausser dass der nordkoreanische Diktator keine Einlagen mehr in den Schuhen braucht, um sich gross zu fühlen. Auch hat Trump seine Nato-Verbündeten und seine EU-Partner ohne Not vergrätzt und nicht nur die Montenegriner beleidigt.

Wer vor zwei Jahren gesagt hätte, dass ein amerikanischer Präsident per Twitter regieren und auch mal eine vorher von ihm mit-

## Es gibt wohl haargenau einen Menschen, der Köppels Einschätzung teilt: Trump selber.

unterzeichnete gemeinsame Erklärung per Tweet in der Luft zerreißen wird, wäre für verrückt erklärt worden. Wer vor zwei Jahren gesagt hätte, dass ein amerikanischer Präsident seine Verbündeten als Feinde, seine Feinde als Freunde oder Konkurrenten bezeichnen wird, wäre für verrückt erklärt worden. Wer vor zwei Jahren gesagt hätte, dass es einen Präsidenten geben wird, der noch fauler als Reagan ist, noch verlogener als Clinton, noch dümmere als Bush junior, der wäre für verrückt erklärt worden.

Inzwischen ist es so: Entweder spinnt die Welt – oder in den USA sitzt ein Präsident im Weissen Haus, der den grössten Belastungstest für die amerikanischen Institutionen seit dem Bürgerkrieg darstellt. Es ist ja unbestreitbar, dass Trump in einigem recht hat,

vor allem auf wirtschaftspolitischem Gebiet. Aber auch das wird überschattet durch seine unangenehmste Eigenschaft: Als notorischer Lügner ist er unberechenbar. Und Berechenbarkeit ist das wichtigste Gut in internationalen Beziehungen, nicht nur zwischen Atommächten. Denn Berechenbarkeit gibt Handlungssicherheit. Berechenbarkeit misst sich zum Beispiel an der Vertragstreue. Oder am banalen Prinzip, dass geschlossene Verträge nur einverständlich mit allen Vertragsparteien verändert werden sollten. Aber wie soll das ein Immobilienhai verstehen, der so häufig Verträge nicht honorierte und deshalb in Tausende von Rechtshändeln verstrickt war? Wie soll das ein eitler Selbstdarsteller verstehen, der sich selber und seine Handlungen mit den ewiggleichen Adjektiven «great», «fantastic», «huge» beschreibt? Ein Betrüger, der schon lange nicht mehr zwischen Realität und Fiktion unterscheiden kann?

## Hammer-Argument

Das kann alles noch ganz übel enden, denn der Mann ist darauf gepolt, einer Niederlage mit einem Gegenangriff zu begegnen. Irgendwann wird dafür ein Tweet nicht mehr ausreichen. Trump wird auch früher oder später allen politischen Bewegungen schaden, die ihn unterstützen oder als einen der ihren anschauen. Denn von Trump lernen heisst nicht siegen lernen. Das haben die neuen politischen Kräfte in Europa schon schmerzlich erfahren, die seinen Wahltriumph zu lautstark bejubelten. Das wird Roger Köppel noch schmerzlich erfahren, wenn sich Trump als massloser Dummschwätzer und Tunichtgut in einer Art entlarven wird, dass es selbst sein grösster Fan nicht mehr übersehen kann. Aber vorher trägt Trump dazu bei, dass alle, die für Rechtsschaffenes eintreten, für Vernünftiges, Massvolles, Verantwortliches, Selbstbestimmtes, nicht nur mit den üblichen Schlagwörtern («Populist», «Hetzer», «Rechtskonservativer») niedergemacht werden. Sondern mit dem Hammer-Argument: «Das sagt Trump auch.»

René Zeyer ist Inhaber von Zeyer Kommunikation, Publizist und Buchautor.



Nach der Lyrik kommt die Überhebung.

## Personenkontrolle

### Senn, Thurnherr, Leuthard, Hauser-Süess, Pardini, Nussbaumer, Schneider-Ammann, Schneider-Schneiter



Sucht Nähe: Bundeskanzler Thurnherr.



Tugendhaft: SP-Nationalrat Pardini.



Stunden, Tage oder Wochen: Schneider-Schneiter.

**Daniel Senn**, Börsenvirtuose, musste sich am 25. Juli vor dem Bundesstrafgericht in Bellinzona für ein Primärinsider-Offizialdelikt verantworten. Das frühere Geschäftsleitungsmitglied der KPMG hat laut Anklageschrift «mehrfach vorsätzlich, mit Wissen und Willen» gegen das Revisionsaufsichtsgesetz gehandelt. Bei Redaktionsschluss lag das Urteil noch nicht vor, weshalb die Unschuldsvermutung gilt. Weil Senn nicht kooperierte und der Revisionsaufsichtsbehörde manche der verlangten Unterlagen verweigerte, verlor er 2014 die Zulassung als Revisor. Nun bringt die Anklage neben dem angeblichen Ausnutzen von Insiderwissen bei der Bank Sarasin weiteres

Erstaunliches zutage: Daniel Senn soll mit den Steuerbehörden wegen eines nicht als Einkommen deklarierten Betrags von 315 000 Franken in Verhandlung stehen. Er weigerte sich schlicht, zu diesem Betrag Stellung zu nehmen. Verwunderlich ist, dass sich die Strafverfolgungsbehörden dies einfach bieten lassen. Denn die Bundesanwaltschaft sollte zusammen mit der Finma ohne weiteres in der Lage sein, die Herkunft dieser Gelder nachzuweisen. Oder hat eine dieser Behörden Grund, nicht so genau hinzuschauen? (mö)

**Walter Thurnherr**, Leuthard-Intimus, rückt auch privat in die Nähe seiner früheren Chefin. Wie der *Blick* vor Tagen berichtete, hat der Bundeskanzler und frühere Generalsekretär von **Doris Leuthard** (CVP) in der unteren Berner Altstadt eine Dienstwohnung bezogen. Ausgerechnet im gleichen Berner Patrizierhaus, in dem seine frühere Dienstherrin residiert, wenn sie in Bern ist. Genaugenommen hat Thurnherr per 1. Juli die Wohnung der in Pension gehenden Leuthard-Mitarbeiterin **Brigitte Hauser-Süess** übernommen. Natürlich ist es ganz praktisch für den Bundeskanzler, mit der Bundesrätin der eigenen Partei Tür an Tür zu wohnen. Eine Frage steht trotzdem im Raum: Weshalb braucht ein hoher Magistrat, der in kurzer Pendlerdistanz von seinem Arbeitsort wohnt, zusätzlich eine teure Dienstwohnung in der Stadt Bern? (hmo)

**Corrado Pardini**, Tugendbold, hat als Moralapostel eine neue Bestimmung gefunden. Gegenüber der *Weltwoche* erklärte der Berner SP-Nationalrat, man müsse SP-Kollege **Eric Nussbaumer** auf den Pfad der Tugend zurückführen. Nussbaumer hatte Bereitschaft markiert, über die technischen Details der Acht-Tage-Regel zu diskutieren. In einem Interview mit Tamedia-Zeitungen beklagte Pardini, die Entourage von Bundesrat **Johann Schneider-Ammann** (FDP) habe diesen «vom Weg der Tugend» abgebracht. Er hoffe, Schneider-Ammann finde ihn wieder. Angesichts des von Pardini beschriebenen Berner Sittenverfalls kann man nur hoffen, dass er selber gegenüber den Verlockungen standhaft bleibt. (hmo)

**Elisabeth Schneider-Schneiter**, Geduldsprobe, findet es nicht gut, wenn sich im Volk Unmut regt über die zunehmend unpünktlichen SBB. Und so wies die CVP-Nationalrätin auf Twitter einen Bahnkunden zurecht, der sich zurückhaltend über eine achtminütige Verspätung beklagt hatte: «Keep cool!», es gebe «Länder, da wartet man Stunden, Tage oder Wochen auf den Zug». Das mag sein. Allerdings sind die SBB – dank Politikern wie Elisabeth Schneider-Schneiter – die teuerste Bahn der Welt. Da darf der Kunde und Steuerzahler auch ein bisschen mehr Pünktlichkeit erwarten als in Sierra Leone. (fsc)

## Nachruf



«Ein Schatz»: Gastro-Kritiker Gold.

**Jonathan Gold (1960–2018)** — Als dem Mann mit dem riesigen Bauch 2007 als erstem US-Gastrokritiker der Pulitzer-Preis verliehen wurde, war er in seiner Heimatstadt Los Angeles bereits eine Legende. Seit 1986 hatte Jonathan Gold im Gratisblatt *LA Weekly* eine Food-Kolumne, die alle Vorstellungen von Gastrokritik über den Haufen warf. Er schrieb zwar auch über gehobene Fresstempel. Aber viel mehr fesselten ihn die meist spottbilligen Lokale der Zuwanderer, Thais, Inder, Latinos, Koreaner. Sie sind oft im Hinterland von Los Angeles, versteckt in winzigen Malls. Serviert werden ausschliesslich Gerichte aus den Herkunftsländern. «Diese kulturelle Isolation mag politisch nicht gut sein», sagte Gold, «aber kulinarisch ist sie ein Schatz. Authentische Küche bleibt gewahrt.»

Dank seiner Kolumnen gingen Angelinos in Kneipen, die sie allein nie gefunden hätten. Dass die Stadt heute als Food-Mekka der USA gilt, verdankt sie zu einem grossen Teil dem Mann, der es als seine Mission begriff, «den Leuten die Angst vor ihren Nachbarn zu nehmen». Was Gold neben Food-Kolumnen leistete, war aus den Nachrufen zu erfahren: Dutzende prominenter Köche dankten ihm für die Unterstützung und seine Kritik, immer unerbittlich, nie verletzend. Nancy Silverton, 2014 als *US-chef* des Jahres ausgezeichnet, sagt: «Er richtete den Scheinwerfer nicht mehr auf exklusives Essen und die reiche Nachbarschaft, sondern auf die ganze Stadt.» Der Koch René Redzepi, dessen Kopenhagener Restaurant «Noma» jahrelang als das herausragendste der Welt galt, schrieb: «Für mich war Jonathan das Beste, was die Food-Gemeinde hatte. Er konnte alles, was in der Welt los war, in ein paar klare Absätze destillieren. Essen war der gemeinsame Nenner. Aber du wurdest beim Lesen nicht nur hungrig. Er liess dich auch neue Dinge über die Welt verstehen.» Jonathan Gold starb am 21. Juli an Krebs. *Beatrice Schlag*

# Neuer Schwabenkrieg

Von Hubert Mooser — Dem Bundesland Baden-Württemberg missfällt fast immer etwas an der Schweiz. Das gibt den dortigen Politikern Gelegenheit, sich zu profilieren. Derzeit geht es um die Regel, dass Firmen ihren Einsatz in der Schweiz acht Tage im Voraus anmelden müssen.

Andreas Schwab, 45 Jahre alt, wirkt seit vierzehn Jahren als CDU-Abgeordneter im EU-Parlament, stammt aus dem süddeutschen Städtchen Rottweil in Baden-Württemberg, ist verheiratet und hat vier Kinder. Der EU-Parlamentarier ist viel in der Schweiz unterwegs: manchmal auf Einladung des Think-Tanks Metrobasel oder des Europa-Forums in Luzern. Er sei ein grosser Freund der Schweiz, sagt er und betont gleichzeitig: «Aber wenn man eine gemeinsame Grenze teilt, gibt es natürlich die Notwendigkeit, Lösungen für grenzüberschreitende Herausforderungen zu finden.» Das hört sich vernünftig an, aber was Schwab unter «Lösungen für grenzüberschreitende Herausforderungen» versteht, geht der Schweiz gegen den Strich. So beispielsweise die Kritik an der Acht-Tage-Regel.

Diese Regelung besagt, dass Firmen aus einem EU-Land, die in der Schweiz tätig sein wollen, ihren Einsatz acht Tage vorher anmelden müssen. Fast die Hälfte aller Gesuche stammt aus Deutschland beziehungsweise aus dem süddeutschen Raum. In keiner anderen europäischen Region ist der Widerstand gegen die Acht-Tage-Regel so gross wie in Baden-Württemberg. Schwab poltert seit Jahren dagegen und gilt als einflussreichster Wortführer auf deutscher Seite bei diesem Streit. Schweizer Parlamentarier, die in der Vergangenheit mit ihm zu tun hatten, sagen, der Name seines Wohnortes in Baden-Württemberg sei für ihn fast Programm: Er wache bissig wie ein Rottweiler Kampfhund über die dogmatische Umsetzung der bilateralen Verträge.

## Schwelender Streit

Andreas Schwab selber findet, eine Voranmeldung sei in Ordnung. «Aber ob wirklich acht Tage nötig sind, um effektive Kontrollen sicherzustellen, halte ich für fraglich.» Die acht Tage hätten eher das Ziel, die Entsendung ausländischer Arbeitnehmer sehr unattraktiv zu machen. Der Lohnschutz, so Schwab, dürfe nicht gegen das zwischen der Europäischen Union und der Schweiz geschlossene Personenfreizügigkeitsabkommen verstossen. Gerade bei der Acht-Tage-Regelung sei die Verhältnismässigkeit dieser Massnahme deutlich überschritten. Schwab stört auch die Kautionspflicht. Je nach Kanton und Branche müssen Betriebe, die in der Schweiz Dienstleistungen erbringen wollen, einen hohen Geldbetrag hinterlegen – als Sicherheit zur Deckung von allfälligen Kontroll- und Verfah-



Bissiger Wächter: Europa-Abgeordneter Schwab.

renskosten oder Konventionalstrafen. Wer ist dieser deutsche Politiker, der die Schweiz wegen ihrer flankierenden Massnahmen ständig piesackt? Andreas Schwab ist in Rottweil geboren und aufgewachsen.

Nach dem Abitur studierte er Rechtswissenschaften an der Universität Freiburg im Breisgau. Seit 2004 gehört er dem Europäischen Parlament an und ist Mitglied der in Brüssel einflussreichen Lobbyorganisation Kangaroo Group. In Rottweil unterhält er zusammen mit CDU-Fraktionschef Volker Kauder eine Art Bürgerbüro. Mitglieder der Schweizer Efta-Delegation wie Nationalrätin Kathy Riklin (CVP), die ihn und seine Kritik von den regelmässigen Treffen mit dem Pendant des EU-Parlamentes kennt, sagt über

Schwab: «Unter Nachbarn kennt man sich halt gut, und dann schaut man etwas genauer hin.» Ein anderes Efta-Delegationsmitglied, SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi, erklärt: «Die Deutschen sind nun einmal für eine überkorrekte Auslegung der Personenfreizügig-

## Beim Bashing gegen die Schweiz heult der Rottweiler mit den süddeutschen Wölfen.

keit. Sie finden, dass wir die Regeln so auslegen sollen, wie sie es für richtig halten.» Wieder andere loben Schwabs perfektes Französisch. Dies sei bei einem deutschen Politiker schon fast eine Ausnahme. Beim Bashing ge-

gen die Schweiz heult der Rottweiler aber ausnahmslos mit den süddeutschen Wölfen.

Es gibt immer etwas, was Baden-Württemberg an der Schweiz missfällt. Als Beispiel kommt einem fast augenblicklich der seit Jahrzehnten schwelende Fluglärmstreit mit Deutschland in den Sinn. Es geht dabei um den Fluglärm über Gemeinden in Süddeutschland, den Flugzeuge verursachen, die den Schweizer Flughafen Zürich Kloten anfliegen. Nach jahrelangem Hin und Her unterzeichneten 2012 Bundesrätin Doris Leuthard und der damalige deutsche Verkehrsminister Peter Ramsauer einen Staatsvertrag, der eine etwas gerechtere Verteilung des Fluglärms vorsah. Aber auf deutscher Seite wurde der Vertrag wegen des grossen Drucks aus Baden-Württemberg nie ratifiziert. Einer, der damals gegen den Vertrag mobil machte, war Siegfried Kauder, der Bruder des CDU/CSU-Fraktionsvorsitzenden Volker Kauder.

Zurzeit gibt es auch Streit wegen des vom Bund geplanten Atommüll-Tiefenlagers. Drei Standorte will der Bundesrat vertieft untersuchen lassen: Jura Ost (AG), Nördlich Lägern (ZH/AG) und Zürich Nordost (ZH/TG). Die beiden letztgenannten Standorte liegen nahe der Grenze, was in Baden-Württemberg für Aufregung sorgt. In einem Brief an das Departement von Bundesrätin Doris Leuthard forderte der Umweltminister von Baden-Württemberg, Franz Untersteller, vorsorglich Entschädigungszahlungen. Von Berlin aus verlangte die Parlamentarische Staatssekretärin im Bundesumweltministerium, Rita Schwarzelühr-Sutter, die ebenfalls aus dem süddeutschen Raum stammt, ein Mitspracherecht bei der Festlegung des Tiefenlagers.

### Schlichtung durch die EU

Unterschätzen sollte man die Bemühungen von Schwab und Konsorten gegen die Acht-Tage-Regelung im EU-Parlament und bei der EU-Kommission nicht. Wenn man den Aussagen einzelner Diplomaten Glauben schenken darf, ist das süddeutsche Aufbäumen ein wichtiger Grund dafür, dass die EU der Schweiz seit Jahren einen Rahmenvertrag aufzwingen will, der die Eidgenossenschaft zur Übernahme von EU-Recht und EU-Gerichtsentscheiden zwingen soll. Jahrelang seien die EU-Unterhändler im Gemischten Ausschuss Schweiz – EU, also dort, wo Differenzen bei der Auslegung der bilateralen Verträge diskutiert werden, mit ihrer Kritik an der Acht-Tage-Regel abgeblitzt. So sei die EU auf die Idee gekommen, der Schweiz einen Rahmenvertrag aufs Auge zu drücken, dem auch die flankierenden Massnahmen unterstellt würden und bei dem der EU-Gerichtshof die Streit-schlichtungsinstanz darstellt. Wie dann Verfahren vor dem Europäischen Gerichtshof aus-

gehen, weiss man vom Fluglärmstreit. Nachdem Deutschland einseitig viel strengere Regeln für den Flugverkehr über Süddeutschland eingeführt hatte – das war noch, bevor Leuthard und Ramsauer einen neuen Staatsvertrag aushandelten –, zog die Schweiz den Fall vor den Europäischen Gerichtshof, blitzte dort jedoch, 2010 und 2013, zweimal ab. Und wenn der Europäische Gerichtshof zugunsten der Schweiz ent-

### Unterschätzen sollte man die Bemühungen von Schwab und Konsorten nicht.

scheidet wie 2011 im Streit zwischen süddeutschen Bauern und ihren Schweizer Nachbarn, die in Deutschland Agrarland pachten, dann machen süddeutsche Politiker wie Andreas Schwab trotzdem weiter Druck bei der EU gegen die Schweiz.

Zuerst kritisierte Schwab das Urteil in einer Pressemitteilung. Vier Jahre später forderte der Rottweiler CDU-Politiker in einem von ihm verantworteten Bericht über die Hindernisse beim EU-Binnenmarkt von der EU-Kommission, sie solle (trotz Entscheid des Europäischen Gerichtshofs) Landerwerb und Landpacht durch Schweizer Landwirte in den Grenzregionen eingehender prüfen. «Der Landkauf von Schweizer Bauern führt vor allem an der Grenze zur Schweiz zu einem erheblichen Preisanstieg für landwirtschaftliche Flächen», so Schwab: «Wir wollen sicherstellen, dass es für deutsche Bauern an der Grenze weiterhin möglich bleibt, ihren Betrieb aufrechtzuerhalten.» Ein Grund findet sich immer, um auf der Schweiz herumzuhacken, wenn man in Süddeutschland als Politiker wiedergewählt werden will.<

100% Schweizer Volksmusik,  
über Internet, Kabel,  
Satellit, Swisscom TV  
und DAB+

www.radiotell.ch

### Moral

## Özil hat recht

### Das deutsche Drama um den Fussballstar.



Fussballer Özil.

Der deutsche Fussballspitzenpieler mit türkischen Wurzeln, Mesut Özil, hat in einer Twitter-Mitteilung seinen Rücktritt aus der Nationalmannschaft erklärt. Als Grund gab er das Verhalten des Verbandes und der Teamleitung an. Er fühle

sich «nicht mehr gewollt» und glaubt, «dass vergessen wurde, was ich seit meinem internationalen Debut seit 2009 erreicht habe». Auslöser der Geschichte war ein Fototermin Özils, wo er mit dem türkischen Staatspräsidenten Erdogan posierte. Das Bild löste in Deutschland Proteste aus. Man warf Özil vor, er lasse sich für Wahlwerbung mit einem Autokraten einspannen. Es mottete. Nach dem Ausscheiden der Deutschen an der WM in Russland brach der ganze verklemmte Unmut über Özil los.

Haben die Empörten recht, die dem Nationalspieler Illoyalität und politisches Versagen vorwerfen? Oder liegt der in Deutschland geborene Özil richtig, der beteuerte, er habe doch dem legitimen Staatspräsidenten jenes Landes, in dem er seine Wurzeln habe, nicht eine schnöde Abfuhr erteilen können. Er habe das Foto nicht als Werbung für einen bestimmten Politiker, sondern als Geste des Respekts gegenüber dem Amt verstanden. In seinem Tweet schreibt Özil, der Verband habe ihm gar nie richtig die Chance gegeben, seine Sicht darzulegen, doch der Verbandschef Reinhard Grindel sei «viel interessierter daran» gewesen, «über seine eigenen politischen Ansichten zu sprechen und meine Meinung herabzusetzen». Grindel schweigt.

Aus Distanz betrachtet, hat Özil die besseren Argumente. Es war vielleicht etwas instinktlos, ausgerechnet während eines Wahlkampfs mit Erdogan zu posieren. Der Fussballer ist Deutscher, kein Doppelbürger. Auf der anderen Seite ist es legitim und sicher kein Skandal, wenn man als Sohn türkischer Eltern und erfolgreicher Sportler dem Präsidenten jenes Landes den Respekt erweist. In Deutschland allerdings sehen die meisten Medien beim Namen Erdogan reflexhaft rot. Wäre jemand anders Präsident, hätten sie Özil kaum so kritisiert. Deutschland scheint etwas schizophren: Auf der einen Seite ist man stolz auf Multikulti, auf der anderen Seite dreht man durch, wenn einer seine Wurzeln ehrt. Der Fall Özil offenbart die Vermurkstheit Deutschlands mit seinen Ausländern. Roger Köppel

# Wie weiter nach dem Friedensschluss?

Von Toni Locher — Nach zwanzigjährigen Auseinandersetzungen haben Äthiopien und Eritrea Frieden geschlossen. Was heisst das für die eritreischen Flüchtlingsströme in die Schweiz?

Es war am Sonntag des Fussball-WM-Finales in Moskau: In Eritreas Hauptstadt Asmara schauten die fussballverrückten Asmarinos – die meisten sind Fans von England oder Italien – für einmal nicht das WM-Finale, sondern das für sie viel wichtigere Ereignis in der Millenniumshalle von Äthiopiens Hauptstadt Addis Abeba. Dort jubelten fast 15 000 Menschen dem jungen äthiopischen Premierminister Abiy Ahmed und Eritreas Präsidenten Isayas Afewerki zu, die den am Montag zuvor in Asmara geschlossenen Friedens- und Freundschaftsvertrag nochmals mit einem Kulturprogramm und kurzen Reden besiegelten. Am Montag erfolgte die Wiedereröffnung der Botschaft Eritreas in Addis Abeba.

Am Mittwoch, 18. Juli, flogen zwei Maschinen der Ethiopian Airlines mit 450 Fluggästen ihren Jungfernflug nach Asmara – erstmals wieder nach zwanzig Jahren. Die Versöhnung zwischen den beiden «Erzfeinden» war überraschend für die Aussenwelt und geschah in atemberaubendem Tempo. Und dies nach zwanzigjährigem Stillstand und kaltem Krieg. Es waren Tage des Glücks, als sich Menschen, die seit Jahren getrennt waren, am Flugplatz von Asmara umarmen konnten.

In Addis Abeba hat die Vereinigung der Bischofskonferenzen Ostafrikas (AMECEA) den neuen Frieden zwischen Eritrea und Äthiopien als Gottes Werk gelobt. Und Erzbischof Protase Rugambwa fügte hinzu: «Die Kirche der AMECEA-Region sollte ihr Bewusstsein darüber erneuern, dass ihre Zukunft nicht länger von Missionaren und Entwicklungshelfern anderer Kontinente abhängt. Die Zukunft des afrikanischen Kontinents hängt von den Afrikanern selber ab.»

Auch Uno-Generalsekretär António Guterres reiste nach Addis Abeba und bestärkte den Antrag Äthiopiens, die Uno-Sanktionen gegen Eritrea aufzuheben. Die Afrikanische Union, die EU, die USA, die deutschen und die schwedischen Aussenministerien begrüssen den Friedensprozess.

## Verschärfung trifft die Falschen

Und die Schweiz? Es bestünde auch eine Chance für einen «Frieden» zwischen der Schweiz und Eritrea, nämlich die Aufnahme von diplomatischen Beziehungen auf Augenhöhe, wie es das grosse Äthiopien jetzt mit dem kleinen Eritrea vorgemacht hat.

Zeitgleich mit den Ereignissen in Eritrea und Äthiopien hat das Bundesverwaltungsgericht in St. Gallen den Ton in Sachen Eritrea-



Tage des Glücks: Wiedersehen am Flughafen Asmara in Eritrea, Juli 2018.

Asylsuchende verschärft. 2005 hatte die Vorgesängerin des Bundesverwaltungsgerichts, die Asylrekurskommission, die Türen für Deserteure und Dienstverweigerer weit aufgemacht. Die so willkommen geheissenen jungen Männer aus Eritrea kamen in Massen. 2015 hat Simonetta Sommaruga, damals Bundespräsidentin, beim Journalisten-Spaziergang an der Aare nochmals einen Willkommensgruss an die Jungen in Asmara gesendet. Jetzt soll die Tür wieder geschlossen, die Asylschraube angezogen werden. Das ist unfair gegenüber denen, die sich mit Paradiesvorstellungen von der Schweiz auf den langen Weg gemacht haben.

Die 37 000 Eritreer, die schon hier sind und von uns mit falschen Versprechen hergelockt wurden, soll man mit Anstand behandeln. Die Verschärfung des Asylgesetzes trifft die Falschen, nämlich nicht die jungen Männer, die an den Bahnhöfen herumhängen, sondern junge Frauen und Mütter, die spätestens mit dreissig Jahren aus dem Nationaldienst entlassen werden und denen jetzt die Aberkennung der vorläufigen Aufnahme und die Wegweisung in die Nothilfe droht.

Die Suizidrate unter ihnen hat stark zugenommen – dabei gibt es in der Kultur Eritreas die Selbsttötung extrem selten.

Während das Staatssekretariat für Migration die in der Schweiz lebenden Eritreerinnen in

Angst versetzt, fliegt Bundesrätin Sommaruga auf der Flucht traumatisierte Eritreerinnen direkt aus dem Niger in die Schweiz ein. Deren Integrationschance ist praktisch gleich null. Sinnvoller wäre es, sie nach Uganda zu fliegen, wo es eine grosse eritreische Gemeinde gibt, oder – mit einer anständigen Rückkehrhilfe – direkt

## «Die Zukunft des afrikanischen Kontinents hängt von den Afrikanern selber ab.»

nach Eritrea, wo sie eine tragfähige Verwandtschaft finden, die die Traumata der Flucht nach Libyen auffangen könnte. Das wäre besser als alle Trauma-Therapeuten in der Schweiz.

Noch ruft das Uno-Hochkommissariat für Flüchtlinge (UNHCR) die Schweiz ständig zur Aufnahme von solchen Resettlement-Flüchtlingen aus Libyen auf. Das UNHCR ist Teil des Problems: In seinen Richtlinien vom 20. April 2011 anerkennt es Migranten aus Eritrea (vierzig Prozent sind Äthiopier) prima facie zu 99,9 Prozent als Flüchtlinge nach der Genfer Konvention an. Dies ist nach dem Friedensschluss nicht mehr haltbar.

Jetzt braucht es klare Signale an die migrationswilligen Jungen in Eritrea, dass die Schweiz ihre Türen für junge Migranten aus Eritrea

zumacht. Denn der Friede in Eritrea führt dazu, dass der Nationaldienst auf achtzehn Monate – wie in Friedenszeiten vom Gesetz vorgesehen – reduziert wird und die wirtschaftliche Erholung des Landes neue Jobperspektiven eröffnet.

### Wirtschaftliche Chancen sind vorhanden

Die Demobilisierung in Eritrea ist allerdings ein komplexes Unterfangen. Wenn Eritrea jetzt im Hauruckverfahren alle Jungen, die an der Grenze gestanden sind, aus dem Nationaldienst entlässt, werden sich diese schnurstracks auf den Weg nach Europa und in die Schweiz machen, weil sie schwerlich Jobs in ihrer Heimat finden. Gleichzeitig mit einer geordneten Demobilisierung müssen in Eritrea sehr viele Arbeitsplätze für die Jungen geschaffen werden.

Zum Beispiel in der Hafenstadt Massaua am Roten Meer, die nach dem Frieden wieder aufblühen wird, weil der ganze Export aus Nord-Äthiopien über diesen nahen Hafen laufen könnte. Und weil südlich von Massaua das grösste industrielle Projekt entsteht, ein Pottasche-Düngemittel-Bergbauunternehmen in der Danakil-Wüste, das hundert Milliarden Dollar spiegelt. Nach dem Frieden wird das weltweit rentabelste Pottasche-Projekt noch interessanter, gibt es doch auf der äthiopischen Seite der Danakil ebenfalls grosse Pottasche-Vorkommen, die über Massaua ausgeführt werden könnten. Investitionen statt Almosen hatten sich die beiden Staatsmänner in ihren Reden gewünscht.

Die Schweiz tut bereits Gutes in Massaua: Im dortigen gewerkschaftlichen Berufsbildungszentrum werden von Schweizer Experten eritreische Berufsschullehrer weitergebildet – finanziert von der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza). Wie wertvoll die schweizerisch-eritreische Zusammenarbeit ist, konnte ich im Mai 2018 bei der Abschlussfeier für die ersten 95 Jungen, die hier eine Fortbildung absolviert haben, eindrücklich erfahren. Die 23-jährige Zebib Zeresghir, Angestellte bei der Hafenverwaltung von Massaua, entwickelte in der IT-Schulung eine Access-Datenbank, die es ermöglicht, die gesamten Einfuhr- und Ausfuhrdaten im Hafen von Massaua zu digitalisieren. «Auf Knopfdruck kann ich jetzt die Import-Export-Statistik erstellen», sagte mir Zebib stolz.

Dieses Pilotprojekt könnte stark erweitert werden, um den aus dem Nationaldienst Entlassenen landesweit eine gute Berufsbildung zu ermöglichen. Da kann die Schweiz viel sinnvolle Hilfe zur Selbsthilfe leisten, die den Migrationsstrom abschwächen würde. Ein kleiner Marshallplan der Schweiz für Eritrea? Aussenminister Ignazio Cassis könnte nach Asmara fliegen. Er ist unbelastet und hat die entsprechende transkulturelle Kompetenz, um sich in der ehemaligen italienischen Kolonie Eritrea und im «piccola Roma» von Asmara wohl zu fühlen.

Toni Locher ist Frauenarzt in Wettingen und Honorarkonsul von Eritrea in der Schweiz.

## Bundesrat

# Leuthards Millionenloch

Von Omar Gisler — Die Solartechnologiefirma Airlight Energy wollte die Stromproduktion revolutionieren. Millionen Franken Steuergelder wurden in den Sand gesetzt. Jetzt ermittelt die Tessiner Staatsanwaltschaft.

Während Bundesrätin Doris Leuthard Anfang Juni 2016 in ihrem Käse-Outlet den Gotthard-Basistunnel eröffnete, ereignete sich unweit des Festgeländes in Biasca für 32 Angestellte der Firma Airlight Energy Manufacturing SA ein Drama: Sie verloren über Nacht ihren Job. Die Pleite der hochgelobten Solartechnologiefirma arbeitet nun die auf Finanzdelikte spezialisierte Tessiner Staatsanwältin Fiorenza Bergomi auf. Im Raum stehen der Verdacht der ungetreuen Geschäftsführung und ein Schuldenberg in Millionenhöhe, den Airlight Energy hinterlassen hat. Zu den Geschädigten gehört auch eine Schweizer Bank, die sich nach der Analyse des Businessplans entschlossen hatte, in das marode Unternehmen zu investieren.

Den Braten offensichtlich frühzeitig gerochen hatte hingegen die Azienda Elettrica Ticinese (AET), die sich im Besitz des Kantons Tessin befindet. Die Stromgesellschaft hatte ihren 20-Prozent-Anteil an Airlight Energy im November 2012 abgestossen und dabei einen «kleinen Gewinn» erzielt, wie die Tessiner Regierung Anfang Jahr auf eine parlamentarische Anfrage antwortete. Was sie aus «Datenschutzgründen» nicht preisgeben wollte: Der Kanton Tessin hatte Airlight Energy mit 600 000 Franken unterstützt.

Die meisten Subventionen hatte das 2007 gegründete Unternehmen indes vom Bund erhalten: 2,5 Millionen Franken überwies Leuthards Bundesamt für Energie (BfE), während 1,8 Millionen Franken aus den Kassen der Agentur für Innovationsförderung (Innosuisse) kamen. «Der Ansatz von Airlight Energy für einen Parabolrinnenkollektor mit einem Beton als Frame und einem leichten, pneumatischen Spiegel mit Luft als Absorptionsmedium war/ist revolutionär und äusserst innovativ», begründet BfE-Sprecherin Marianne Zünd das finanzielle Engagement des Bundes.

In Biasca bauten die Ingenieure einen Prototyp, und in der Wüste von Marokko errichteten sie eine Pilotanlage, die den Ziegelofen eines Zementwerks in der Nähe von Agadir mit Strom versorgte. Sie experimentierten dort mit Solarthermie. Diese ist für heisse Standorte besser geeignet als die Fotovoltaik. Letztere verwandelt Sonnenlicht zwar direkt in Strom, aber ihre Leistungsfähigkeit sinkt bei zunehmender Temperatur. Dagegen kann es der Solarthermie nicht warm genug sein. Sie bündelt die Sonnenenergie zu grosser Hitze – zum Beispiel in Form von Dampf, der dann zur



«Geplatzte Träume»: Bundesrätin Leuthard.

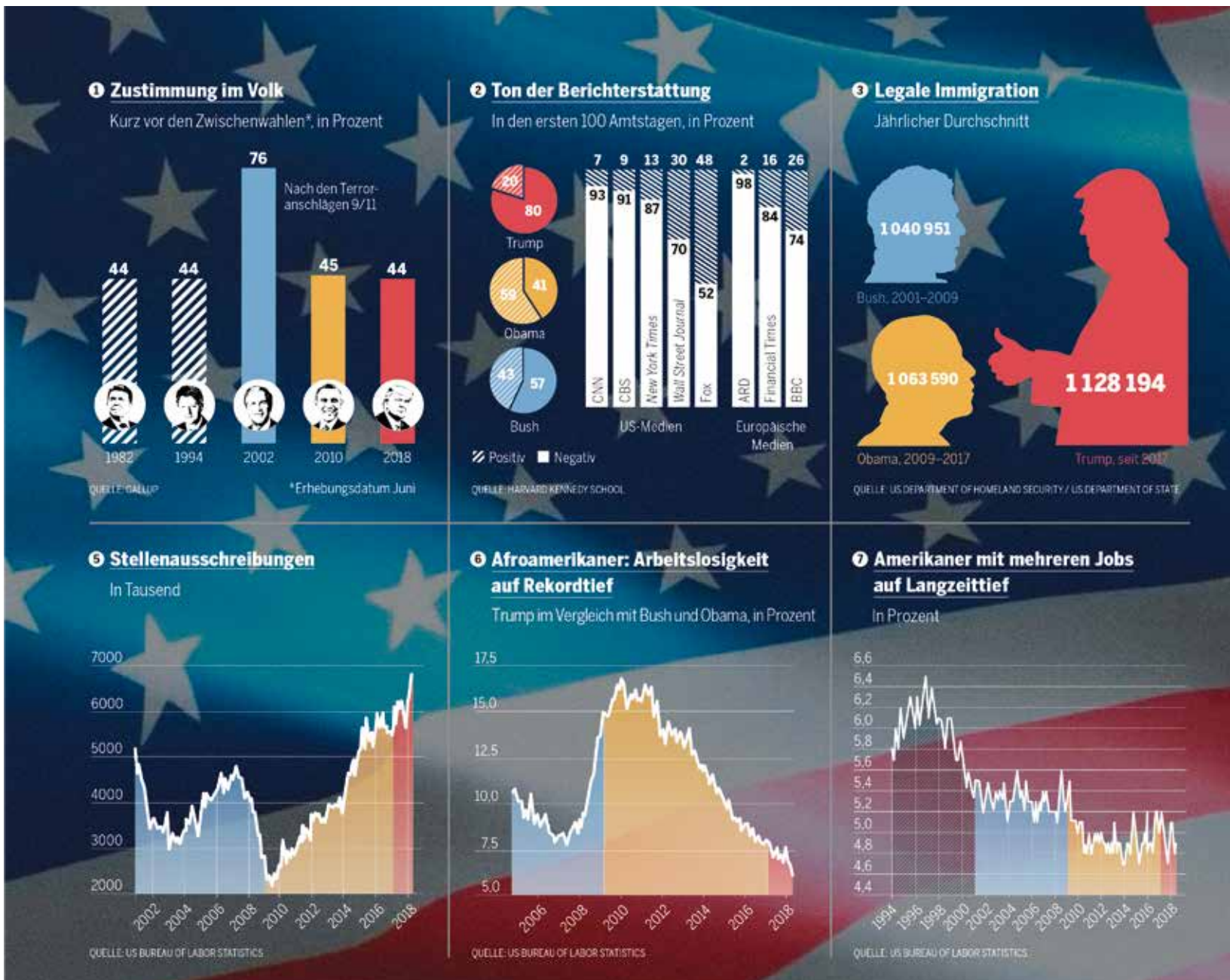
Stromgewinnung auf eine Turbine geleitet werden kann.

### 100 000 Franken für die Entsorgung

Die Technologie funktioniere, beteuerten die Verantwortlichen von Airlight Energy stets. Sie führten ihr Scheitern auf fehlende Mittel beim Vertrieb und bei der Vermarktung zurück. Zurückhaltender fällt das Fazit des BfE aus: Der technologische Ansatz von Airlight werde «so direkt nicht weiter verfolgt». Doch die beteiligten Forschungspartner, insbesondere die ETH und die Tessiner Fachhochschule Supsi, seien «im Thema weiter vorangekommen».

Für die Gemeinde Biasca ist das nur ein schwacher Trost. In seiner letzten Sitzung hat der Gemeinderat 100 000 Franken für die Entsorgung des Prototyps bewilligt, den der *Corriere del Ticino* als ein «störendes Monument für nicht eingehaltene Versprechen und geplatzte Träume» bezeichnet. Die lange Lebensdauer von bis zu sechzig Jahren war seinerzeit übrigens eines der Hauptargumente, mit denen Airlight Energy für sein Solarthermie-Kraftwerk warb.

Mit solchen Visionen rannten die Tessiner in Bern offene Türen ein. Noch Anfang 2016 durften Airlight-Vertreter Leuthard zum Cleantech-Innovate-Gipfel nach London begleiten. Bei ihrer Eröffnungsrede plädierte die CVP-Bundesrätin für mehr Energieeffizienz und einen Ausbau der erneuerbaren Energien. Sogenannte *clean technologies* könnten als Treiber für eine CO<sub>2</sub>-ärmere Welt bei diesem Prozess eine entscheidende Rolle spielen. Ob Leuthard dabei an Solarthermie-Kraftwerke in der Sahara dachte, ist nicht überliefert.



## Amerika

# Haben Sie gewusst ...?

Von Urs Gehriger — Fakten, Zahlen und Tabellen, die Trump-Muffel und sogar Donald-Cracks überraschen dürften.

Seit Donald Trump zum 45. US-Präsidenten gewählt wurde, ist eine nüchterne Debatte über seine Person und Politik praktisch unmöglich. Beim Gros der Medien ist die Ablehnung Trumps derart intensiv, dass Nachrichten, die nicht in das «dämonische» Bild des Präsidenten passen, ausgedünnt oder unterschlagen werden. Trump-Fans wiederum vergöttern ihren Präsidenten und deuten jede Kritik an ihm als Verschwörung. Zwecks angeregter Diskussion zwischen Grillgelage und Sonnenbad hat die *Weltwoche* Zahlen und Statistiken aus sicheren Quellen zusammengestellt. Sie sollen Trumps Politik erhellen und, in den Kontext seiner Vor-

gänger gestellt, einen erfrischenden Blick auf den umstrittensten Politiker der Gegenwart eröffnen.

**Volksbarometer:** Täglich jagen sich Meldungen über abgrundtiefe Umfragewerte Trumps.

Er sei der «unbeliebteste US-Präsident der Geschichte», vermeldete die Nachrichtenagentur AP, gestützt auf eine Volksumfrage, nach dem ersten Amtsjahr des neuen US-Präsidenten.

Fakt ist: Vier Monate vor den Zwischenwahlen steht Trump in der Volksgunst auf gleichem Niveau, wie seine Vorgänger zum selben Zeitpunkt ihrer Präsidentschaft gestanden haben (Grafik 1).

**Medien:** Trump hat bekanntlich eine katastrophal schlechte Presse. Eine Studie der Harvard University liefert die Fakten dazu: 80 Prozent der Nachrichten über Trump sind negativ (Grafik 2). Für die Medien ist der geschmähte Trump allerdings ein Segen. Was man über Sex sagt, gilt auch für den blondierten Präsidenten: «Trump sells». Praktisch jedes Medium verzeichnet dank Trump ein Quotenplus. Rekordhalter ist das linke MSNBC-Network mit einer Einschaltquotensteigerung von 48 Prozent.

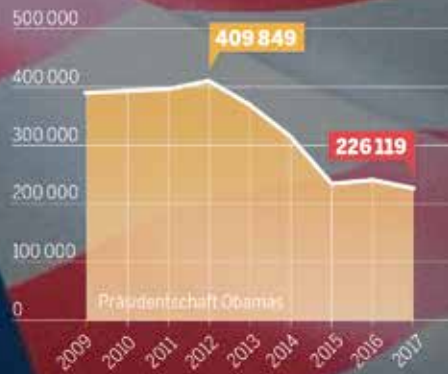
**Immigration:** Mauer gegen Mexiko, Nulltoleranz an der Grenze, Trennung von illegal eingewanderten Müttern und Kindern. Trumps Image als «seelenloser Fremdenhaser» wird täglich zementiert.

Fakt ist: Trump ist kein Feind von Ausländern und Immigration. Die legale Einwanderung war in seinem ersten Amtsjahr sogar höher als im Durchschnitt unter Bush und Obama (Grafik 3). **Rückführungen:** Wie viele illegale Einwanderer hat Obama während seiner achtjährigen



## ○ Rückführung von illegalen Migranten

Obama im Vergleich mit Trump



QUELLE: US IMMIGRATION AND CUSTOMS ENFORCEMENT

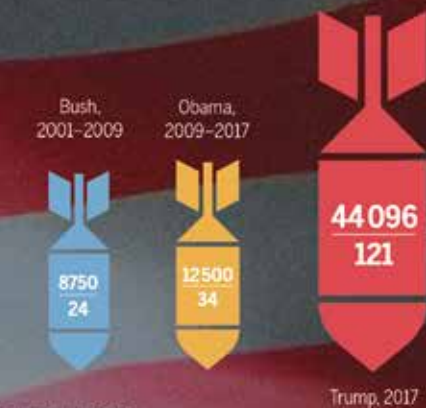
## Präsidentschaften

- George W. Bush, 2001 bis 2009
- Barack Obama, 2009 bis 2017
- Donald Trump, seit 2017

(Amtseinführung: jeweils am 20. Januar des Jahres)

## ○ Krieg

Bombenabwürfe im Irak, in Syrien und Afghanistan, pro Jahr bzw. pro Tag



QUELLE: US AIR FORCE

Amtszeit ausgeschafft? Zehntausend? Hunderttausend? Es waren mehr als drei Millionen. Trotzdem hat sich nie grosser Protest gegen seine Ausschaffungspolitik geregt. Ganz anders bei Trump, gegen den sich allseits Widerstand erhebt. Dies, obwohl er mit 226 119 Rückführungen im ersten Amtsjahr sogar unter Obamas niedrigstem Wert liegt (Grafik 4).

**Wirtschaft:** «Die Märkte stürzen ab», warnte Nobelpreisträger und Starkolumnist Paul Krugman in der *New York Times* unmittelbar nach Trumps Wahl.

Fakt ist: Unter Trump brummt der Wirtschaftsmotor. Die Schaffung von Arbeitsstellen hat einen historischen Höchststand erreicht. Die Arbeitslosigkeit ist unter vier Prozent gefallen und liegt damit auf dem tiefsten Niveau seit 2000. Vom Boom profitieren alle Teile der Gesellschaft. Die Arbeitslosigkeit unter Schwarzen ist seit Trumps Regierungsantritt auf ein Rekordtief gesunken. Und dies nicht, weil sich viele Beschäftigte mit mehreren (Billig-)Jobs abra-

ckern. Auch die Zahl der Arbeiter mit Mehrfachjobs ist auf einem der tiefsten Werte seit dreissig Jahren. (Grafik 5, 6, 7).

**Kriege:** Seit Trump am politischen Horizont aufgetaucht ist, scheint die Welt geradewegs in den Abgrund zu rasen. Sogar das Horrorszenario von einem Atomkrieg mit Nordkorea wurde von Medien intensiv beschworen.

Fakt ist: Trump hat bis dato keinen Krieg begonnen. Mit Nordkorea und Russland sucht er den direkten diplomatischen Draht.

Oft ausgeblendet wird indessen die aggressive Rolle Obamas. Der Friedensnobelpreisträger entpuppte sich bereits im ersten Amtsjahr als «Kriegsfürst» und «Drohnenpräsident». Zwar reduzierte er die Bodentruppen im Irak und in Afghanistan massiv, intensivierte jedoch den Krieg aus der Luft, namentlich durch Einsatz von Drohnen, wodurch die Zahl der zivilen Opfer in die Höhe schnellte. Auch vor Militärinterventionen schreckte der Kritiker des Irakkriegs nicht zurück. 2011 liess Obama in Libyen Dikta-

tor Gaddafis Regime sturmreif bomben, worauf das Land in die Anarchie stürzte, was sowohl islamistischen Terroristen als auch Migranten Tür und Tor öffnete. Letztere nutzen Libyen seither als Sprungbrett nach Europa.

Doch auch Trump scheint sich mit Krieg rasch anzufreunden. Im Wahlkampf gelobte er noch, Militäreinsätze nur im Notfall zu gewähren. Kaum an der Macht, schien Trump den Vorsatz vergessen zu haben. 2017 liess er 121 Bomben pro Tag abwerfen, fast vier Mal mehr als Obama, fünf Mal mehr als Bush (Grafik 8). Das Bombardement geht vorwiegend auf die erfolgreiche Offensive gegen den IS zurück. Zwar ging die Zahl der Abwürfe nach der Zerstörung des IS deutlich zurück. Doch auch mit den Bodentruppen hinterlässt Trump wieder einen grösseren Fussabdruck. Er stockte die Truppen in Afghanistan, im Irak und in Syrien auf. Das Militärbudget erhöhte er um 10 Prozent.

Mitarbeit: Amy Holmes

# Kein Sommermärchen für Macron

Von Jürg Altwegg — Präsident Emmanuel Macron will in den Banlieues einen «Paradigmenwechsel». Es sei sinnlos, Milliarden in die Vorstädte zu pumpen. Das trägt zur Popularität des «Jupiters» wenig bei: Das Volk ist nach dem WM-Sieg im Hoch, aber Macrons Umfragewerte sind im Sinkflug.

Hunderttausende von Fans waren frustriert: Mit mehreren Stunden Verspätung begann die Triumphfahrt der französischen Weltmeister auf den Champs-Élysées, und sie dauerte kaum mehr als eine Viertelstunde – aus Angst vor Attentaten, wie im Nachhinein etwas verschämt erklärt wurde. Mehr Zeit als für das Volk hatten die Spieler für den Präsidenten. Ausgiebig und ausgelassen wurde im Elysée-Palast gefeiert. Allen verlieh Macron die Ehrenlegion. Hier wie vor dem «Hôtel de Crillon», in dem die Stars übernachteten, wartete die Menge vergeblich auf ihre Idole. Einzeln reisten die Spieler am Tag danach zu weiteren Ehrungen und Feierlichkeiten in die Provinzstädte und Banlieues ihrer Herkunft.

Derweil zitierte Macron die Chefs von Frankreichs hundert grössten Unternehmen ins Elysée: Total, Danone, die Post. Die Spitzen der Autohersteller und der Telekommunikationsfirmen. Alle folgten dem überraschenden Aufgebot. Macron redete ihnen ins Gewissen: «Schafft Arbeitsplätze in den Vorstädten.» Mit irgendwelchen Auflagen oder Ankündigungen war der Appell nicht verbunden. «Wir brechen mit der Politik der diskriminierenden Massnahmen» in den Banlieues, erklärte unverblümt der Staatssekretär für den Zusammenhalt der Territorien, Julien Denormandie, die Initiative. Will heissen: Es gibt vom Staat kein Geld. Das hatte der Präsident schon Ende Mai verkündet. In den Stunden des Sieges wie der Niederlagen rücken Frankreichs Vorstädte, aus denen die farbigen Fussballer stammen, in den Mittelpunkt der Wahrnehmung.

## Goldenes Händchen

Wie ein unbekannter Komet war Macron, Fan von Olympique Marseille, am Firmament erschienen. Seit seiner Wahl meinten es die Götter gut mit dem jugendlichen Helden im Elysée. «Jupiter» führte Frankreich zurück auf die Bühne der Weltpolitik, vermittelte der Wirtschaft neues Vertrauen in den Standort Frankreich und schickte sich an, das Land zu reformieren. Er hebelte das Arbeitsrecht aus und liess, als hätte er Nerven wie Margaret Thatcher, den monatelangen Streik der Bahnarbeiter ins Leere laufen: Erstmals seit einem Jahrhundert ist eine französische Regierung nicht vor ihnen eingeknickt. Die Züge fahren die Reisenden pünktlich in die Ferien, und zu deren Beginn

fiel Macron auch noch der zweite Stern für den Weltmeistertitel in den Schoss. Eher unverhofft, aber nicht ganz unverdient.

Auch um sie hatte sich der hyperaktive Präsident mit dem goldenen Händchen verdient gemacht. Er besuchte die Spieler im Trainingslager. Didier Deschamps stand unter Druck, die Vorbereitungsspiele – ein Unentschieden gegen die USA – waren so ernüchternd wie jene der Deutschen. In seiner Rede an die Mannschaft widersprach er dem Begründer der Olympischen Spiele der Neuzeit, Pierre de Coubertin («Teilnehmen ist wichtiger als siegen»):



«Neue Methode»: Präsident Macron, Bodyguard Benalla (r.).

«Eine Meisterschaft ist gelungen, wenn man sie gewinnt.» Macron stützte die angeschlagene Autorität von Deschamps: «Der Coach hat immer recht.» Den Ersatzspielern machte er deutlich, dass auch sie zum Team gehörten. Den

## Die Spieler antworteten auf alle Fragen unisono und verkünden weiterhin: «Vive la République!»

Stars sagte er, dass auch sie sich dem Kollektiv unterordnen müssten. Deschamps soll gestrahlt und mit dem Finger auf sein Ohr gezeigt haben: «Hört dem Präsidenten gut zu.»

Als «zwölften Mann» bezeichnete ihn der *Figaro* nach dem Endspiel. Seinen Jubel-Ausbruch beim ersten Tor gegen Kroatien hielt der russische Fotograf, der auch schon Putin mit nacktem Oberkörper beim Fischen porträtiert hatte, fest. Das emblematische Bild des französischen Triumphs kam auf die Titelseiten der Weltpresse, als sei es Macrons Sieg. Umgehend

stellten sich die Spieler in den Dienst seiner politischen Instrumentalisierung. Noch aus dem Umkleideraum, in dem er sie besuchte, verschickten sie Selfies und Filme von Macrons neuerlicher Rede. Sie präsentierten sich wie Helden nach der Schlacht, die ihren König und Captain feiern.

## Instrumentalisierung

Frankreich, das von Macron aus seiner Depression erlöst wurde, erlebt ein Sommermärchen, das Land befindet sich im Stimmungshoch. Die Euphorie ist fast so überschwänglich wie vor zwanzig Jahren, als «Les Bleus» zu Hause erstmals Weltmeister geworden waren. Damals befand sich das Land im Griff der Vergangenheitsbewältigung, die multikulturelle französische Nationalmannschaft «black-blanc-beur» wurde zum antifaschistischen Stosstruppunternehmen gegen Jean-Marie Le Pen hochstilisiert: Er hatte den schwarzen und nordafrikanischen Spielern vorgeworfen, dass sie die Marseillaise nicht mitsingen. Ein neuer Gesellschaftsvertrag aus dem Geist des antirassistischen Fussballs und die Integration der Einwanderer aus den ehemaligen Kolonien wurden verkündet. Das Wirtschaftswachstum zog an, die Geburtenraten stiegen. In den Beliebtheitsumfragen gewann Präsident Chirac achtzehn Punkte.

Doch die Versprechungen erfüllten sich nicht: Vier Jahre später kam Jean-Marie Le Pen in die Stichwahl, und bei der WM 2002 schied der Titelverteidiger torlos in der Vorrunde aus. Die Verbindung von Fussball und Politik ging auf Kosten beider. Am spektakulärsten war der Streik der «Islam-Fraktion» 2010 in Südafrika. Nach den Revolten in den Banlieues kam der Terror der Islamisten. Unter Macrons Vorgänger François Hollande verlor Favorit Frankreich 2016 das Endspiel bei der Europameisterschaft zu Hause – vier Tage vor dem Attentat am Nationalfeiertag in Nizza.

2018 ist fast alles ganz anders. Im Frankreich von Emmanuel Macron wurde der Fussball genauso zielstrebig von den ideologischen und historischen Altlasten befreit wie die Politik. Es gab keine Diskussionen um Doppeladler und doppelte Staatsbürgerschaft. Unter der Anleitung des Präsidenten hatte Deschamps seine Spieler aus den Banlieues zu politisch korrekten Staatsbürgern umerzogen. Sie widmeten ihren Sieg der Nation, antworteten auf alle Fra-



Von ideologischen Altlasten befreit: feiernde Franzosen in Paris nach dem Sieg an der Fussballweltmeisterschaft.

gen unisono und verkünden weiterhin zigfach: «Vive la République!»

Geblieden ist die Instrumentalisierung: Eine siegreiche Nationalmannschaft spielt im Einklang mit der Regierung. «Es waren nicht unbedingt die besten Spieler, aber die Spieler, die am besten zusammenspielen», schwärmt der Chef von Macrons Bewegung «La République en marche!»: «Das ist unsere Vorstellung von Teamarbeit.» Unter einem Coach, der immer recht hat.

### Die erste grosse Affäre

In Frankreich hatten sich gerade die ersten Anzeichen einer Ernüchterung über das politische Wunderkind breitgemacht. Als «Präsident der Reichen» war Macron wegen seiner Steuergeschenke an die Superreichen in die Kritik geraten. Empörung löste seine Bemerkung aus, dass «unser Sozialsystem eine Riesenknete [un pognon de dingue] kostet und die Menschen gleichwohl in der Armut verharren lässt». Der Präsident, der nur vier Stunden schläft, hatte die Botschaft um halb zwei in der Nacht via Twitter in die Welt geschickt. Genauso schockiert hatte Macron zuvor schon mit seinen Äusserungen zu den Banlieues.

Nach seinem Amtsantritt hatte er Jean-Louis Borloo, der unter Chirac Stadtminister war, mit einer Bestandesaufnahme beauftragt. Borloo legte Ende Mai seinen Bericht und einen Massnahmenkatalog, der Milliardeninvestitionen propagierte, vor. Linke und rechte Stadtpräsi-

denten jubelten ihm zu, von einem «Marshall-Plan für die Vorstädte» war die Rede. Für Marine Le Pen geht er viel zu weit, für Jean-Luc Mélenchon von «La France insoumise» nicht weit genug. Bei der Präsentation verriss Emmanuel Macron diesen in Borloos Anwesenheit nach Strich und Faden: «Genau das funktioniert nicht mehr.» Sinnlos sei es, weitere Milliarden in Vorstädte zu pumpen, in die sich nicht einmal mehr die Polizei zu begeben wage. «Diese Pläne sind so alt wie ich», höhnte der vierzig Jahre junge Präsident, «und ausnahmslos gescheitert: Wir brauchen eine neue Methode.»

Sogar in den Banlieues selber ist letztere keineswegs erfolgreicher als die vielen gescheiterten Pläne, die stets nur Resignation auslösten. Auch in den muslimischen Vorstädten wurde der Sieg gefeiert, die wenigen Ausschreitungen waren keineswegs schlimmer als die Plünderungen auf den Champs-Élysées, und für die sexuellen Übergriffe waren offensichtlich vor allem weisse betrunkene Franzosen verantwortlich. Die Euphorie ist Balsam auf die Seele der Franzosen, sie wird Macrons Reformen beflügeln. Sie stärkt ganz offensichtlich auch das Selbstbewusstsein und die Bereitschaft des Präsidenten, an seinem Kurs festzuhalten. Ob grenzenlose Geldzahlungen in die Banlieues tatsächlich eine «Diskriminierung» sind, bleibe dahingestellt. Auf den Vorwurf des Zynismus reagierten Macrons Sekundanten völlig unbeirrt: «Das ist unser Paradigmenwechsel», sowohl im Fussball, wo er zu besten Resultaten führte, wie in den Ban-

lieues, wo «keinen Plan» zu haben, durchaus als Fortschritt gewertet werden kann.

Zu diesem Paradigmenwechsel gehört allerdings auch, dass die Instrumentalisierung des entpolitisierten Fussballs den Abstieg Macrons in Meinungsumfragen nicht stoppen konnte.

Die jüngste Affäre in seiner Entourage trägt zum Popularitätsschwund bei. Als Beauftragten für seine Sicherheit engagierte Macron in der üblen Tradition der politischen Geheimpolizei seinen Bodyguard Alexandre Benalla, den er mit unerhörten Privilegien ausstattete. Der 26 Jahre alte Benalla wurde in der Dienstwohnung untergebracht, in der einst François Mitterrand seine Geliebte und das gemeinsame Kind versteckt hatte. Er hatte Weisungsrecht über die Polizei. Am 1. Mai prügelte Benalla auf Demonstranten ein und trug dabei einen Polizeihelm, der ihm als Zivilisten nicht zustand. Der Präsident und der Innenminister haben versucht, die Affäre zu vertuschen und ein Justizverfahren zu verhindern. Das enthüllte *Le Monde* wenige Tage nach den Siegesfeiern. Die Reaktionen der Opposition reichen von «Staatsskandal» bis «Watergate».

Es handelt sich um die erste grosse Affäre in Macrons Regierungszeit. Sie hat seinem Sommermärchen ein brüskes Ende gesetzt. Auch bei der Triumphfahrt auf den Champs-Élysées war der aus Marokko stammende Benalla dabei. «Im Bus allerdings», kommentierte der Verbandspräsident der Weltmeister, Noël Le Graët, «hat er niemanden zusammengeschlagen.»

# «Wir brauchen einen Marshallplan für Afrika»

Von Lally Weymouth — Matteo Salvini steht mit seiner harten Flüchtlingspolitik europaweit in den Schlagzeilen. Der neue Innenminister und Vizepremier erklärt seine Faszination für Putin. Er sagt, warum er den Euro nicht aufgeben will und wie das Migrationsproblem in den Griff zu bekommen ist.

**Matteo Salvini, wie verlief Ihre Reise neu-lich nach Russland?**

Sehr gut. Ich traf den Innenminister [Wladimir Kolokolzew, d. Red.], und wir einigten uns darauf, einige gemeinsame Datenbanken zu schaffen, so wie wir es mit Israel getan hatten. Wir unterhielten uns über Terrorismus, Cybersicherheit, den Kampf gegen den Drogenhandel und über ausländische Kämpfer, die aus Syrien und dem Nahen Osten nach Europa zurückkommen. Unsere Geheimdienste sprechen von mehreren tausend ausländischen Kämpfern, von denen einige nach Italien gekommen sind. Jeden Tag unterzeichne ich Verfügungen zur Ausweisung von Leuten, die mit dem islamistischen Terrorismus verbunden sind.

**Man sagt, Sie seien der mächtigste Politiker in Italien. Was tun Sie, was die alten Politiker nicht taten?**

Wir benutzen eine neue Sprache, und wir benutzen die sozialen Medien unter Einbezug vieler junger Leute.

**Was ist die neue Sprache?**

Sie ist direkter, einfach, konkret.

**Welches ist Ihre Botschaft? Keine Immigranten mehr?**

Nicht bloss dies. Wir sind für Rentenreform, sichere Arbeitsplätze, die Flat Tax und Justizreform.

**Kürzlich hatten Sie eine Auseinandersetzung mit Premierminister Giuseppe Conte und Vizepremier Luigi Di Maio wegen eines italienischen Boots mit Immigranten aus Nordafrika. Sie sagten, es dürfe nicht landen, aber Conte und Di Maio befahlen, die Immigranten aussteigen zu lassen. Werden die beiden ihre Haltung bereuen?**

Ich bin auf der gleichen Wellenlänge wie Ministerpräsident Conte. Unser Ton ist verschieden, aber unsere Haltung ist dieselbe.

**Finden Sie, dass Italien von Europa unfair behandelt worden ist und dass Ihr Land zu viele Immigranten aufnehmen muss?**

Ja, wir haben in den letzten vier Jahren 654 000 Migranten auf dem Seeweg hereingelassen. Viele erhielten politisches Asyl. Heute beherbergen wir in Hotels 170 000 Migranten, die auf Abfertigung warten.

**Sollen andere europäische Länder mehr Migranten bei sich aufnehmen?**

Nein, das Endziel ist nicht die Verteilung der Migranten auf verschiedene europäische Staaten, sondern zu verhindern, dass sie nach Europa kommen und aus Afrika



«Für mich ist Populismus ein Kompliment»: Innenminister Salvini.

weggehen. Wir müssen in Afrika intervenieren. Wir brauchen einen Marshallplan für Afrika, um die Lebensbedingungen in den Herkunftsländern zu verbessern.

**Hat nicht die EU einiges Geld bereitgestellt, um es in verschiedenen afrikanischen Ländern zu investieren?**

Ja, aber Europa hat sechs Milliarden Euro für die Türkei lockergemacht und bloss 500 Millionen Euro für Afrika. Unser Kampf richtet sich darauf, mehr in Afrika auszugeben.

**Glauben Sie, dass Italien darum einen überwältigenden Anteil an Flüchtlingen erhält, weil es so nahe bei Nordafrika liegt?**

Europa hat eingesehen, dass Italien viel getan hat – vielleicht zu viel. Ich habe meinen französischen und deutschen Kollegen erklärt, dass wir keine weiteren Migranten aufnehmen können.

**Ihre Einwanderungspolitik ist bei der italienischen Bevölkerung sehr populär.**

Im Augenblick, ja, weil wir gegenwärtig beinahe 500 000 illegale Migranten haben. Dazu kommen fünf Millionen legale Migranten, die beinahe 8 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen.

**Was halten Sie von Präsident Trumps Einwanderungspolitik?**

Ich bin während des Wahlkampfes zu einer Trump-Veranstaltung gegangen, und ich schätze es, dass er tut, was er den Wählern versprochen hat – so wie er Jerusalem als Hauptstadt Israels anerkannt hat.

**Was halten Sie vom jüngsten Treffen zwischen den Präsidenten Trump und Putin?**

Es ist ein sehr positives Zeichen – eine Annäherung zwischen den USA und Russland ist eine gute Nachricht für Italien und Europa.

**Ihrer Partei, der Lega, ist vorgeworfen worden, dass sie Geld vom «Vereinigten Russland», Putins Partei, erhalten hat.**

Dies sind Fake News. Wir haben diejenigen, die dies berichteten, vor Gericht gezogen. Wir haben nicht einen Euro, nicht einen Rubel, nicht einen Dollar entgegengenommen.

**Aber die Lega hatte eine Vereinbarung mit der Partei Vereinigtes Russland.**

Ja, eine politische Vereinbarung, die im Internet bekanntgegeben wurde. Sie betraf die Zusammenarbeit zwischen Jugendbewegungen in kulturellen und wirtschaftlichen Fragen, etwa mit dem Front national in Frankreich und der Freiheitlichen Partei in Österreich.

**Wieso wollen Sie die Sanktionen gegen Russland aufheben?**

Weil sie nichts gebracht haben und weil sie gemäss Statistiken den italienischen Exporten schaden.

**Sie sagten, Russland habe ein Recht gehabt, die Krim zu annektieren.**

Es gab ein Referendum.

**Es war ein gefälschtes Referendum.**

Dies ist Ihre Meinung. Es gab ein Referendum, und 90 Prozent der Leute stimmten für eine Rückkehr der Krim in die Russische Föderation.

**Ein Referendum unter der Besetzung durch russische Soldaten.**

Vergleichen Sie dies mit der gefälschten Revolution in der Ukraine, einer von ausländischen Mächten finanzierten Pseudorevolution – vergleichbar mit dem Arabischen Frühling.

**Unterstützen Sie die Nato?**

Ja, wir gehören zur Atlantischen Allianz.

**Nächstes Jahr finden Parlamentswahlen in der EU statt. Werden Sie mit andern Parteien in Europa zusammenspannen, um zu versuchen, im EU-Parlament eine Mehrheit zu erhalten?**

Die nächsten Europawahlen werden fundamental sein. Ich will Parteien zusammenbringen, die im Europäischen Parlament eine Mehrheit erreichen können – Parteien aus Österreich, den Niederlanden, Schweden, Frankreich, Deutschland, Parteien aus jedem EU-Land.

**Parteien, die wir populistisch nennen würden?**

Für mich ist Populismus ein Kompliment. Unser Ziel ist ein anderes Europa, in dem jedes EU-Land die Freiheit hat, über seine eigene Wirtschaftspolitik zu entscheiden.

**Sehen Sie Italien als Teil Europas? Oder möchten Sie Italien aus der EU herausholen?**

Wir arbeiten daran, Europa von innen her zu ändern.

**Also nicht Italien aus der EU herauszuholen?**

Nein, nein. Wir wollen die Wirtschafts-, Steuer- und Landwirtschaftspolitik ändern.

**Welche Europaregeln würden Sie ändern?**

Einige würde ich sofort ändern, beispielsweise die Bankenregulierung.

**Im Maastricht-Vertrag gibt es eine Regel, welche die Budgetdefizite auf 3 Prozent des Bruttoinlandsprodukts beschränkt. Werden Sie sich daran halten?**

Wir tun unser Möglichstes, um dies zu respektieren, aber die 3 Prozent sind nicht in Stein gemeißelt.

**Gibt es irgendetwas, was Sie dazu bewegen könnte, aus der Koalition, die Sie eingegangen sind, auszusteigen und Neuwahlen auszurufen? Ihre Partei ist in den Umfragen im Aufwind, und Sie könnten die Wahlen gewinnen.**

Ich tue meine Arbeit als Minister nicht auf der Grundlage von Meinungsumfragen.

**Heisst das, die Antwort ist nein?**

Nein, Conte ist Ministerpräsident, und er hat das letzte Wort.

**Wenn Sie sich an Ihr Wahlversprechen halten, werden Sie die Steuern senken und jedem ein Grundeinkommen zusichern. Experten befürchten, dass dies das Defizit stark vergrössern wird.**

Nein.

**Aber der Koalitionsvertrag verlangt höhere Ausgaben und eine Steuersenkung. Wie tut man das, ohne das Defizit aufzublasen?**

Wenn die Wirtschaft wächst, können andere Ziele verwirklicht werden. Da wir in den letzten Jahren die Politik der EU umgesetzt haben, ist es zu einer Rekordverschuldung in Italien gekommen. Bezüglich Wachstum ist Italien in Europa an zweitletzter Stelle. Ich beabsichtige, etwas völlig anderes zu tun.

**Und das wäre?**

Die Flat Tax einführen und eine Amnestie für alle mit Steuerschulden bis 100 000 Euro, um ihnen zu helfen, aus den Schulden herauszukommen. Für uns sind dies kleine Schulden.

**2016 sagten Sie: «Jeder, der für uns stimmt, wird wissen, dass eine Regierung der Lega Nord den Euro abschaffen und zu einer nationalen Währung zurückkehren wird.» Glauben Sie dies immer noch, oder haben Sie Ihre Meinung geändert?**

Nein, ich habe meine Meinung nicht geändert. Ich halte den Euro immer noch für ein Fehlexperiment. Aber da er nun einmal da ist, müssen wir die Bedingungen verbessern.

**Sie glauben nicht mehr, was Sie einmal über die Abschaffung des Euro gesagt haben?**

Haben Sie auch schon Ihre Meinung geändert?

---

**«Eine Annäherung zwischen den USA und Russland ist eine gute Nachricht für Italien und Europa.»**

---

**Wall-Street-Banker und Experten halten Italien für ein Finanzrisiko. Sie befürchten, Ihre Regierung begreife nicht, dass Europa es sich nicht mehr leisten kann, Italien aus der Patsche zu helfen.**

Die italienische Wirtschaft ist sicher. Ich habe mich mit fast allen CEOs der Grossbanken getroffen – italienischen und amerikanischen. Sie warten auf eine Steuer- und eine Justizreform, bevor sie in Italien investieren.

**Werden Sie eine Justizreform durchführen?**

Die Justizreform ist am kompliziertesten. Jeder Reformversuch – von links und von rechts – ist auf Probleme gestossen. Viele Investoren haben Angst vor den langen Gerichtsprozessen im italienischen System.

**Welches sind Ihre Hauptherausforderungen als Innenminister?**

Ich bin erst seit 47 Tagen Minister. Neben der Migrationsfrage kämpfen wir gegen die Mafia, den Drogenhandel und andere kriminelle Organisationen. Die Mafia ist überall.

**Wie mächtig sind diese Organisationen?**

Wir bekämpfen sie, versuchen ihnen das Geld wegzunehmen. Sie kriegen es aus dem Drogenhandel und Waffenschmuggel. Sie verdienen auch an der illegalen Einwanderung.

**Weder Österreich noch Deutschland wollen Einwanderer. Brauchen diese Länder nicht Einwanderer, um ihre Volkswirtschaften**

**wachsen zu lassen? Sie haben derart tiefe Geburtenraten.**

Ich teile diese Meinung nicht.

**Ohne Arbeiter geht es aber nicht.**

Wenn die Wirtschaft wächst, werden die Familien sich entscheiden, mehr Kinder zu haben. Letztes Jahr hatten wir in Italien die tiefste Geburtenrate seit 150 Jahren.

**Es gibt Deutsche und vielleicht auch Italiener, die keine geringqualifizierten Jobs wollen. Viele dieser Arbeiten werden beispielsweise in Deutschland von Türken ausgeführt.**

Das Problem ist die Qualität der Arbeit. Wenn eine deutsche Person sich weigert, für den Lohn zu arbeiten, den eine türkische Person mit Bodenwaschen verdient, dann hat sie recht. Sie sollte einen solch tiefen Lohn nicht akzeptieren. In unserem Koalitionsvertrag mit der Fünf-Sterne-Bewegung haben wir einen Minimallohn festgesetzt.

**Werden Sie bald in die USA reisen?**

Ja, aber zuerst muss ich die nordafrikanischen Länder besuchen.

**Was möchten Sie dort erreichen?**

In Libyen, wo ich vor zwei Wochen war, arbeiten wir daran, die Lage zu normalisieren. Das Ziel sind freie Wahlen. Ich traf den Uno-Sondergesandten, der dabei ist, alle Gruppen zusammenzubringen, um die Lage zu diskutieren.

**Versuchen Sie, die EU dazu zu bringen, in afrikanischen Ländern mehr zu investieren?**

Ja, im Niger, Tschad, in Mauretanien. Es sind dies Transitländer. Nigeria ist auch sehr wichtig, 60 000 nigerianische Migranten kommen auf dem Seeweg.

**Wird Italien investieren? Will es die EU?**

Die EU wird investieren. Italien kann ein bisschen investieren.

**Wieso haben Sie sich auf die Roma eingeschossen?**

In Italien leben 40 000 Roma in Lagern.

**Wieso lassen Sie sie dort nicht in Ruhe?**

Sie leben in totaler Gesetzlosigkeit.

**Werden Sie die Roma ausschaffen?**

Nicht die italienischen. Einige haben das italienische Bürgerrecht. Dies ist keine ethnische Frage. Es gibt in Mailand in der Nähe meines Hauses ein Roma-Lager. Sie stehlen und brennen darin alles nieder.

**Stimmt es, dass Sie sehr strikte Ansichten in sozialen Fragen haben?**

Nein. Ich bin bloss gegen Adoption und Leihgeburten bei schwulen Paaren. Die Lega stimmte gegen Zivilpartnerschaften von Homosexuellen, weil dies uns auf die schiefe Ebene zu Adoptionen bei schwulen Paaren bringt. Ansonsten kann jeder tun, was ihm beliebt.

Aus dem Englischen von Hanspeter Born

Lally Weymouth ist leitende Mitherausgeberin der *Washington Post*. In ihrer Karriere interviewte sie unter anderem Saddam Hussein, Oberst Gaddafi, Hafis und Baschar al-Assad und jeden israelischen Premierminister seit 1981. Vorliegendes Interview mit Salvini gewährte Weymouth der *Weltwoche* als exklusiven Nachdruck.

## Völlig ohne Fehr und Tadel

Von Christoph Mörgeli

Gemäss gegenwärtigem Leitbild besteht der Hauptzweck der NZZ-Mediengruppe in der Herausgabe «unabhängiger Medien mit bürgerlich-liberaler Grundhaltung». Die *Neue Zürcher Zeitung* sei «einer freisinnig-demokratischen Ausrichtung» verpflichtet. Wie aber passt dazu die überschwängliche, völlig unkritische Würdigung der Zürcher SP-Regierungsrätin Jacqueline Fehr? NZZ-Journalist Stefan Hotz schreibt über Fehr, sie führe «die Direktion der Justiz und des Innern kompetent und bis jetzt fehlerfrei». Und er meint «fehlerfrei» völlig ironiefrei.

Offenbar war es kein Fehler, dass unter Jacqueline Fehrs Verantwortung der Schwerverbrecher Tobias Kuster auf Hafturlaub im Zürcher Seefeld einen unschuldigen Mann mit einem Messer erstach. Auf einem Hafturlaub, den Fehrs Parteikollege und Kriminologe Martin Killias als «klaren Fehlentscheid» beurteilte. Ebenso ohne Fehl und Tadel war, dass Jacqueline Fehr den Dietiker Statthalter Adrian Leimgrübler (FDP) entliess – allerdings «unrechtmässig» und im Alleingang statt mit dem Segen des Gesamtregierungsrats, wie das Verwaltungsgericht rügte. Allein dieser Fehler kostete die Steuerzahler über eine Million Franken. Ebenso war es kein Fehler, dass in Fehrs Justizdirektion der Häftling Hassan Kiko seine Aufseherin Angela Magdici verführte. Um kurz danach mit ihr durch die weitgeöffneten Pforten des Gefängnisses Limmattal zu flüchten.

Die «fehlerfreie» Jacqueline Fehr ist wie eine blindwütige Tarantel auf den marokkanischen Flüchtling Kacem El Ghazzali losgegangen, als dieser der Schweizer Linken Blindheit vor dem politischen Islam vorwarf. Nach der Tötung zweier Kinder durch deren verzweifelte Mutter kanzelte Fehr vor allem die Kesb-Kritiker ab. War auch der Streikaufruf der twitternden Regierungsrätin an alle fussballspielenden Doppelbürger kein Fehler? Oder Jacqueline Fehrs Vorschlag, das Stimmrecht aller älteren Mitbürger einzuschränken? Oder die Peinlichkeit der verschwundenen Kesb-Akten in der Strafanstalt Pöschwies?

Erst wenige Tage im Amt, baute Regierungsrätin Fehr ihr Büro und die vorgelagerten Räume für 650 000 Franken aus – und zwar «inklusive gemütlicher Sofa-Ecke, die Wohnraum-Atmosphäre ausstrahlt». Dies enthüllte übrigens die NZZ. Also dieselbe NZZ, die Jacqueline Fehr heute das Zertifikat «fehlerfrei» ausstellt.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Wo Trump recht hat

Von Peter Bodenmann — Die Amerikaner geben im Verhältnis zu den Deutschen viel zu viel für das Militär aus.



Immerhin richtige Fragen: Trump (l.) und Putin in Helsinki.

**T**Trump ist ein unerträglicher Bluffer. Er lügt schneller, als jedes Maschinengewehr schiessen kann. Und trotzdem wird Trump absehbar die nächsten US-Präsidentenwahlen gewinnen. Weil die Demokraten schwach waren, sind und bleiben. Personell und konzeptionell. Und weil Trump immerhin richtige Fragen in den politischen Raum stellt.

**Trump hat recht 1** — Die Amerikaner geben im Verhältnis zu den Deutschen zu viel fürs Militär aus. Und zehnmal so viel wie die Russen. Für Trump sollen die Deutschen mehr amerikanische Waffen kaufen. Richtiger wäre das Gegenteil: Die Amerikaner müssten ihre Militärausgaben reduzieren und stattdessen in ihre verlotterte Infrastruktur investieren und sozialer werden. Es fehlt leider eine weltweite Friedensbewegung, die – wie einst in Sachen Vietnam – Druck aufbaut.

**Trump hat recht 2** — Dauerhaft hohe Handelsbilanzüberschüsse zerstören die Weltwirtschaft. China, Deutschland und die Schweiz exportieren zu viel nach Amerika und importieren zu wenig aus Amerika. Anstatt einen Zollkrieg auszulösen, würde Trump gescheiter den Dollar um 25 Prozent abwerten. Mit positiven Folgen für die USA: Schweizer Krebsmedikamente würden über Nacht 25 Prozent billiger. Und die gar nicht so schlechten Ami-Schlitten in der Schweiz preislich viel attraktiver.

**Trump hat recht 3** — Die Russen werden ihre Krim nie wieder hergeben. Die Sanktionen gegen Russland waren wirtschaftlich ein Eigen-goal. Trump versucht mit Putin in die Gänge zu kommen. Und lädt ihn deshalb gleich noch nach Washington ein.

Trump ist ein Gefangener. Er kann nichts gegen die Rüstungslobby machen. Und seine Reichen wären stocksauer, wenn ihre Dollars plötzlich 25 Prozent weniger wert wären. Umso mehr müssten China, Deutschland und die kleine Schweiz Salz in die offenen Wunden reiben. Was Russland betrifft, können ihm nur die Italiener helfen, wenn sie die EU zum Abbruch der Sanktionen zwingen. China kann hohe Zölle relativ locker wegstecken. Der Aufholbedarf der 1,4 Milliarden Chinesinnen und Chinesen ist in Sachen Konsum gewaltig. Die Diktatur der KP Chinas ist nur aufrechtzuerhalten, wenn der Yuan dank gewaltigen Konjunkturprogrammen rollt. Die Kommunisten wissen, wie man Kapitalismus staatlich steuert.

In Deutschland fordert dies bisher nur der alternde Professor Dr. Bert Rürup. Stattdessen wird Angela Merkel weiterwursteln. Die deutsche Sozialdemokratie bleibt im freien Fall. Wer will schon eine Merkel gegen eine Andrea Nahles oder einen Olaf Scholz eintauschen?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Hart im Nehmen

Von Kurt W. Zimmermann — Was zählt mehr? Moral oder Meinungsfreiheit? Die Meinungsfreiheit hat es schwer.

Zuerst eine erste, notwendige Vorbemerkung: Meinungsfreiheit ist Teil der Menschenrechte.

Nun eine zweite, notwendige Vorbemerkung: Moral ist nicht Teil der Menschenrechte.

Damit wären wir beim Fall der *Zeit*-Journalistin Mariam Lau, die letzte Woche Schlagzeilen machte. Der Fall ist exemplarisch.

Lau hatte in der *Zeit* die privaten Seenotretter im Mittelmeer kritisiert. Sie schrieb: «Je mehr gerettet wird, desto mehr Boote kommen – so einfach ist das und so fatal.»

Nun ging in den sozialen Medien der Proteststurm los. Man fand das wieder mal «mensenverachtend», und natürlich war ein kritischer Kopf wieder mal ein «Nazi». Das rosarote Justemilieu schäumte in seinen bewährten Verbalinjuriere.

Dagegen ist im Prinzip nichts einzuwenden. Die sozialen Medien haben für den Journalismus eine wichtige Entwicklung ermöglicht, die Entwicklung zu mehr Lesernähe. Über Jahrhunderte hatten sich Redaktionen zuvor im luftleeren Raum bewegt, fern ihres Publikums, das sich allenfalls in ein paar Leserbriefen Luft machen konnte, die dann im Papierkorb landeten.

Das ist durch Facebook und Twitter und all die Medienforen völlig anders geworden. Nun prasseln die Reaktionen extrem schnell und heftig auf die Redaktionen nieder. Meist sind es Proteststürme von links, weil dort die gnadenlosesten Weltenretter sitzen.

Im Fall der *Zeit* ging nun die Chefredaktion unter dem Druck aus dem Internet in die Knie. In der nächsten Nummer distanzierte sie sich von ihrer Journalistin und gelobte: «Wir haben uns vorgenommen, es in Zukunft wieder besser zu machen.»

Im Konflikt zwischen politischer Korrektheit und Meinungsfreiheit hatte die politische Korrektheit gewonnen. Dass die Zeitung bei der Debatte über Flüchtlingspolitik einbrach, ist folgerichtig. Migration ist derzeit das beste Thema, mit dem sich Stellvertreterkriege um die richtige Gesinnung führen lassen. Ähnlich befrachtet sind etwa Antisemitismus und Homosexualität.

Die Meinungsfreiheit ist in westlichen Ländern in der Verfassung wie in der Menschenrechtskonvention festgeschrieben. Sie ist verfassungsmässig enorm stark abgesichert, weil sie als zentrales Bürgerrecht einer demokratischen Gesellschaft gilt. Meinungsfreiheit ist der Gegenpol zum Staatsanspruch.



Luftleerer Raum: Publizistin Lau.

Im Alltag entsteht die grösste Bedrohung der Meinungsfreiheit inzwischen durch den Druck der sozialen Medien. Sie haben sich von anfänglichen Debattenforen in hohem Mass zu Mobilmachungsplattformen der richtigen Ideologien entwickelt.

Für die Chefredaktionen stellt sich damit ein wachsendes Problem. Soll man sich dem Druck des Volkes beugen, auch wenn das Volk sehr schnell zum Mob werden kann? Oder soll man im Gewitter standfest bleiben, auch wenn dies ökonomische Nachteile wie etwa Abo-Kündigungen nach sich zieht?

In Deutschland hat es die Meinungsfreiheit in diesem Spannungsfeld schwer. Die Chefin von *Spiegel* online etwa distanzierte sich von ihrem Kolumnisten Jan Fleischhauer, der die neue italienische Regierung attackiert hatte. Die *Süddeutsche Zeitung* trennte sich von ihrem Karikaturisten Dieter Hanitzsch, weil das Netz wegen einer scheinbar antisemitischen Zeichnung zum European Song Contest aufheulte.

Die deutsche Hysterie hat bisher nicht in die Schweiz übergegriffen. In unseren Medien, wir vermerken es gern, ist Meinungsfreiheit noch kein Handelsgut.

Um es im Boxer-Jargon zu sagen: Unsere Wutbürger teilen zwar ebenso rabiat wie ihre deutschen Pendanten aus. Aber unsere Chefredaktoren sind deutlich härter im Nehmen als ihre deutschen Kollegen.

# Berlin first!

Von Henryk M. Broder — Feiertage und «Ruhegeld» fürs Nichtstun.

Berlin ist spitze! Die Stadt hat über 56 Milliarden Euro Schulden angehäuft und liegt damit im Bundesvergleich auf Platz drei, nach Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen. Rechnet man die Schulden pro Kopf der Einwohner um, sind es 15 700 Euro, weniger als in Bremen, Hamburg und Saarland, aber mehr als in NRW, Schleswig-Holstein und Rheinland-Pfalz. Was die Staatssekretäre angeht – das sind «die ständigen Vertreter der Senatoren, sie steuern die Verwaltung und halten ihren Chefs intern den Rücken frei» –, so sind es in Berlin bundesweit mit Abstand die meisten, nämlich 25. NRW kommt mit sechzehn aus, Bayern mit sechs. In Berlin kann es passieren, dass ein Staatssekretär, der nur zwei Jahre amtierte und danach in den «einstweiligen Ruhestand» versetzt wurde, 26 Jahre lang ein «Ruhegeld» fürs Nichtstun bezieht, insgesamt 800 000 Euro.



Auch bei den Arbeitslosen hat Berlin die Nase weit vorn. Mit 7,9 Prozent belegt es, nach Bremen, Platz zwei, was die Berliner Medien bereits als Erfolg feiern, denn vor einem Jahr waren es noch 8,8 Prozent. Bundesweit sind es fünf Prozent, in Baden-Württemberg drei, in Bayern nur 2,7. Vor allem aber: Ohne die 4,2 Milliarden Euro aus dem Topf des Länderfinanzausgleichs von insgesamt 11,2 Milliarden Euro gingen in Berlin schnell die Lichter aus.

So kommt es, dass die Berliner alles in allem guter Laune sind, wie Kinder, die gut versorgt werden, ohne sich dafür anstrengen zu müssen. Wäre da nicht ein Problem. Berlin hat die wenigsten «gesetzlichen Feiertage», übers Jahr verteilt sind es neun, in Bayern dagegen dreizehn. Deswegen hat der Regierende Bürgermeister der Stadt seinen Berlinern einen zusätzlichen gesetzlichen Feiertag versprochen. «Die Frage ist nicht so sehr, ob wir einen solchen Feiertag bekommen, sondern eher welchen.» Zur Wahl stehen unter anderem der 8. Mai, der Tag, an dem das Dritte Reich offiziell kapitulierte, und der 27. Januar, der Tag, an dem Auschwitz von der Roten Armee befreit wurde.

Den Berlinern ist es egal, welcher Tag es wird, Hauptsache, sie können «ins Grüne», ersatzweise in die nächste Eckkneipe ziehen und dort die Hymne der neuen deutschen Arbeiterbewegung singen: «Jetzt wird wieder in die Hände gespuckt. Wir steigern das Brutto-sozialprodukt.»



«Wie herrlich ist es, Schweizer zu sein»: Täschalp mit Blick in die Walliser Alpen.





Zum 1. August

## Überleben in einer verrückten Welt

Eine Lagebeurteilung in Gesprächen, Essays und Begegnungen.

- 26 **Markus Somm**  
Lebendiges Land, lebensmüde Chefs
- 30 **Umfrage Vision 2040**
- 34 **Alexander Gauland** Der AfD-Chef über Deutschland und die Weltpolitik
- 42 **Gerda Steiner und Jörg Lenzlinger**  
Besuch beim Künstler-Duo
- 43 **Best of Weltwoche-Künstler-Cover**
- 44 **Ma Anand Sheela** Was macht die Frau, die einst Bhagwans rechte Hand war?
- 48 **Auf der Überholspur** Zehn junge Schweizerinnen und Schweizer
- 58 **Roberto Balzaretto** Im Clinch mit dem höchsten Schweizer EU-Diplomaten
- 62 **Marco Borradori** Der Bürgermeister von Lugano über die rechte Hochburg
- 64 **Die Schweiz in Zahlen**
- 66 **Beat Gygi** Lob der Kartelle
- 68 **Reiner Eichenberger**  
Zuwanderung verteuert den Boden
- 70 **Chantal Galladé** Die SP-Nationalrätin tritt ab und öffnet sich
- 72 **Heinz M. Buhofer, Metall-Zug-Chef**  
In Zug bleiben ist eine Leistung
- 74 **Schweiz-EU in Zitaten**
- 78 **Andreas Isenschmid**  
Spaziergang mit dem Literaturkritiker
- 81 **Schweden** Vorbild Schweiz
- 82 **Eric Gujer, NZZ-Chefredaktor**  
«Wir sind das Leitmedium»
- 86 **Max Lobe** Der spektakulärste Doppelbürger der Schweizer Literatur
- 88 **Irène Kälin, Grünen-Politikerin**  
Newcomerin im Nationalrat
- 90 **Lars Feld, Mitglied der «Fünf Weisen»**  
Wirtschaftsprognosen aus erster Hand
- 93 **Brevier der Demokratieverächter**
- 94 **Laura Fernandez, Balletttänzerin**  
Als ob das Herz explodieren würde
- 96 **Marc Rutschmann, Marketing-Profi**  
Erfolg mit Bananen und Autos
- 98 **Max Simonischek, Schauspieler**  
Begegnung mit einem Eigensinnigen
- 100 **Guillaume Hoarau**  
YB-Star mit Reggae im Herzen
- 102 **Jonas Projer, «Arena»-Moderator**  
Comeback der Debattenkultur
- 105 **Reisen** Unterwegs mit Tier und Tücke



Zärtliche Unterwerfung: Bundesrätin Leuthard mit Chefkommis­sar Juncker.

## Lebendiges Land, lebensmüde Chefs

Die Schweiz erlebt eine Blüte sondergleichen. Trotzdem wird in den herrschenden Milieus darüber diskutiert, das Land faktisch aufzugeben. Der Zustand des Landes ist gut, der Zustand seiner Führer nicht. *Von Markus Somm*

Es ist paradox: Vermutlich gibt es derzeit kein Land in dieser Welt, dessen Bewohner glücklicher sind als die Schweiz. Gemäss neuestem «Sorgenbarometer», einer regelmässigen und recht präzisen Umfrage im Auftrag der Credit Suisse, vertrauten die Schweizer im Jahr 2017 allem und jedem: Kaum eine Institution, ob Bundesgericht, Bundesrat oder Kirchen, fiel ab, wenn es darum ging, deren Qualität zu beurteilen. 66 Prozent der Befragten hielten das Bundesgericht für zuverlässig, 60 Prozent die Regierung, 55 Prozent die Verwaltung, ja selbst die notorisch unbeliebten Medien wurden sehr milde betrachtet: Das Fernsehen gewann das Vertrauen von 53 Prozent der Bevölkerung, sogar die Zeitungen, ob es sich um bezahlte oder gar um gratis erhältliche Blätter handelte, galten in den Augen von 52 Prozent als zuverlässig. Demgegenüber blieben jene, die diesen Institutionen keinerlei Vertrauenswürdigkeit attestierten, in klarer Minderheit,

nur 16 Prozent misstrauten etwa dem Bundesgericht, 17 Prozent dem Bundesrat, ja selbst den Arbeitgebern trauten bloss 25 Prozent nicht über den Weg. Mit anderen Worten, das Volk, das hier befragt wurde, muss sehr zufrieden sein mit sich selbst und dem Lauf der Welt, wie er sich von der Schweiz aus behaglich bewältigen lässt. Der Schweizer per se ist offenbar guten Glaubens, er hört auf seine Chefs, hadert und beklagt sich nicht. So gesehen, wäre der Credit Suisse zu empfehlen, ihr «Sorgenbarometer» künftig besser als «Barometer des Glücks» zu bezeichnen.

### Wird Souveränität überschätzt?

Paradox wirkt vor diesem Hintergrund, dass die Politik, welche die Regierung dieses Landes betreibt, so ganz und gar nicht diesem Befund zu entsprechen scheint. Wer ein dermassen glückliches Volk regiert, kann nicht alles falsch gemacht haben, wer für ein solch erfolg-

reiches Land verantwortlich zeichnet, müsste mit einem robusten Selbstbewusstsein ausgestattet sein.

Stattdessen erleben wir eine Regierung der Zauderer, der Verzweifelten, der vor Angst Erstarrten. Wann immer ein ausländischer Staat oder eine internationale Organisation etwas verlangt: Unsere Regierung steht zu Diensten, fragt höflich nach, wie man es denn gerne hätte, zerbricht sich den Kopf und liest dem fremden Bittsteller jeden Wunsch von den Lippen, als ob es sich bei unserem Bundesrat um ein Gremium besonders tüchtiger Hoteliers handelte. Die EU möchte ein Rahmenabkommen? Aber gerne. Die EU stört sich an unseren flankierenden Massnahmen? Aber sicher lassen sich diese anpassen, wenn nicht beseitigen. Die EU will, die EU wünscht, die EU drängt, die EU fordert – und unser Bundesrat lächelt in Panik. Wenn man sich vor Augen führt, dass die gleiche EU, die in Bern Angst und Schre-

cken verbreitet, seit Jahren in einer ihrer tiefsten Krisen steckt, dass sie zeitweise gar den Eindruck erweckt, sie kämpfe um ihr Überleben, dann wundern wir uns umso mehr: Warum besitzen wir eine solch verzagte Regierung und meistens ein ebensolches Parlament, warum sehen wir so viele mächtige Leute auch in Wirtschaft, Diplomatie, Verwaltung und Medien, die, kaum räuspert sich eine ausländische Macht, zu Tode erschrecken?

Gewiss, die Angesprochenen dürften im Fall des Rahmenabkommens entgegenhalten, der Binnenmarkt der EU sei für unseren Wohlstand

---

## Man redet schonungsvoll von «Ausgleichsmassnahmen» – in Wahrheit sind es Sanktionen.

---

derart essenziell, dass alles getan werden müsse, um den Zugang zu diesem zu erhalten. Deshalb seien die bilateralen Abkommen unbedingt zu verteidigen – und wenn dies nur möglich sei, indem wir diesem vermaledeiten Rahmenabkommen zustimmen: Warum nicht? Dass dies einige Konzessionen nach sich zöge, dass unsere Souveränität ein wenig beschnitten würde: wen kann das überraschen? Sei's drum. Und überhaupt: Souveränität. Wird sie nicht überschätzt in einer globalisierten und digitalisierten Welt der permanenten Interkonnektivität? «Was die Weltwirtschaft angeht», schrieb einmal der deutsche Schriftsteller Kurt Tucholsky, «so ist sie verflochten.»

Man kann so argumentieren – und damit bestätigen, was ich als Paradoxon der modernen Schweiz bezeichnen möchte. Das Rahmenabkommen wird wichtige Teile unserer künftigen Gesetzgebung ausländischen, nicht von uns bezahlten Funktionären im fernen Brüssel übergeben sowie ausländischen Regierungen und einem Parlament, das wir nie gewählt haben. Betroffen sind Regeln, die mit dem Binnenmarkt der EU zu tun haben, und wir reden von Regeln, die wir gar nicht kennen, weil die EU sie noch nicht erlassen hat, sondern vielleicht erst in zehn oder zwanzig Jahren erlässt. Ob alle Gesetze und Regeln damit gemeint sind, die den Binnenmarkt steuern, oder einzig jene, die sich auf die fünf oder sieben bestehenden bilateralen Abkommen (I) beziehen, die wir im Jahr 1999 abgeschlossen und 2002 in Kraft gesetzt haben, ist offen.

### Blankoscheck

Doch was immer das endgültige Rahmenabkommen vorsieht, auf jeden Fall entmachten wir in einem wichtigen, grossen Bereich unserer Politik Bundesrat, Parlament, Bundesgericht, Stände und vor allen Dingen: das Volk. Es wird Gesetze geben, an die wir uns zu halten haben, zu denen keine dieser Institutionen je etwas zu sagen hatte. Es wird Gesetze geben, die unsere Wirtschaftspolitik prägen, unsere Sozi-

alversicherungen und unsere Arbeitsmarktpolitik, unsere Verkehrs-, Energie- und Umweltpolitik, ja vermutlich werden irgendwann auch die Steuern davon berührt. Der Fantasie sind kaum Grenzen gesetzt, weil die EU dazu neigt, den Binnenmarkt als grenzenloses Projekt aufzufassen. Der Blankoscheck, den die EU uns zur Unterschrift vorlegt, ist tatsächlich blank: ein weisses Blatt, das die Brüsseler Beamten in Zukunft beliebig vollschreiben dürfen.

Und wenn es Gesetze geben wird, die wir für so nutzlos, unerträglich oder schädlich halten, dass wir uns dagegen wenden, sie zu übernehmen, dann wäre das zwar erlaubt. Mit einem Referendum könnten solche neuen Regeln bekämpft werden. Lehnt sie das Volk jedoch ab – und hier steckt die vielleicht skandalöseste Selbstaufgabe, die eine schweizerische Regierung ihren Bürgern, also Vorgesetzten, je zugemutet hat –, räumen wir der EU explizit das Recht ein, uns zu bestrafen. Man redet zwar schonungsvoll von «Ausgleichsmassnahmen» – in Tat und Wahrheit sind es Sanktionen, die uns schaden und plagen, weil wir nicht zu tun gedenken, was eine ausländische Organisation, der wir nicht angehören, uns aufdrängen will.

Mit anderen Worten: Wir lassen zu, dass unsere Institutionen überspielt und ausgeschaltet werden, wir akzeptieren fremdes Recht und am Ende auch fremde Richter, wir lassen uns bestrafen für Dinge, die wir demokratisch beschlossen haben. Das alles klingt monströs genug, doch schlimmer erscheint mir, dass wir damit zugleich den Kern dessen zur Disposition stellen, was es heisst, die Schweiz zu sein: nämlich das einzige Land auf diesem Planeten, in dem die Bürger und Bürgerinnen am Ende fast über alles und im Detail demokratisch entscheiden, was sie betrifft, sofern sie das wünschen. Unsere Gesetzgebung haben wir nicht an gewählte Repräsentanten delegiert, sondern wir haben bisher stets darauf bestanden, das letzte Wort nötigenfalls selber zu sprechen. Ohne diese maximale Freiheit, die von keinem Staat übertroffen wird, wäre die Schweiz kein Land und keine Nation, sondern eine Ansammlung von verschiedenen Kulturen von sehr reichen Menschen, die nicht wissen, ob sie in Zürich-West leben möchten oder in New York oder in Mumbai oder Grenchen.

Wenn es einen schweizerischen Sonderfall gibt, dann liegt er in allererster Linie in diesem demokratischen und republikanischen Versprechen: dass der Bürger den Staat beherrscht und nicht der Staat den Bürger. Ob gemeinsame Geschichte, Berge, Wohlstand, unsere Reformation im Namen von Zwingli, ob Neutralität, Frieden und Schlaumeierei im Laufe der Jahrhunderte: Das alles würde keineswegs reichen, dieses Land in die Zukunft zu retten oder ihm jene Identität zu verleihen, die wir seit je pflegen, weil nur diese zutiefst politische Identität uns, vier Sprachkulturen und noch mehr Konfessionen und Glaubensrich-

tungen zusammenhält. Woran dieses Land scheitert oder womit es triumphiert, verbirgt sich allein in dieser Frage: Wollen wir weiterhin als freie Bürger darüber beschliessen, welche Verfassung und welche Gesetze bei uns gelten – oder tut dies jemand anders für uns? Lassen wir uns unser Stimmrecht, das so viel mehr auszulösen vermag als das Wahlrecht jedes Amerikaners und jedes Franzosen, lassen wir uns dieses entwinden? Das ist die Frage, die den Zustand dieser Nation im Jahr 2018 am besten umschreibt, 170 Jahre nach der Gründung des damals demokratischsten Landes der Welt. Dass wir uns diese Frage überhaupt stellen, bedeutet ein Krisensymptom allerersten Ranges. Das lebensmüde Land und seine lebensmüden Chefs.

### Zerfall einer Elite

Wie konnte es so weit kommen? Ich habe es erwähnt: Es liegt nicht an der Bevölkerung, wenn wir uns an das eingangs zitierte «Sorgenbarometer» erinnern, und es liegt nicht an den Institutionen. Dass die Schweiz nach wie vor als eines der wettbewerbsfähigsten Länder der Welt gilt, dass sie blüht und wächst, verdanken wir zu einem grossen Teil diesen Institutionen: direkte Demokratie, Föderalismus, Neutralität, Gemeindeautonomie, Milizsystem, Machtbrechung auf allen Stufen und in allen Windungen. Diese besondere Mischung von Dezentralität und Zwang zum Pragmatischen hat unserer Wirtschaft liberale, intelligente Rahmenbedingungen verschafft und uns vor manchen untauglichen Ideen gescheitert, aber weltfremder Theoretiker bewahrt.

Es sind auch diese Institutionen, die uns daran hindern, unser Land, dieses Kunstwerk, das rund zwanzig Generationen geschaffen haben, zu zerstören. Wenn das Rahmenabkommen vermutlich dem Tod geweiht ist, dann nicht, weil unsere Regierung oder unser Parlament ein Einsehen hätten und sich plötzlich ihrer Stärken besännen, sondern allein, weil diese Selbstentmachtung des Volkes eine Volksabstimmung nach wie vor kaum überstehen dürfte. Es sind diese Institutionen, die im Wesentlichen bis auf das Jahr 1848 zurückgehen, ja teilweise noch älter sind, die uns vor Pest und Cholera schützen – wogegen auf unsere Eliten in dieser Hinsicht kein Verlass ist, obwohl sie es eigentlich besser wissen müssten.

Wir erleben ein bizarres Schauspiel: Wenn sich vor unseren Augen mit Ignazio Cassis (FDP) nun binnen kurzer Zeit bereits ein zweiter schweizerischer Aussenminister zerlegt, weil er das schier Unmögliche – das Rahmenabkommen – möglich machen soll, dann sehen wir keinen fröhlichen Mann, der mit Begeisterung für sein Anliegen kämpft. Er tut es unter Schmerzen. Oder wenn wir an all die einflussreichen, durchaus klugen Leute in Wirtschaftsverbänden und FDP und CVP denken, die sich, so erscheint es uns, wider besseres Wissen für

ein Monstrum in die Bresche werfen, das sie selber fürchten, dann glauben wir in ihren Gesichtern keinen Todesmut zu erkennen, sondern vielmehr Todessehnsucht – eine Lust am Untergang, den sie sich mit einer bemerkenswerten Art von depressiver Entschlossenheit selber bereiten.

### Napoleonischer Rausch

Eine Umfrage des Magazins *NZZ Geschichte* unter seinen Lesern hat kürzlich ergeben, dass für die rund 2000 Befragten kein Mann mehr Einfluss auf die Schweizer Geschichte genommen hat als Napoleon Bonaparte, der grosse französische Kaiser und Massenmörder, vor allem aber ein Ausländer – wogegen die einheimischen Talente mit beträchtlichem Abstand folgten, ob General Guisan, Alfred Escher oder Huldrych Zwingli.

Obschon man für diese eigenwillige Wahl legitime Argumente finden kann, scheint sie eben doch symptomatisch für die postnationale Selbstverleugnung und Konfusion, die das Denken unserer Eliten vergiftet: Leute mit guter Ausbildung und hohem historischem Interesse – denn sie lesen *NZZ Geschichte* – sprechen einem Mann, der das Land an die sieben Jahre lang besetzt, verwüstet, ausgebeutet und unterdrückt hat, mehr Bedeutung zu als etwa einem Zwingli, dem welthistorischen Giganten aus dem Toggenburg, der das Land mit seiner Reformation für immer auf einen konfessionellen und kulturellen Sonderweg verwiesen hat, oder Alfred Escher, dem zürcherischen Staatsmann, der wie kein anderer der modernen, liberalen, industrialisierten Schweiz zum Durchbruch verholfen hat. Napoleon, der grösste «Schweizer»? Dieser Zuschreibung haftet der Schwefelgeruch des Untertanen an, es drückt sich darin die Dankbarkeit eines Masochisten aus.

Als Napoleon über die Schweiz herrschte, brachte er zwar einige Modernisierungen auf den Weg, die der Schweiz nützten; sie zahlte dafür indessen einen hohen Preis, den Preis der kompletten Selbstaufgabe: Das Land, Helvetische Republik genannt, wurde zu einem französischen Protektorat heruntergedrückt, von Demokratie und Selbstbestimmung war keine Spur mehr übriggeblieben. Wiederholt hatten sich die Schweizer Gesandten in Paris einzufinden, um dem Kaiser und seinen Funktionären zu huldigen und sich die neuesten Regeln und Gesetze geben zu lassen. Was darf



Der grösste Schweizer? Historiker-Ikone Napoleon.

es sein? Was wünschen Ihre kaiserliche Majestät? Darf ich Ihnen das Handtuch reichen? Der grosse Schweizer Staatsrechtler Carl Hilty (1833–1909), ein kämpferischer Demokrat, der Ende des 19. Jahrhunderts zu den bedeutenden Intellektuellen dieses Landes zählte, beschrieb diese Epoche, da eine Art Rahmenabkommen *avant la lettre* uns mit dem französischen Empire verband: «Die helveti-

### Eine Art Selbstaufgabe stand auch am Anfang der Helvetik.

sche Verfassung wurde von Ochs und Laharpe [zwei Schweizer Politikern, d. Red.] genau nach dem Willen und Diktat des französischen Direktoriums abgefasst, vom französischen Gesandten Mengaud in der Schweiz verbreitet und vom französischen Kommissär Lecarlier ihr mit eigenen eigenmächtigen Abänderungen aufoktroiert. Die französischen Generäle und Armee-Kommissäre in der Schweiz, be-

sonders Rapinat und Rouhière, gerrierten sich wie Statthalter in einer Provinz, erzwangen Wahlen in die helvetische Regierung und die Ausstossung ihnen nicht genehmer Personen, ja verboten sogar dem Volk den Gehorsam gegen die eigene Regierung, sobald diese etwas den französischen Interessen Widersprechendes verordnen wollte.» Hilty schrieb dies in den 1870er Jahren, einer Zeit, da die schweizerischen Eliten offensichtlich noch darüber Bescheid wussten, was die eigene Unabhängigkeit wert war.

Gewiss, die EU hat unser Land nicht besetzt, und dieser friedliche, freiwillige Zusammenschluss demokratischer Staaten weist keinerlei Ähnlichkeiten mit dem ersten französischen Kaiserreich auf, einer Gewaltherrschaft eines genialen, aber brutalen Diktators – und doch sollte uns die Helvetische Republik, dieses angeblich heilsame Modernisierungsprojekt von aussen, zu denken geben. Eine Art Selbstaufgabe stand auch am Anfang der Helvetik, nachdem die Franzosen die alte Eidgenossenschaft überrannt hatten. Insbesondere die gnädigen Herren des Regiments, also jene eingessenen herrschenden Familien, hatten sich geradezu fahrlässig selber entmachteten – in Panik und von Selbstzweifeln zerrissen.

Es hat etwas Beklemmendes und Beleidigendes zugleich, wenn man die Befehlsausgaben eines französi-

schen Repräsentanten an die «befreiten» Schweizer liest: «Direktoren!», teilte General Rapinat den Ministern der helvetischen Regierung mit: «Sie werden künftig keine Verfügungen mehr treffen, die den Absichten der fränkischen Republik zuwider sind [das Empire war noch nicht gegründet worden], sondern sich allenfalls auf Vorstellungen beschränken, die auch allein können angenommen werden. Ihre Amtspflicht erstreckt sich einzig auf die innere Verwaltung der helvetischen Republik; ich aber bin entschlossen, den Befehlen Frankreichs, von dessen Gerechtigkeit Sie hinlänglich überzeugt sein können, Gehorsam zu verschaffen.»

Warum sich unsere Eliten nicht mehr wehren, warum sie für ein Butterbrot, so macht es den Anschein, unsere Selbstbestimmung aufs Spiel setzen, die unsere Vorfahren 1830 und 1848 erkämpft und erhalten haben? Vielleicht wäre diesen lebensmüden Chefs zu raten, die Geschichte der Helvetischen Republik einmal genauer zu studieren. Das bewahrt vor der voreiligen Versöhnung mit dem Untergang. ○



## Tessin-Spezial-Angebot: Boutique-Hotel «Villa Orselina» Die Kunst des Dolcefarniente

See, Berge, Palmen und südländische Lebenslust – wann haben Sie sich zum letzten Mal von der Italianità der Schweiz verführen lassen? Mit diesem exklusiven Leserangebot haben Sie Gelegenheit, das Tessin von seiner schönsten Seite zu erleben.

Jenseits der Alpen zeigt sich die Schweiz von ihrer entspannten Seite. Tauchen Sie ein in die süsse Welt des Nichtstuns im 5-Sterne-Hotel «Villa Orselina». An privilegierter Lage hoch über dem Lago Maggiore erleben Sie ein Paradies der Erholung in einem stilvollen Ambiente.

Sie logieren in einer grosszügigen, individuell gestalteten Suite mit Panoramablick. Ein umfassendes Verwöhnprogramm bietet Ihnen die hauseigene Wellnessoase «La Spa». Für das kulinarische Wohl sorgt der Besuch im «Ristorante di Villa Orselina» mit seiner Kombination aus mediterranen und lokalen Spezialitäten. Bei einer privaten Weinprobe im historischen Weinkeller entdecken Sie die herausragenden Weine der Region.

Tagsüber haben Sie die Wahl zwischen vielen Aktivitäten. In unmittelbarer Nähe befindet sich die bedeutende Wallfahrtskirche Madonna del Sasso. Ebenfalls in wenigen Schritten erreichen Sie die Standseilbahn nach Locarno

sowie die spektakuläre Luftseilbahn des Tessiner Stararchitekten Mario Botta für einen unvergesslichen Ausflug auf den Hausberg von Locarno, die Cardada (1340 m. ü. M.).



### Platin-Club-Spezialangebot

**VIP-Arrangement im Boutique-Hotel «Villa Orselina», 6644 Orselina-Locarno**

**Leistungen:**

- 2 Übernachtungen inkl. Frühstücksbuffet
- Garantiertes Upgrade in «Lifestyle»-Suite (90 m<sup>2</sup>)
- 1 Viergangdiner à la carte
- Private Weinprobe im Weinkeller
- Gratis-ÖV; 30 Prozent Rabatt auf Bergbahnen
- Freie Benutzung «La Spa» und Tennisplatz
- 10 Prozent Rabatt auf Massagen und Kosmetik
- Transfers vom/zum Bahnhof bei An- und Abreise
- Parkplatz in der Garage

**Spezialpreise:**

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 520.– (statt Fr. 830.–)  
Ohne Abo: Fr. 580.– (statt Fr. 830.–)  
(p. P. im DZ; exkl. Kurtaxen Fr. 5.80 p. P./Nacht; EZ auf Anfrage)

**Spezialangebot:**

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 091 735 73 73. Bitte Kennwort «Weltwoche» und Abo-Nummer (falls vorhanden) angeben. Buchbar von So bis Fr bis zum 31. Oktober 2018; ausgenommen Feiertage sowie während der Festivals «Moon&Stars» und «Festival del Film».

**Veranstalter:**

www.villaorselina.ch

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

# So stelle ich mir die Schweiz von morgen vor

Wie soll das Land im Jahr 2040 aussehen? Die Gedanken von achtzehn interessanten Köpfen.

Die Willensnation Schweiz verhandelt ständig über ihre Zukunft. Dabei gehen die Vorstellungen weit auseinander: Welche Eigenheiten können und sollen in der globalisierten Welt verteidigt werden? Die Zehn-Millionen-Schweiz oder doch eher ein «Zurück zu den Wurzeln»? Das Land als globales Kraftzentrum der Wirtschaft oder als Wohlstandsinsel ohne Ambitionen? Wie weit soll sich die Schweiz dem europäischen Einigungsprojekt anschliessen? Wer soll in unserem Land leben? Hier sind die Antworten.

## Micheline Calmy-Rey, alt SP-Bundesrätin

«Im Jahr 2030 wird die Schweiz weiter auf dem steinigem bilateralen Weg unterwegs sein. Sie hat ihre institutionellen Probleme



mit der EU gelöst, und die EU hat sich flexibler ausgerichtet. Innerhalb der Union koexistieren unterschiedliche Ansichten hinsichtlich des Integrationsgrads: Einige fordern mehr Integration, Fiskalföderalismus, mehr gemeinsame Richtlinien, mehr Solidarität; andere geben ihren nationalen Interessen im engeren Sinne, den Handelsbeziehungen, den Vorrang. Die Institutionen der EU haben diese Vielfältigkeit anerkannt. Infolgedessen stellt sich die Gretchenfrage nicht mehr: Sollen wir der EU beitreten? Die Schweiz geniesst internationale Anerkennung – als Mitglied des Unosicherheitsrats. Sie ist ein wichtiger Akteur in internationalen Foren, deren Aufgabe darin besteht, die Einhaltung der gleichen Regeln für alle zu gewährleisten. Im Interesse der Schweiz betrifft dies vor allem den internationalen Handel, die Regulierung der Finanzmärkte, die Sicherheits- und Umweltpolitik. Sie ist auch als attraktiver strategischer Partner anerkannt, indem sie ihre Trümpfe ausspielt, etwa die Qualität ihrer Diplomatie und ihre Neutralität (Politik der Friedensförderung, Schutzmachtman-

date, Gaststaat-Tradition). Aber ja, ich bin eine Optimistin!»

## Rolf Dörig, Präsident Swiss Life

«Ich wünsche mir eine Schweiz, die auch in zwanzig Jahren als Land in Europa weiter auf ihre bewährten Stärken setzt: Freiheit, Unabhängigkeit, direkte Demokratie, Föderalismus, Rechtsstaatlichkeit, Solidarität und Selbstverantwortung. Eine Schweiz, die weniger reguliert und global wettbewerbsfähig ist. Eine Schweiz der Unternehmer und Investoren, die Innovation ermöglichen und Ideen umsetzen. Eine offene, für Fachkräfte aus der ganzen Welt attraktive Schweiz, die ihre Zuwanderung eigenständig steuert und deren gesellschaftlicher Zusammenhalt durch Vertrauen in die eigenen



Stärken geprägt ist. Eine Schweiz, die wirtschaftlich stark und politisch unabhängig ist, ihren Bürgern die persönliche Freiheit und politische Selbst- und Mitbestimmung garantiert und mit Überzeugung für ihre Interessen kämpft.»

## Karin Keller-Sutter, FDP-Ständerätin und Ständeratspräsidentin

«Ich wünsche mir bei allen künftigen Entscheidungen und Weichenstellungen, dass wir die Traditionen und Stärken unseres Landes hochhalten. Föderalismus, direkte Demokratie, Freiheit, Rechtsstaatlichkeit, aber auch Solidarität sind wichtige Pfeiler unseres Staatswesens. Gleichzeitig wünsche ich uns den Mut und die Kraft, not-



wendige Veränderungen anzupacken. Damit sage ich nicht, dass man jeder Strömung folgen und sich jeder Mode anpassen muss. Dort, wo wir noch eigenständig handeln können, müssen wir es tun. Dazu gehören die Steuerreform, die Altersvorsorge, aber auch der Ausbau unserer internationalen Handelsbeziehungen. Ich halte mich in meiner politischen Arbeit an den Ostschweizer Historiker Georg Thüerer, der uns empfiehlt: «Zeitgenossen sein – Eidgenossen bleiben». Dieses Motto soll auch der Schweiz in den kommenden Jahren als Richtschnur dienen.»

## Zeno Staub, CEO Vontobel

«Die Schweiz sollte sich nicht anstecken lassen von Konzepten und Begriffen, die als nationale Identitäten im 20. Jahrhundert viel



Unglück über Europa und die Welt gebracht haben und gerade wieder eine Renaissance feiern. Wir sollten weiterhin für unsere Überzeugung eintreten, mit der die Schweiz einen Lebens- und Rechtsraum garantiert, in dem Bürgerinnen und Bürger souverän sind; in dem Entscheidungen und Verantwortung subsidiär angenommen und getragen werden; in dem man zum Gemeinwesen beiträgt und nur das delegiert und vom Staat erwartet, was beim besten Willen nicht individuell und privat getan werden kann. Und in dem wir auch ein Ausbildungssystem unterhalten, das Chancengleichheit sicherstellt und echte Integration ermöglicht und einfordert. Ein System, das meritokratische Ergebnisunterschiede nicht gleichmacht, aber in dem alle gleich sind und alle etwas beitragen. Diese Prinzipien sind nicht altväterisch, sondern weitgehend deckungsgleich mit den Erfolgsprinzipien der modernen und zukunftsweisenden Wirtschaftswelt, wie sie beispielsweise durch Technologieunternehmen oder Start-ups vorgelebt werden: Agilität, dezentrale, flache Hierarchien, diverse Teams, konsequente Erfolgsorientierung, ausgesproche-

ner Teamgeist und die starke Überzeugung, gemeinsam Bedeutendes leisten zu können. Auf so eine Schweiz freue ich mich, denn sie wird auch 2050 Heimat und Wirtschaftsstandort für aufgeklärte, souveräne Bürgerinnen und Bürger sein, die etwas wollen.»

#### **Monika Rühl, Direktorin Economiesuisse**

«Die Schweiz von morgen gehört zu den innovativsten und wettbewerbsfähigsten Ländern der Welt und ist auch bei der Digitalisierung an der Spitze. Die bilateralen Verträge mit der EU sind durch ein vom Volk abgesegnetes Rahmenabkommen gesichert und wurden durch neue Verträge im Strombereich und bei den Finanzdienstleistungen ergänzt. Die Schweizer Hochschulen profitieren von der Teilnahme an europäischen Forschungsprojekten. Es wurde gezielt auch in die digitale Infrastruktur investiert. Das Netz von Freihandelsabkommen wurde ausgebaut: Neue Verträge mit den USA, Indien und Lateinamerika sind in Kraft. Das gibt allen Unternehmen Zugang zu den weltweiten Märkten und schafft Rechtssicherheit. Produktion wie Arbeitsplätze bleiben in der Schweiz und



schaffen Wohlstand, von dem wir alle profitieren.»

#### **René Scheu, Feuilleton-Chef Neue Zürcher Zeitung**

«Die Schweiz von morgen? Sie wird die Schweiz von gestern sein. Was in einem anderen nationalen Kontext nostalgisch klingen muss, hat mit Bezug auf die Eidgenossenschaft einen avantgardistischen Gehalt. Denn die Schweiz war immer vor allem eines: ein dauerndes Experiment des Zusammenlebens, eine permanente Synthese aus Anarchie und Ordnung. Der grosse Herbert Lüthy erkannte im experimentierfreudigen Föderalismus



«die schweizerische politische Zivilisation» und nannte ihn einmal gar «die Staatsform der Zukunft». Je komplexer und unberechenbarer die grosse weite Welt wird, desto wichtiger sind Versuch und Irrtum im Kleinen. Aus dem Laborcharakter der Schweiz leitet sich alles Weitere ab. Wer experimentiert, kann irren. Wer irrt, lernt schnell (und schneller als andere). Wer selber lernt, braucht niemanden zu belehren. Er bleibt anpassungsfähig und agil. Die Schweiz von morgen wird urbaner sein als heute – aber zugleich gilt: Die Schweiz wird ein eigenständiges Experiment sein, oder sie wird nicht sein.»

#### **Paul Widmer, alt Botschafter**

«Die geostrategische Lage verschlechtert sich. Europa fällt zurück. Die Schweiz kann sich diesem Trend nur entziehen, wenn sie in sich gefestigt ist. Aber das ist fraglich. Das Verständnis für das Gemeinwohl nimmt ab. Die Bürger engagieren sich weniger. Viele ziehen es vor, eine Aufgabe nach der andern dem Staat zu übertragen. Wo der Bürger abdankt, macht sich der Bürokrat breit – und um ein Stück Freiheit ist es geschehen. Sodann bröckelt der gesellschaftli-



che Zusammenhalt. Kein Mensch versteht, was die irrwitzige Boni-Politik auf den Chefetagen mit gerechter Entlohnung zu tun haben soll. Unmut breitet sich auf Kosten des sozialen Friedens aus. Doch dieser ist die Grundlage unseres Wohlergehens. Wir untergraben somit den Boden, auf dem wir selber stehen. Schlechte Voraussetzungen für härtere Zeiten.»

#### **Marina Masoni, Tessiner alt FDP-Regierungsrätin**

«Die künftige Schweiz ist Teil Europas, aber nicht in der EU. Dank Staatsverträgen ist sie global vernetzt. Die EU hat infolge ihrer Existenzkrise in den 2020er Jahren gelernt, Beziehungen



mit Drittländern zu pflegen. Auch mit jenen in Europa, die nicht zur Union gehören. Die Schweiz ist sich selbst treu geblieben: eine Willensnation, dem Fortschritt gegenüber offen. Sie bildet Hochqualifizierte aus und zieht solche aus dem Ausland an, ebenso Personen, die die schweizerischen Werte anerkennen. Die Schweiz baut in die Höhe, verwendet selbstgesteuerte Transportmittel, ist viel grüner. Dank der Digitalisierung ist die Demokratie erweitert, der Staat transparenter, und die Privatsphäre ist besser geschützt. Für diese Vision lohnt sich unser Engagement – auch wenn sich die Zukunft jeweils anders gestaltet als gedacht.»

#### **Konrad Hummler, Unternehmer**

«So furchtbar anders wird unser Land gar nicht geworden sein. Ja, wir wohnen noch etwas enger beieinander, und es sind in der Tat viele verschiedene Sprachen zu hören; das Schweizerdeutsch hat da und dort einen ziemlich balkanischen Einschlag erhalten, was aber dessen Rhythmik durchaus zugutekommt. Dank der hervorragenden Integrationsarbeit der letzten Jahrzehnte, die vor allem von unserer Volksschule bewältigt wurde, konnte Migrationswel-



le um Migrationswelle aufgefangen werden. Seit die Secondos ebenfalls zum Militärdienst aufgeboden werden, kommt der Rekrutenschule grosse gesellschaftliche Bedeutung zu. Unsere Wirtschaft floriert. Der Anteil Nicht-Europas an den Exporten beläuft sich auf über 70 Prozent. Der Finanzplatz konnte sich dank der Hinwendung zur Blockchain-Technologie völlig auffangen. Sozialpolitisch diskutiert man derzeit über ein bedingungsloses Grundeinkommen bei gleichzeitiger Aufgabe der übrigen sozialstaatlichen Institutionen. Die Landwirtschaft erzielt ihr Haupteinkommen aus ökologischen Direktzahlungen, im Übrigen herrschen hier nun Weltmarktpreise. Es gibt keine Kirchensteuern mehr. Die beiden Volkskirchen haben sich durch ihre notorische Glaubensferne selber abgeschafft. Private Initiativen sind an deren Stelle getreten. Alles in allem: ein schönes Land, die Schweiz 2028 oder 2038!»

#### **Jeannine Pilloud, SBB-Managerin**

«Die Schweiz befindet sich in der Mitte von Europa. Ganz egal, ob es das Konstrukt «Europäische Union» in ein paar Jahrzehnten noch geben wird, ein gutes nachbarschaftliches Verhältnis



wird wohl auch in Zukunft entscheidend für unseren Erfolg als «Schweiz» sein. Topografisch gesehen, haben wir mit den Alpen ein einheimisches und touristisches Highlight, aber bezüglich Siedlungsraum auch eine begrenzte Fläche. Und so ist die Entwicklung unserer grösseren Städte ein wichtiger Gradmesser dafür, ob die Schweiz auch mit 25 Prozent mehr Einwohnern – das wäre dann die Zehn-Millionen-Schweiz – genügend Infrastruktur und Platz haben wird. Unsere Städte werden zur «Smart City», die bewohnte Schweiz wird sich als Siedlungssteppich zwischen St. Margrethen und Genf ausbreiten, in dem die Vielfältigkeit von allem, was steht und unterwegs sein wird, ergänzt wird durch neue Services und Konzepte für Mobilität. «Sharing» wird Standard sein; den Platz, um ein eigenes Auto darauf abzustellen, werden wir eher brauchen, um Parkanlagen und Grünflächen in der «Smart City» zu haben, gleichzeitig Erholungsraum, aber auch Reservoir für die Freizeitaktivitäten der Zukunft. Künstliche Intelligenz wird uns darin unterstützen, Leben und Arbeiten zu organisieren. Deshalb wird dann auch Technologie eine starke Rolle spielen, wenn sie uns dazu bringt, unsere Gewohnheiten zu ändern.»

### Fritz Schiesser, Präsident ETH-Rat

«1854 gründete der noch junge Bundesstaat die ETH Zürich. Ihr Auftrag war es, Techniker auszubilden für den Eisenbahnbau, die Chemie und die Maschinenindustrie und so die Industrialisierung im Land voranzutreiben. Die Investition hat sich mehr als gelohnt: Noch heute ist die Schweiz weltweit führend im Pharmabereich und in der Maschinen-, Elektro- und Metallindustrie. Die Zeit ist nun reif dafür, die Schweizer Erfolgsgeschichte fortzuschreiben. Werden wir zu einem weltweiten Zentrum für künstliche Intelligenz, Robotik, Drohnen oder Medizin! Die Firmen



und Ideen der Zukunft sollen aus der Schweiz kommen und nicht aus dem Silicon Valley oder China. Dafür braucht es starke, international wettbewerbsfähige Technische Hochschulen und Forschungsanstalten – und entsprechende Unterstützung durch die Politik.»

### Gerhard Pfister, CVP-Nationalrat und -Präsident

«Die grösste Herausforderung für die Schweiz von morgen besteht darin, die Schweiz von heute zu sein. Die heutige Schweiz ist eine historisch einzigartige Verbindung von Freiheit, Sicherheit und Wohlstand für eine weit überwiegende Mehrheit des Volks. Wir sind seit mehr als 150 Jahren von Krieg verschont geblieben. Die Schweiz ist ein historischer Sonderfall. Wie gross ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie dies weitere 150 Jahre bleiben wird? Die Politik von heute sollte alles tun, damit uns spätere Generationen keine Vorwürfe machen können, wir hätten nicht alles unternommen, um die Schweiz von heute zu bewahren. Dazu gehört, dass die



Schweiz weltoffen, innovativ und souverän bleibt. Dass sie Freiheit mit Solidarität verbindet. In diesem Sinne ist die beste zukunftsorientierte Politik für die Schweiz wertkonservativ.»

### Peter Nobel, Wirtschaftsanwalt

«Die Schweiz konnte und kann sich dem Einfluss der übrigen Welt gar nicht entziehen. Das war schon 1291 so, beim bedeutenden Ereignis des Todes von Habsburgerkönig Rudolf I. in Speyer. Marignano zeigte die Folgen technischer Unterlegenheit. Ohne Napoleon gäbe es die Schweiz vielleicht gar nicht, und der Wiener Kongress sah aufgrund ihrer Neutralität dann eine willkommene Pufferzone in ihr. Das tut den gewaltigen Verdiensten keinen Abbruch, und auch das Selbstbewusstsein darf darunter



nicht leiden. Relativiert wird aber ein überbordender mythologischer Nationalismus, ein Danaergeschenk des 19. Jahrhunderts. Doch wird es heute kaum anders gehen, als leise und pragmatisch in der neuen Schein-Welle der wachsenden Bedeutung der Nationalstaaten mitzuschwimmen, ihre absehbare Desintegration dann möglichst gut zu überstehen und später sich in den sachbezogenen neuen Allianzen geschickt aufzustellen. Im grossen Szenario wird es meines Erachtens zu gewaltigen Konflikten und einer Reduktion der Menschheit kommen. Die Götter fanden schon zur Zeit des Trojanischen Krieges, es gebe halt zu viele Leute. Und heute müssen wir eine globale Völkerwanderung neben einer Übernutzung des Planeten meistern, was uns nicht gelingen wird, wenn die Bevölkerung ständig zunimmt.»

### Daniel Model, Unternehmer

«Auch die Schweiz ist der grossflächig auftretenden Massenpsychose aufgefressen, die, von Ängsten, Vertrauensmangel und Autoritätsgläubigkeit getrieben, einem Gleichheits- und Kont-



rollwahn frönt, der nicht eher ruht, bis jeder Bürger für sein Fehlverhalten gebüsst oder als Allgemeinverdächtiger in U-Haft gesetzt ist. Die Schweizer Spezialität ist der Typ Biedermann, der das Treiben der Brandstifter im Nebel des Demokratie-Stolzes verhüllt. Eine gesundende Zukunft kann die Vision der lernenden Nation als lebendiges System bringen, mitgestaltet von mutigen, freien Menschen, die den Erkenntnisgewinn suchen. Sie lernen zusammen das Lernen und das unvoreingenommene Denken, entlarven Dogmen, schaffen die Bestrafung der Erfolgreichen sowie die Belohnung des Unerwünschten ab und muten allen viel Freiheit zu.»

### Giuseppe Gracia, Schriftsteller und Medienbeauftragter des Bistums Chur

«Dürrenmatt hat einmal gesagt: «Die Welt wird entweder untergehen oder verschweizern.» Heute sehen das viele umgekehrt: «Die Schweiz wird entweder untergehen oder sich der EU anpassen.» Aber die beste Freiheitsgarantie sind immer noch Föderalismus, Demokratie und Rechtsstaatlichkeit. Grosse, zentralistische Gebilde sind keine Freunde der Freiheit. Natürlich gibt es Herausforderungen, die internationale Zusammenarbeit benötigen, doch wer im Namen höherer Ziele die Macht zentralisiert,





hat nicht die individuellen Freiheitsräume des Einzelnen im Fokus, sondern grosse Visionen. Und wer Visionen hat, sollte gemäss Helmut Schmidt lieber zum Arzt statt in die Politik gehen. Die christlich geprägte Schweiz basiert nicht auf dem Glauben an Visionen, sondern dem Glauben an die politische und moralische Überlegenheit von Freiheit und Selbstbestimmung. Genau so soll es bleiben.»

### Bruno S. Frey, Ökonom

«Die Schweizer haben einen hohen materiellen Lebensstandard und gehören zu den glücklichsten



zung des Bundesrats von Weisheit. Unsere grösste Herausforderung bleibt die Inklusion: die der Frauen ist unvollständig, die der jungen Menschen bröckelt weg, und die der Ausländer ist zu gering. Wenn ich sehe, wie beispielsweise unsere Spitäler funktionieren, bleibe ich aber optimistisch. Denn nirgends wirken so viele verschiedenartigste Menschen in einem Höchstleistungszentrum der Zukunft als Willensnation zusammen.»

### Lukas Reimann, SVP-Nationalrat und Auns-Präsident



ten Menschen auf der ganzen Welt. Unser Land sollte deshalb unbedingt an den Eigenschaften, die es erfolgreich gemacht haben, festhalten und diese weiterentwickeln. Dazu zählen hauptsächlich geglückte politische Institutionen: 1. direkte Demokratie, 2. dezentrale Entscheidungsfindung in Gemeinden und Kantonen und 3. Wahlregeln, die einen Konsens begünstigen. Diese vorzüglichen Einrichtungen sollten gerade auch in einer globalen Welt aktiv und selbstbewusst propagiert werden. Leider schneidet die Europäische Union in allen drei Punkten schlecht ab. Solange die EU unter massiven Demokratie- sowie Dezentralisierungsdefiziten und Staatsschulden leidet, wäre es für die Schweiz unklug und sinnlos, ihr beizutreten.»

### Claude Longchamp, Demoskop

«Die Willensnation besteht darin, die Nation weder an einer einheitlichen Kultur noch den Staat an einer kulturellen Einheit festzumachen. Seit der Dekolonisierung der Welt ist das der Normalfall einer Nation. Wir haben Vorbildcharakter bei der Lösung von Konflikten: zwischen Konfessionen, Kirche und Staat, Arbeitgeber und Arbeitnehmern, Gewerblern und Managern. Selbst beim Zusammenleben der Sprachregionen zeugt die Zusammensetzung

«Gutbezahlte Eigen- und fremdbestimmte EU-Vertreter anstatt unbestechlicher Volksvertreter in der Politik – das macht Sorgen. Und doch bin ich optimistisch: Die demokratische Schweizer Staatssäule mit den einmaligen Volks- und Mitbestimmungsrechten ist so stark gebaut wie Gotthard-Granit. Die Schweiz kommt voran, weil in der Schlüsselposition für ihren Erfolg nicht Richter oder Politiker sitzen, sondern das Schweizervolk. Das moderne Schweizer Alternativmodell als neutraler und unabhängiger Hort der Freiheit wird in der ganzen Welt eine wichtige Vermittlerrolle mit sich bringen und Inspirationsquelle sein für Freunde der Freiheit. Verarmungstendenzen breiter Schichten, welchen eine kleine, abgehobene Elite gegenübersteht: Das Volk wird dies nicht zulassen. Unser Land wird auch weiterhin getragen von einem starken Mittelstand, KMU, Familien, Arbeitern und Dörfern. Und es wird allen die Grundvoraussetzungen geben, um ihre Wünsche, Ziele und Hoffnungen in die Tat umzusetzen. Die Schweizer Zukunft sind die Bürgerinnen und Bürger dieses Landes. Und auf sie ist auch in Zukunft Verlass.»

Protokoll: Florian Schwab

# Mein MONDOVINO WEINCLUB



## Der Weinclub für Geniesser

Tauchen Sie ein in die Welt von Mondovino und profitieren Sie von exklusiven Weinen, Aktionen und den Tipps von Jan Schwarzenbach, Master of Wine.

[mondovino.ch/vorteile](http://mondovino.ch/vorteile)



Für mich und dich.



«Um Gottes Willen keine kontroversen Themen!»: AfD-Vordenker Gauland an der Havel in seinem Wohnort Potsdam.

## «In der AfD gibt es keine Rechtsextremen»

Alexander Gauland ist einer der umstrittensten und erfolgreichsten Politiker Deutschlands. Seine Partei, die AfD, könnte bald zur zweitstärksten Kraft aufrücken. Der sensationell anmutende Aufstieg weckt Widerstand und Verunsicherung. Gauland erklärt sich im bisher ausführlichsten Interview. *Von Roger Köppel*

Es ist heiss in Berlin. Das liegt nicht nur an der Sommerhitze, die auf dieser sandigen Topfebene besonders mitleidlos brennt. Die Politik brodelt, für deutsche Verhältnisse am Siedepunkt. Seit die Alternative für Deutschland (AfD) zweistellig in den Bundestag und in die Länderparlamente eingezogen ist, schneller als seinerzeit die Grünen, schütteln Fieberkrämpfe den Betrieb. Im Grunde gibt es nur noch zwei Parteien und eine Frontlinie: Alle ändern gegen die AfD.

Für die Etablierten ist die AfD das grosse Ärgernis. Man redet über die Partei wie über

eine geheimnisvolle Krankheit, die von wachsenden Teilen der Wählerschaft Besitz ergriffen hat. Die Medien brüten ratlos über Therapien. Die Gereiztheit ist enorm. AfD-Abgeordnete haben Mühe, an ihren Veranstaltungen Hotelzimmer zu bekommen. Parteimitglieder müssen mit Diskriminierungen rechnen, aber nicht nur sie.

### Wie viel Deutschland soll es sein?

Als die *Zeit*-Journalistin Mariam Lau in einem Artikel kürzlich nur schon die Frage aufwarf, ob die privaten Seenothelfer im Mittelmeer wirklich alles richtig machen, geriet sie in einen

regelrechten «Shit»-Orkan aus dem juste milieu. Ein Autor des Satiremagazins *Titanic* wollte ihr, täglich, brühendes Wasser ins Gesicht schütten. Eine linke Kollegin meldete sich mit nicht mehr zitierfähigen Beleidigungen. Brutal ahndet der Mainstream die kleinsten Abweichungen vom korrekten Denken.

Die AfD ist das Symptom einer politischen Klimaveränderung. Früher war es im offiziellen Deutschland tabu, die EU in Frage zu stellen. Die Europäische Union bildete nach dem Zweiten Weltkrieg eine Art Vaterlandsersatz für die Deutschen. Sie war auch die



natürliche politische Rückfallposition, im Zweifel für Europa. Das hat sich seit der Euro-Krise geändert, mit dem Migrationsdebakel verschärft. Auf einmal ist die EU ein Problemverursacher, und in Deutschland kommen wieder Sehnsüchte nach dem Nationalstaat auf. Für diese Sehnsüchte steht die AfD.

Es geht ans Eingemachte. Die giftigen Debatten um und gegen die «Populisten» sind Identitätsdebatten. Es gibt einen neuartigen Richtungsstreit darüber, was Deutschland eigentlich sein soll: bruchlos eingefügter Legostein im europäischen Supernationalstaat? Oder aber souveräner Nationalstaat, der sich von der problembeladenen EU löst? Vermutlich finde viele Deutschen, man brauche wieder mehr Eigenständigkeit, weil die EU so offensichtlich krankt, aber das Nationale löst aus historischen Gründen bei den gleichen Leuten auch wieder tiefsitzende Befürchtungen aus.

Die Verunsicherung ist erheblich. Wo steht die AfD in dieser Kernfrage? Wie viel Deutschland soll es sein? Wie viel Europa braucht es noch? Will man zurück in die guten alten Bismarck-Zeiten, als ob es die beiden Weltkriegsniederlagen nie gegeben hätte? Wie ist vor diesem Hintergrund das schummrige Germanengeraune einiger Mitglieder zu werten? Wird die AfD von Rechtsextremen gekapert, oder aber sind das nur Verteufelungen «systemtreuer» Medien, wie die Angefeindeten behaupten?

Wir reden über diese Fragen mit Alexander Gauland, dem Mitvorsitzenden und Mitfraktionschef der Partei. Gauland, Jahrgang 1941, ursprünglich Sachse, aber im Westen aufgewachsen, hat eine interessante Biografie. Er war jahrzehntelang Spitzenbeamter der CDU, Doktor der Rechte, angesehener Zeitungsherausgeber, Publizist und Buchautor. Zeitweise war er mein Mitarbeiter bei der *Welt*, ehe er dann, vor fünf Jahren, zur allgemeinen Überraschung die CDU verließ, um bei der Gründung der AfD mitzumachen.

Wir starten die Diskussion in seinem geräumigen Fraktionschef-Büro im Jakob-Kaiser-Haus, einem dieser typisch neudeutschen, historisch desinfierten Glasgrossbauten irgendwo zwischen Privatklinik und Mausoleum, die auf den Besucher so seelenlos und steril wirken wie die Bundestagsdebatten vor dem Hereinbrechen der AfD. Nach einer guten Stunde verlegen wir uns ins gehobene In-Restaurant «Borchardt». Werden sie Gauland dort mit der Grillzange gleich wieder hinauskomplimentieren? Falsch. Wir werden ausgesprochen freundlich bedient, auch aus dem Urbanpublikum kommen keine Proteste.

Der AfD-Grandseigneur, Typus Landedelmann mit Tweed-Jacke und Manchesterhose, redet druckreif, immer unaufgeregt, fast stoisch, aber mit gelegentlichem Schalk und Charme. Er ist reflektiert, nachdenklich und reagiert offen auf Kritik. Das Alter ist ihm nicht anzumerken. Es könnte zutreffen, was ein langjähriger Kollege sagte: «Für Gauland ist die Politik ein Aphrodisiakum.» Vielleicht auch eine Verjüngungsdroge. Es folgt das wohl ausführlichste Gespräch, das Gauland, einer der umstrittensten und erfolgreichsten deutschen Politiker der Gegenwart, mit einer Zeitung je geführt hat.

**Herr Gauland, starten wir mit einer aussenpolitischen Standortbestimmung. Was halten Sie von US-Präsident Donald Trump?**

Ganz falsch ist der Versuch der deutschen Medien, den US-Präsidenten als Vollidioten darzustellen. Der Mann ist kein Vollidiot. Er setzt amerikanische Interessen durch, wie er sie sieht, und das macht er nicht mal ungeschickt. Ich erinnere mich an die Zeit, als schon US-Präsident Lyndon Johnson von Bundeskanzler Ludwig Erhard mehr Mili-

tärausgaben wollte. Es hat immer wieder die Kritik gegeben, die Deutschen würden zu wenig für die Verteidigung tun. Durch diese oberflächlich moralisierende Dauerkritik an Trump hat sich Deutschland blockiert, seinen Zugang zu diesem Präsidenten erschwert. Alle denken in die gleiche Richtung. Dieser Verzicht auf sachliche Analyse ist schädlich.

**Er sagte, Deutschland sei der «Sklave Russlands». Man profitiere von günstigem Gas**

---

**«Macron macht genau dasselbe wie Trump, nur etwas eleganter.»**

---

**aus dem Osten, während die Amerikaner die Verteidigungsausgaben bezahlen sollten. Alles falsch?**

Das ist tatsächlich Quatsch. Es muss deutsches Interesse sein, eine sichere Versorgung durch russisches Erdgas zu haben.

**Wie sehen Sie den Handelskrieg gegen China und die EU?**

Wir sind noch im normalen nationalen Interessengerangel, was für die Deutschen einigermassen unbegreiflich ist, weil man ihnen eingeredet hat, es gebe keine nationalen Interessen mehr, schon gar keine deutschen, höchstens europäische. Das sind Phrasen, die nur überdecken, was es immer gab: nationale Interessen und ihre kluge oder weniger kluge Durchsetzung.

**Wie beurteilen Sie Frankreichs Präsidenten Emmanuel Macron?**

Er macht genau dasselbe wie Trump, nur etwas eleganter. Klassisch französisch eben. Man ersetzt die fehlende Stärke der französischen Wirtschaft durch eine europäische Dimension, bläht sie sozusagen auf. Das war schon die Uridee bei der Gründung der EU. Die französische Interessenpolitik wurde seit dem Zweiten Weltkrieg über den europäischen Resonanzboden gespielt. Wir Deutschen machten gerne mit, weil wir so, moralisch erledigt nach der Hitler-Diktatur, als «Europäer» wieder auf die politische Bühne zurückkehren konnten.

**Ist Macron ein Schaumschläger?**

Das kann ich nicht beurteilen. Aber der Erfolg gibt ihm zu einem gewissen Grad recht. Er hat Reformen eingeleitet, an denen alle vorher gescheitert sind. Für die Franzosen scheint er innenpolitisch ein Gewinn zu sein. Aussenpolitisch muss man aufpassen, dass man seine Politik nicht in einem gleichsam altruistischen europäischen Wertehorizont sieht, sondern eben als eleganten Ausdruck französischer Interessen.

**Ungarns Premier Viktor Orbán?**

Ungarn ist ein durch den Vertrag von Trianon in einer Weise geschädigtes Land, wie es sich nicht einmal mit dem verglichen

lässt, was der Versailler Vertrag mit Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg machte. Ungarn hat rund zwei Drittel seines Staatsgebiets verloren. Es gibt tiefe historische Verletzungen. Orbán stärkt den Nationalstolz der Ungarn, indem er darauf rekurriert, dass die Ungarn einmal die europäische Abwehrfront gegen den Islam waren. Orbán sagt den Europäern: Ihr könnt gerne mehr Flüchtlinge aufnehmen, ich nehme sie nicht auf, schon gar nicht auf Geheiss von Brüssel oder Berlin, denn wir wissen, was Unterdrückung heisst. Das finde ich völlig richtig. Ob das, was er sonst noch innenpolitisch macht, richtig ist, das kann ich nicht beurteilen.

**Sie loben Orbán, dabei war er 2015 ein Hauptverursacher der deutschen Migrationsmisere, als er die in Budapest gestrandeten Flüchtlinge einfach nach Deutschland abschob. Warum kritisieren Sie ihn nicht dafür?**

Weil ich ihn verstehen kann. Er konnte die Migranten nur deshalb abschieben, weil Frau Merkel die Grenzkontrollen aufhob. Orbán handelte im Interesse seines Landes, und ich kann ihm keinen Vorwurf machen, dass er die Fehler der deutschen Politik ausnützte. Ich wehre mich grundsätzlich dagegen, dass wir uns ständig in die Innenpolitik anderer Länder einmischen. Wir sollten Ländern, die mit uns in der Nato sind, mehr innenpolitische Freiräume gewähren.

**Wie sehen Sie Putin?**

Er macht russische Interessenpolitik, und er hat enorm viel geleistet. Unter Vorgänger Jelzin bekamen die Rentner auf dem Land keine Renten mehr. Jetzt funktioniert das wieder. Putin hat einige Dinge gemacht, die dem alten russischen Traum einer europäischen Grossmacht mindestens wieder Nahrung geben. Das ist, von ihm aus gesehen, eine kluge Politik. Dass er die Krim zurückgeholt hat, was im Westen Stürme der Entrüstung auslöst, das kann mich nicht berühren. Die Krim hat nie zur Ukraine gehört, Katharina die Grosse, die Potemkinschen Dörfer, Sie kennen das. Der besoffene Chruschtschow verschenkte seinerzeit die Krim an die Ukraine, was ja sogar für die Sowjetunion eine Art Rechtsbruch bedeutete. Russland ist eben immer ein Reich geblieben, und die alte zaristische Tradition spielt noch eine grosse Rolle. Putin ist ein Vertreter dieser dem Westen völlig fremden und von ihm zutiefst abgelehnten Agenda, die wir gar nicht mehr richtig verstehen können. Russland ist aus seiner Geschichte erklärbar, und da reiht sich Putin sinnvoll ein in die Tradition russischer Grossmachtspolitik.

**Geht von Putin eine konkrete Bedrohung aus?**



«*Persönlich habe ich nichts gegen sie*»: deutsche Kanzlerin Merkel.

Ob es objektiv eine Bedrohung gibt, weiss ich nicht. Subjektiv allerdings kann ich mir vorstellen, dass es in den baltischen Staaten ein Bedrohungsgefühl gibt. Ich glaube nicht, dass Putin zum Beispiel Polen wieder erobern möchte. Ich weiss allerdings nicht, inwieweit die russische Führungselite innerlich auf das Baltikum verzichtet hat. Es gibt dort, besonders in Estland, grosse russische Minderheiten. Ob Putin nun dieses Baltikum, dessen Völker ausschlaggebend waren bei der Zerstörung der Sowjetunion, zurückhaben will, da habe ich meine grossen Zweifel, aber ich kann die subjektive Furcht in einigen baltischen Staaten verstehen.

**Brexit, Grossbritannien: Was ist da die entscheidende Erkenntnis?**

Dass die Briten die Kontrolle zurückhaben wollen darüber, wer mit ihnen lebt, das kann ich nachvollziehen. Ob sie das erreichen, was

**«Ich wehre mich dagegen, dass wir uns ständig in die Innenpolitik anderer Länder einmischen.»**

sie sich vorstellen, da habe ich meine Zweifel. Grossbritannien alleine ist nicht mehr das Grossbritannien von Elizabeth I., das in die Welt ausgreifen konnte. Die Vorteile, die sich die Briten durch ein stärker imperiales Handeln mit Neuseeland, Australien und den USA ausmalen, treten vielleicht ein, vielleicht auch nicht.

**Ihr Eindruck von Theresa May?**

Wenn ich mir die Konservative Partei in ihrer Zerrissenheit vor Augen halte, dann macht sie es ganz ordentlich. Man nennt das *muddling through*, durchwursteln.

**Sie sind ein belesener und gebildeter Mann: An welche Zeit erinnert Sie die Gegenwart? Kehren wir zurück in die Machtbalance-**

**Politik souveräner Nationalstaaten wie im 19. Jahrhundert?**

Zwischen 1815 und 1914 beherrschte Europa die Welt. China spielte keine Rolle. Das ist heute völlig anders. Aber es kehrt zurück mit aller Vorsicht eine interessengeleitete Staatenpolitik, wie es sie im 19. Jahrhundert gab. Die Phrase vom «regelbasierten Multilateralismus» kann mir ja auch kein Mensch richtig erklären. Den Glauben, dass Staaten keine Interessen haben, dass Staatenpolitik überholt ist, den habe ich nie gehabt. Aber durch die Beseitigung der Teilung der Welt in zwei festgefügte Machtblöcke entsteht nun, ohne dass man das gleichsetzen könnte, eine neue multipolare Machtordnung, wie sie von 1815 bis 1939 bestand. Und diese Machtordnung funktioniert nach zum Teil anderen Regeln als die bipolare Welt.

**Kürzlich hielten Sie eine Bundestagsrede, in der Sie die Kanzlerin als Totalversagerin zum Rücktritt aufforderten. Fragen wir mal anders: Was hat Frau Merkel richtig gemacht?**

Wenn Sie es am Massstab deutschen Interesses messen, dann hat sie sehr wenig richtig gemacht. Wenn Sie es am Massstab ihrer persönlichen Machterhaltung messen, hat sie eine Menge richtig gemacht, denn sie ist immer noch dran. Auch wenn sie die letzten Wahlen verloren hat, hat sie sich immer wieder durch geschickte Wendungen, die ich zum Teil völlig verfehlt finde, ihre Macht gesichert. So gesehen, ist sie als Politikerin nicht wirklich gescheitert. Wenn ich mir anschau, was sie konkret gemacht hat, ist das für Deutschland allerdings ein Scheitern. Und da rede ich jetzt nicht nur von der Migrationspolitik. Nehmen Sie die Energiepolitik, diesen Irrsinn, der viel mehr kostet als versprochen wurde. Oder schau-

en Sie sich die trostlose Bundeswehr an, die Abschaffung der Wehrpflicht, die sogenannte Friedensdividende. Man ist immer dem Falschen nachgerannt, ohne nach den Alternativen zu fragen. Blättern wir weiter zurück. Da gab es eine Rede des damaligen Ministers Wolfgang Schäuble: Deutschland werde niemals für die Schulden anderer Staaten zahlen. Jetzt machen wir es ununterbrochen.

#### **Frau Merkel hat Sie politisiert: ohne Merkel kein Gauland, keine AfD?**

Der Bruchpunkt war für mich die Griechenland-Rettung und die Schamlosigkeit, mit der frühere Versprechungen weggeschwemmt wurden unter der Überschrift «Wir müssen Europa retten». Das war damals der Moment, da auch die innere Veränderung der CDU sichtbar wurde. Ich war im sogenannten Berliner Kreis, einer Gruppe konservativer CDUler. Da gab es vor fünf Jahren ein Treffen mit dem späteren Gesundheitsminister Hermann Gröhe, der uns mitteilte: «Also bilden Sie sich nicht ein, dass Sie noch irgendeine Chance bei uns haben. Gehen Sie in Ihre Kreisverbände, arbeiten Sie dort. Dass Sie noch eine institutionelle Rolle bei uns spielen, das ist vorbei.» Das war die Haltung, man wollte diese konservative CDU gar nicht mehr: «Um Gottes willen keine

kontroversen Themen!», die würden nur die Wähler der anderen mobilisieren.

#### **Man hat Sie rausgeschmissen.**

Richtig. Ich ging mit meinem Freund Konrad Adam aus dem Konrad-Adenauer-Haus raus, das Essen war übrigens sauschlecht gewesen, und ich sagte zu ihm: «Da ist nichts mehr, das war's.» Und Adam gab mir recht. «Es ist vorbei.»

#### **Das war der Urknall der AfD.**

Ja, aber alleine hätte ich das nie geschafft. Als Nächstes rief mich Konrad Adam an, er habe einen jungen Professorkennengelernt, Bernd Lucke. Und dieser Lucke hatte eine enorme Energie. Er war der Managertyp, der ich so gar nicht bin. Wir trafen uns in Neu-Isenburg, da habe ich zum ersten Mal gedacht, «es muss eine Basis in der Bevölkerung für eine neue Partei geben.» Denn dieser Bürgersaal war übervoll. Die Leute waren zum Teil aus dem Ruhrgebiet gekommen.

#### **Mit welchem Motiv sind Sie in die AfD eingestiegen? Man sagt Ihnen nach, es sei die gekränkte Eitelkeit gewesen nach diesem demütigenden Quasirauschmiss. Sie wollten es Merkel heimzahlen.**

Dieses Motiv gab es überhaupt nicht. Ich kann der CDU doch überhaupt nichts vorwerfen. Ich habe eine sehr gute Pension, war Staatssekretär, ich habe mich nicht im Streit von diesem Amt getrennt. Ich hatte nichts

gegen die CDU oder gegen Frau Merkel, ich habe die Politik für falsch gehalten.

#### **Wie kamen Sie auf den Namen «Alternative für Deutschland»?**

Anders als viele auch bei uns war ich nie ein Anhänger von Margaret Thatcher. Ihren Satz «There is no alternative» (Tina), fand ich immer eine Zumutung. Und dann kam die Merkel und sagte, zu ihrer Politik gebe es keine Alternative. So kam dieser Begriff ins Spiel.

#### **Bleiben wir bei Frau Merkel. Hat sie es wirklich so schlecht gemacht? Es stimmt, sie**

---

#### **«Warum Merkel plötzlich alles auf den Kopf stellte, habe ich nie verstanden.»**

---

**führte die CDU nach links, aber warum? Weil sie mit einem Rechtskurs abgewählt worden wäre und dann die Linken an die Macht gekommen wären. Dieses grössere Übel verhinderte sie durch eine gewisse Linksverschiebung der CDU.**

Das wird gesagt, aber ist es auch richtig? Ich bezweifle es. Nehmen Sie nur die Energiewende: Eigentlich gab es die schon, nur vernünftiger. Was Gerhard Schröder und Jürgen Trittin ausgehandelt hatten, war besser. Warum Merkel plötzlich alles auf



Die News des Tages ab 16.30 Uhr  
**WELTWOCHEN**  
daily

Mehrwert für unsere Abonnenten

## **Neu! Vier Mal pro Woche: Die andere Sicht**

Die tägliche Nachrichtensendung für *Weltwoche*-Abonnenten. Chefredaktor Roger Köppel kommentiert von Montag bis Donnerstag, jeweils ab 16.30 Uhr, die Themen des Tages und unterhält sich mit interessanten Gästen. Für Abonnentinnen und Abonnenten ist diese Dienstleistung kostenlos. [www.weltwoche.ch/daily](http://www.weltwoche.ch/daily)

den Kopf stellte, habe ich nie verstanden. In einem aber lag sie richtig, das gebe ich gerne zu: Merkel erkannte, dass die Republik nach 1968 nach links gerutscht war. Diesem Zeitgeist trug sie Rechnung. Nur habe ich nie begriffen, warum sie auf eine aktive Führung des Landes verzichtete und ihre Partei auf eine Weise ideologisch entkernete, so dass sie eigentlich zu nichts mehr zu gebrauchen ist. Was sie machte, war überschüssig, keinesfalls notwendig.

**Sie erwähnten die Griechenland-Rettung. Auch hier: Ein deutscher Regierungschef muss doch alles unternehmen, um ein Auseinanderbrechen des Euro und der EU zu verhindern. Merkel wollte dieses Risiko nicht eingehen. Ist doch nachvollziehbar.**

Das sehe ich anders. Griechenland hat die Wirtschaftsdaten gefälscht. Die Griechen haben sich den Beitritt mit illegalen Methoden erschlichen. Selbst ein Ureuropäer wie Wolfgang Schäuble sagte, der Euro sterbe nicht an den Griechen, man solle sie rauslassen. Ihre These ist nur dann richtig, wenn damals ernsthaft geglaubt worden wäre, dass ein Austritt der Griechen den Euro oder gar die EU zerstört hätte. Genau das aber war nicht der Fall. Man hat stattdessen die Regeln gebrochen.

**Migrationspolitik: Hätten die Deutschen denn im Sommer 2015 mit Schäferhunden und Strumtruppen die europäischen Grenzen notfalls gewaltsam sichern sollen. Das zu fordern, ist vor dem Hintergrund der verheerenden Geschichte – zwei Weltkriege, Völkermord, Holocaust – schlicht weltfremd.**

Nein, überhaupt nicht. Auch hier hat sie sich angezogen, was kein Mensch gefordert hat. Die Flüchtlinge sassen im Budapester Bahnhof fest. Die Kanzlerin musste sie doch nicht haben wollen. Die bayerische Polizei wäre bereitgestanden. Niemand hätte den Deutschen gesagt, sie seien wieder Nazis, nur weil sie ihre Grenzen sichern.

**Merkel nahm die Flüchtlinge auf, um einen Teil der historischen deutschen Schuld zu tilgen. Der einstige Völkermörder als humanitärer Weltmeister.**

Ich weiss nicht, ob Merkel darüber nachgedacht hat. Ich würde es für völlig falsch halten. Niemand sagt heute, was für ein gutes Land Deutschland sei. Und ich halte jetzt mal in aller Deutlichkeit fest: Diesen Auschwitz-Komplex können Sie nicht abstreifen, niemals, da können Sie machen, was Sie wollen.

**Redet Frau Merkel eigentlich mit Ihnen?**

Nein. Das interessiert sie nicht; ich würde jetzt auch den Sinn selber nicht mehr sehen.

**Hat sich das Meinungsklima dank der AfD in Deutschland erweitert oder verengt?**



«Deutscher Romantiker»: Reizfigur Höcke.

Beides. Es wird offener geredet und diskutiert. Das haben wir hinbekommen. Gleichzeitig löste das aber einen unglaublichen Hass bei vielen aus, es gab eine Verhärtung. Im Bundestag beantworteten SPD-Abgeordnete manchmal unsere Zwischenfragen nicht, mit der Begründung, Rechtsradikalen gebe man keine Antwort. Das zeigt deutlich, wie sich das Klima verändert hat: Wir sind die Guten, und das dort, die AfD, das sind die Verbrecher, das ist das Gesindel, das nicht da reingehört.

**Was heisst das für die Mitgliederwerbung?**

Das ist inzwischen ein echtes Problem. Es ist schon ein Problem, Hotelzimmer zu finden.

**Aber in den Umfragen sind Sie im Allzeithoch.**

Wir sollen es nicht übertreiben, aber wir sind bei 15 Prozent.

**Sie sind gleichauf mit der Traditionsparterie SPD. Werden Sie auch überschätzt?**

Es ist vor allem ein massiver Verfall der SPD. Solange sich die SPD nicht klarwird, wen sie eigentlich vertritt, wird das immer schlimmer werden. Sie haben auf der einen Seite die Funktionäre, die diese ganze Willkommenspolitik mitgemacht haben, und sie ha-

---

**«Niemand hätte den Deutschen gesagt, sie seien wieder Nazis, nur weil sie ihre Grenzen sichern.»**

---

ben auf der anderen Seite die Menschen, die die SPD mal vertreten hat, die Verkäuferin bei Aldi oder den Bandarbeiter bei Ford. Die sind jetzt grossenteils bei uns. Die SPD verliert, weil sie die Menschen, die wenig Geld haben, nicht mehr vertritt.

**Was ist die AfD eigentlich? Partei, Bewegung, Sammelsurium, «gäriger Haufen», wie Sie einmal sagten?**

Ich bleibe beim gärrigen Haufen. Die Partei ist zutiefst demokratisch, leicht anarchistisch mit einer tiefen Abneigung gegen straffe Führung. Frühere Führungen sind daran gescheitert, dass Einzelne alleine ganz oben stehen wollten. Bernd Lucke wurde sofort abgewählt. Frauke Petry wollte allein Parteivorsitzende und Spitzenkandidatin sein. Die Zusammenarbeit mit mir lehnte sie ab. Diesen Alleingang wollte die Partei nicht.

**Wie stabil ist die heutige Führung?**

Alice Weidel, Jörg Meuthen und ich, wir verstehen uns sehr gut. Es funktioniert. Die Shakespearschen Dramen sind vorbei, auch wenn es zuletzt Turbulenzen bei der AfD-Stiftung gab. Doch auch die haben wir gemeistert.

**Was sind die grössten Erfolge, was die grössten Misserfolge der AfD?**

Die grössten Erfolge sind, dass wir im Oktober praktisch in allen Parlamenten vertreten, dass wir zweistellig stabil angekommen sind in der politischen Landschaft und dass es uns gelungen ist, über viele Häutungen hinweg einen stabilen Markenkern in die Politik zu tragen. Die Fragen, die nicht mehr diskutiert werden durften, die werden jetzt diskutiert, zwar mit Zorn, mit Hass, aber es ist wieder möglich, Grundsatzfragen, die in Deutschland angeblich für alle Zeiten gelöst waren, anzusprechen. Das ist die grösste Leistung der AfD.

**Und die Misserfolge?**

Leider gehen unsere Führungswechsel immer wieder einher mit Verlusten, mit dem Versuch, Leute auszuschliessen. Frauke Petry musste sich öffentlich von uns trennen, ebenso Lucke. Wir sind noch nicht in der Lage, Führungswechsel normal demokratisch zu vollziehen, sondern sie gehen immer mit Aufwallungen einher.

**Reden wir über Björn Höcke, diese Reizfigur, diesen Provokateur aus Thüringen, der immer wieder Kontroversen auslöst und in den Medien als verkappter Nazi angeprangert wird. Sie kennen und verteidigen ihn. Was hat es mit Höcke auf sich?**

Höcke ist zum einen ein sehr kluger, gebildeter Mann, mit dem Sie sehr gut über historische Dinge diskutieren können. Er hat für viele Leute in der Partei, aber nicht für die Mehrheit etwas Charismatisches. Das heisst: Er erreicht Menschen über Bauch und Seele, die ich nicht erreiche...

**...die Sie erreichen wollen?**

Wenn ich Reden halte, dann muss ich an den Kopf appellieren. Ich bin nicht einer, der von sich aus Charisma hat. Höcke hat das. Und das führt aber auf der anderen Seite dazu, dass er Bewunderer hat, die ihn so bewundern, dass mir das manchmal zu viel wäre. Das löst dann aber auch Widerstand aus bei Leuten, die ihn für den leib-

haftigen Gottseibeius halten. Für die einen Ekstase, für die anderen der Teufel in Menschengestalt. Beides ist töricht und ergibt dann ein unausgewogenes Bild. Wenn er vernünftig redet, ist er ein grosser Gewinn für die Partei, das grosse Zugpferd im Osten. Er hat sich in letzter Zeit sehr zurückgehalten, da habe ich mehr verbockt. Man kann ihm gar nichts vorwerfen. Deshalb ist es mir auch gelungen, mit der Unterstützung vieler Leute, das Parteiausschlussverfahren gegen ihn aufzuheben. Der Vorstand war einstimmig dafür.

**Kürzlich sagte Höcke in einer grossen Rede: «Die Deutschen entscheiden sich, nicht mehr Schaf, sondern Wolf zu sein.» Das ist der Wortgebrauch eines Leitartikels von Nazi-Propagandaleiter Goebbels aus dem Jahr 1928, als er von den Deutschen als «Wolf» sprach, der in eine «Schafherde» einbricht. Darf man einem Mann, der solche Worte verwendet, politische Verantwortung übertragen?**

Das sind Sprüche für seine Fans, denen er sich als unerschrockener, verlässlicher Kämpfer präsentiert. Mehr steckt nicht dahinter. Höcke gebraucht Metaphern und redet manchmal über Themen, wo auch ich sagen würde: «Das hätten wir jetzt lieber gelassen.» Er ist ein deutscher Romantiker. Er liebt sein Deutschland, heiss und innig, macht sich auch ein Deutschland zurecht, das es vermutlich schon lange nicht mehr gibt. Ja, er kann sich sehr in den Mittelpunkt stellen, ist aber sehr anständig. Niemand wird von hinten in die Brust geschossen. Mit den Formulierungen haben Sie recht.

**Man wirft Ihnen vor, Sie tolerierten das nur, weil es Wählerstimmen bringt. Wo ziehen Sie die Linie des Erträglichen?**

Die Frage stellt sich tatsächlich, aber die Linie wurde eben nie überschritten. Was ich in der Partei gar nicht mag: dass immer wegen irgendeines falschen Worts sofort nach Parteiausschluss gerufen wird. Da bin ich grosszügiger. Wir hatten kürzlich einen Fall, als Beatrix von Storch bei einer Messerattacke irrtümlich die Muslime beschuldigte. Sie entschuldigte sich aber und zog den Eintrag zurück. Sie sollte abgemahnt werden. Und obwohl Frau von Storch nicht meine Freundin ist, habe ich gesagt: «Hört auf, wir wollen niemand abmahnen, der sich von sich aus entschuldigt hat.» So denke ich auch bei Höcke.

**Vor wenigen Wochen machten Sie selber den Höcke, als Sie die zwölf Jahre der Nazi-Diktatur als «Vogelschiss» bezeichneten. Sechs Millionen tote Juden, sechzig Millionen Kriegstote und ein Verbrecherregime, das seinesgleichen sucht – alles nur ein lästiger «Vogelschiss», den man mit einer Handbewegung abwischt? Als**

**ich das las, dachte ich: «Welcher Vogel hat denn jetzt Gauland ins Hirn...?» Sie verstehen, was ich meine.**

Ich habe das wirklich nicht als Bagatellisierung verstanden, und ich hätte nie gedacht, dass das so aufgefasst wird, denn wenn Sie die ganze Rede lesen, sehen Sie, dass ich nichts verharmlost habe.

**Bilder in der Politik sind wichtig, die bleiben hängen. Was wollten Sie mit dieser Rede zum Ausdruck bringen?**

Ich wollte den Leuten sagen, dass es eine grosse deutschjüdische Tradition gibt, die wir verteidigen müssen. Gerade in diesem Zusammenhang war der «Vogelschiss» für mich eine Bezeichnung für tiefe Verachtung. Keineswegs eine Bagatellisierung.



«Immer auf der richtigen Seite»: Philosoph Burke.

Und ehrlich gesagt, da ist dann auch ein Bohei darum gemacht worden. Ich habe mir mal überlegt: Mein Vater ist 1933 von den Nazis entlassen worden, weil er einen sozialdemokratischen Beamten nach dem 30. Januar noch befördert hatte. Wenn mein Vater 1933 «Vogelschiss» zu den Nazis gesagt hätte, wäre er ins KZ gekommen. 1944 wurde er verhört, weil er einige Offiziere

**«Personenfreizügigkeit in der EU? Ja, aber man muss die Missbräuche stoppen. Zumachen wäre falsch.»**

im Umfeld des Hitlerattentats persönlich kannte. Hätte er da den Nazis «Vogelschiss» gesagt, hätten sie ihn an die Wand gestellt. Und heute soll dieses Wort ein Extremfall der Bagatellisierung sein? Da kann ich nur sagen: «Die haben sie nicht mehr alle.» Als mir jemand sagte, einen Vogelschiss könne man so leicht abwischen, habe ich sofort zugegeben: «Okay, ja, wenn man es so sieht, war es ein Fehler.»

**In Ihrem Buch «Anleitung zum Konservativsein» haben Sie geschrieben, konservative Parteien müssten aufpassen, dass sie nicht von Rechtsradikalen übernommen werden. Das sei schon in der Hitlerzeit das grosse Drama gewesen. Heute kämpfen Sie selber mit diesem Problem. Wie viel Rechtsextreme gibt es in der AfD? Sind Sie selber einer geworden, ohne es zu merken?**

Es gibt keine Rechtsextremen in der Partei, und ich bin sicher selber keiner.

**Definieren Sie Rechtsextremismus.**

Rechtsextrem heisst Führerprinzip, also Ablehnung aller demokratischen Wahlen und Ablehnung unserer staatlichen Ordnung und des Grundgesetzes. In allen Punkten können Sie der AfD gar keine Vorwürfe machen. Führerprinzip: Das gibt's gerade bei uns überhaupt nicht. Es gibt aber den Versuch, uns in die rechtsextreme Ecke zu drängen, um uns mundtot zu machen.

**Die Leute um Höcke schwelgen in der Frage: Was ist deutsch? Da wird dann mit irgendwelchen völkischen Theorien jongliert. Was bringt dieses Germanen-geraune? Seit Hunderten von Jahren versuchen die Deutschen zu definieren, was deutsch ist. Geschafft hat es noch niemand. Die Deutschen waren immer schon viel zu vielfältig, um sich auf eine einengende Definition zu einigen.**

Da haben Sie recht. Ich glaube auch nicht, dass es zu definieren ist.

**Friedrich der Grosse nahm viele Ausländer mit Handkuss in Preussen auf, Hugenotten, Juden, Schweizer, Hauptsache, sie arbeiteten nicht für den Feind. Ist nicht genau diese Offenheit «deutsch»? Ein offener Patriotismus der Leistung?**

Völlig einverstanden. Nur, es gibt eben eine neue deutsche Geschichte der Zuwanderung. Früher kamen die «Fremden» aus Kulturen, die uns zumindest ähnlich waren. Sie waren alle irgendwie Europäer und von daher sehr viel leichter integrierbar. Das stimmt eben heute nicht mehr. Für mich ist die kulturelle Verwandtschaft wichtig. Man sollte nicht massenweise Menschen aus ganz fremden Kulturen importieren. Ein Höcke würde da vielleicht weitergehen. Für ihn ist wichtig, dass einer in Deutschland geboren ist. Diese biologischen Wurzeln des Deutschtums sind für mich nicht wichtig.

**Man sagt Ihnen nach, Sie seien ein Bewunderer von Bismarck. Ist Bismarck für Sie ein Leitmodell fürs 21. Jahrhundert?**

Manche in unserer Partei nehmen das Bismarck-Deutschland als Referenzmodell. Ich wäre da sehr vorsichtig, weil die Innenpolitik Bismarcks in vielem falsch war. In der Aussenpolitik ist Bismarck durchaus inspirierend. Keinen vor den Kopf stossen, klug alle zusammenhalten – das war seine Aussenpolitik nach 1870. Man darf dem nicht sklavisch fol-

gen, aber ein aufgeklärtes nationales Interesse, kein «Deutschland, Deutschland über alles»: Das ist nachahmenswert.

**In Deutschland prallen heute, hoch interessant, zwei Identitäten aufeinander:** Nach dem Krieg war Europa für die Deutschen der Vaterlandsersatz, die sichere politische Rückfallposition, im Zweifel für Europa. Seit einigen Jahren produziert Europa schwere Krisen. Der Aufstieg Ihrer Partei ist ein Symptom für ein wachsendes Unbehagen gegenüber der EU in Deutschland. Die AfD steht für den Wunsch nach mehr Nationalstaat. Gleichzeitig löst für viele Deutsche der Nationalstaat alte, gutbegründete Ängste aus. Wie will die AfD dieses Dilemma überwinden? Was ist Ihre Alternative zum kriselnden EU-Deutschland?

Richtig, nach dem Krieg war den Deutschen moralisch das Rückgrat gebrochen. Europa, das war das Ersatzvaterland. Auch ich war einmal sehr Europa-begeistert als junger Mann. Nur muss ich heute zur Kenntnis nehmen: Den europäischen Nationalstaat will kein europäisches Volk. Das Aufgeben meiner eigenen nationalen Identität zugunsten eines Konstruktes, das niemals Realität werden wird, weil die anderen dieses Konstrukt nicht wollen, ist kein sinnvoller Weg. Margaret Thatcher sagte: «Nur weil die Deutschen ihr Land nicht mehr lieben, müssen sie nicht allen anderen austreiben, ihr Land zu lieben.» Das Bündnis der Nationalstaaten ist in Europa das gelebte Modell, und alle Versuche von Herrn Juncker, eine Art europäische Überidentität zu schaffen, sind schon längst gescheitert.

**Was also schwebt Ihnen konkret vor?**

Die Europäer müssen selbstverständlich zusammenarbeiten, denn sie sind schwächer geworden im Weltmassstab. Deshalb plädiere ich für eine vernünftige Zusammenarbeit auf den Gebieten, auf denen wir es dringend brauchen. Es müssen dort auch nicht immer alle mitmachen. Ich will keine Verfestigung in einer falschen Staatsidee. Es gibt keine europäische Öffentlichkeit, keinen europäischen Demos.

**Geht es der AfD um die Rückgewinnung der vollständigen nationalen Souveränität Deutschlands? Oder wollen Sie die EU mit klugen Reformen verbessern?**

Da würden Sie verschiedene Antworten aus der Partei hören. Es geht um die Rückgewinnung staatlicher Souveränität, aber nur dort, wo die Vergemeinschaftung eine Katastrophe ist, Stichwort Währung, Stichwort Grenzen. Auch die Schnapsidee, eine europäische Staatsanwaltschaft einzuführen, bekämpfen wir. Daneben soll es aber eine reissfeste Zusammenarbeit geben. Der gemeinsame Markt ist eine gute



*Alles für die Staatsräson:* Politiker Talleyrand.

Idee. In der AfD gibt es Stimmen, die da rauswollen, die auch aus der Nato rauswollen. Ich glaube, der gemeinsame Markt hat uns genützt. Aber die Überhöhung des gemeinsamen Marktes zur politischen Währungsunion war falsch. Ich möchte zurück zu den alten EWG-Positionen. Ein Nato-Austritt

---

**«Sechs Millionen Juden umzubringen, das kriegen Sie nicht mehr von der Haut gekratzt.»**

---

wäre völlig falsch. Das würde bei unseren Nachbarn Fragen aufwerfen, die wir weder beantworten können noch wollen. EU: ja, aber kein Einheitsbrei.

**Personenfreizügigkeit innerhalb der EU, ja oder nein?**

Ja. Wo es Missbräuche gibt, zum Beispiel die Überweisung von deutschem Kindergeld nach Rumänien, muss man dies beseitigen. Verändern, aber nicht alles zumachen.

**Kommen wir zu Ihnen. Sie waren als junger CDU-Mann auf dem progressiven Flügel. Was ist seither mit Ihnen passiert?**

Nichts. Früher, in den siebziger Jahren, war ich der enge Mitarbeiter des CDU-Oberbürgermeisters in Frankfurt, einer damals sehr links geprägten Stadt. Es gab viele Sozialdemokraten in führenden Stellungen, vor allem in der Kultur. Ich riet ab, auf

Konfrontation zu gehen. Nicht um mich anzupassen, aber um unsere Ziele zu erreichen. Das war eine ganz andere Aufgabe als heute die Oppositionspolitik der AfD.

**Zwei interessante, äusserst gegensätzliche Figuren prägen Ihr Denken, der konservative britische Philosoph Edmund Burke und Charles-Maurice Talleyrand, der wendige Franzosen-Politiker aus der napoleonischen Zeit. Erklären Sie.**

Talleyrand steht für mich für eine äusserst kluge Politik der Staatsräson. Ihm wird ja vorgeworfen, er habe mit jedem Regime paktiert, aber er hat eben nur so weit paktiert, wie das jeweilige Regime dem nationalen Interesse diene. Als Talleyrand, damals Aussenminister Napoleons, sah, dass der Kaiser ein europäisches Reich schaffen wollte, war das für ihn Grössenwahn, nicht mehr französisches Interesse. Er verriet ihn und fädelt mit dem Zaren Napoleons Sturz ein. Talleyrands Leitstern war die Staatsräson.

**Edmund Burke?**

Er war kein so kluger Politiker, aber er steht für mich für eine kluge Interpretation, was heute konservativ ist.

**Was ist das Wesentliche?**

Ein Wandel, der aber nicht begriffen wird als etwas, was um jeden Preis sein muss. Man schaut ununterbrochen: Was geht nicht mehr, was müssen wir anpassen? Darin steckt auch ein skeptisches Menschenbild. Burke war nie der Meinung, dass alle Menschen gut seien, er war auch nicht der Meinung, dass alle schlecht seien. Er fand nur, dass man die Institutionen, die man hat, nicht einfach wegrasieren soll, um alles auf einem weissen Blatt Papier neu aufzustellen. Er forderte das, was man hat, vernünftig weiterzuentwickeln. Er sah früh, dass aus der Französischen Revolution mit ebendieser Tabula-rasa-Politik die Diktatur hervorgehen würde, die dann mit Napoleon auch kam.

**Wer spricht Sie mehr an?**

Talleyrand ist unübersichtlicher, Burke ist klarer. Als Figur fasziniert mich Talleyrand mehr mit seinen Wandlungen. Burke hat immer auf der richtigen Seite gestanden. Er war ein sehr moralischer Mensch, das war Talleyrand überhaupt nicht. Er aber ist die interessantere Figur, weil er in einer sehr unübersichtlichen Zeit anhand kluger Maximen die richtigen Entscheidungen getroffen hat.

**Kann man die Deutschen eigentlich mit Ihrer Geschichte, mit sich selbst versöhnen?**

Eine Versöhnung mit den furchtbaren zwölf Jahren schaffen Sie nicht. Sie können versuchen, zu erklären, wie es dazu gekommen ist. Ich sehe keinen Ansatz für eine Versöhnung. Sechs Millionen Juden umzubringen, das kriegen Sie nicht mehr



von der Haut gekratzt. Das ist so furchtbar, und, klar, je mehr sich das historisiert, mag es schwächer werden. Aber wir stehen immer wieder vor der gleichen Frage: Wie konnte 1933 jemand ans Ruder kommen, den wir unter normalen Umständen als absoluten Schwerverbrecher wegsperren?

#### Wie lautet Ihre Erklärung?

Das ist nicht so schwierig. Die Niederlage im Ersten Weltkrieg ist vom deutschen Bürgertum nie verkräftet worden. Die haben sich dann geflüchtet ins Dolchstossmärchen. Aber es war eben ein Märchen, denn der angebliche Dolchstoss kam erst nach dem Entscheid der Heeresleitung, die weisse Fahne zu schwenken. Es war dann ein Riesenfehler – aber ich mache niemandem einen Vorwurf –, die Republik einzuführen, weil Deutschland im Bürgertum damals noch monarchistisch gesinnt war. Der Kaiser hatte verspielt, der Kronprinz auch. Ich hätte mir vorstellen können, dass unter dem vernünftigen Prinz Max von Baden als Reichsverweser der Kaiserenkel eine gute Rolle hätte spielen können. Das wurde versäumt. So stiess ein Bürgertum, das die Niederlage nicht verkräftet hatte, auf eine Politik, die mit dem, was war, etwas anfangen musste. Ich habe grosse Achtung vor den dama-

ligen demokratischen Politikern und Staatsmännern, wie Rathenau und Stresemann, weil sie eine realistische bismarcksche Politik unter dem Gesetz des verlorenen Krieges versucht haben. Vielleicht wäre es gutgegangen, wenn wir keine Wirtschaftskrise gehabt hätten. In der Wirtschaftskrise war Deutschland mental nicht mehr widerstandsfähig. Und natürlich

#### «Meine Tochter ist gegen meine Politik, aber wir haben immerhin noch Kontakt.»

wusste 1933 niemand, dass Hitler sechs Millionen Juden umbringen wird. Der Mann ist doch nicht gewählt worden wegen seiner Verbrechen, sondern weil die Leute fälschlicherweise, zum Teil im Elend, glaubten: Wenn einer noch etwas machen kann, dann vielleicht er.

#### Sie sind einer der am meisten angefeindeten Politiker Deutschlands. Wie gehen Sie damit um?

Nun ja, da gewöhnt man sich dran. Ich habe einen Grossteil meiner Familie verloren, weil die sich mit mir nicht mehr sehen lassen würden. Und ich habe auch viele Freunde verloren, Gesprächspartner. Meine Tochter, evangelische Theologin, eher links, ist ganz

gegen meine Politik, aber wir haben immerhin noch Kontakt, gehen gelegentlich auf Reisen.

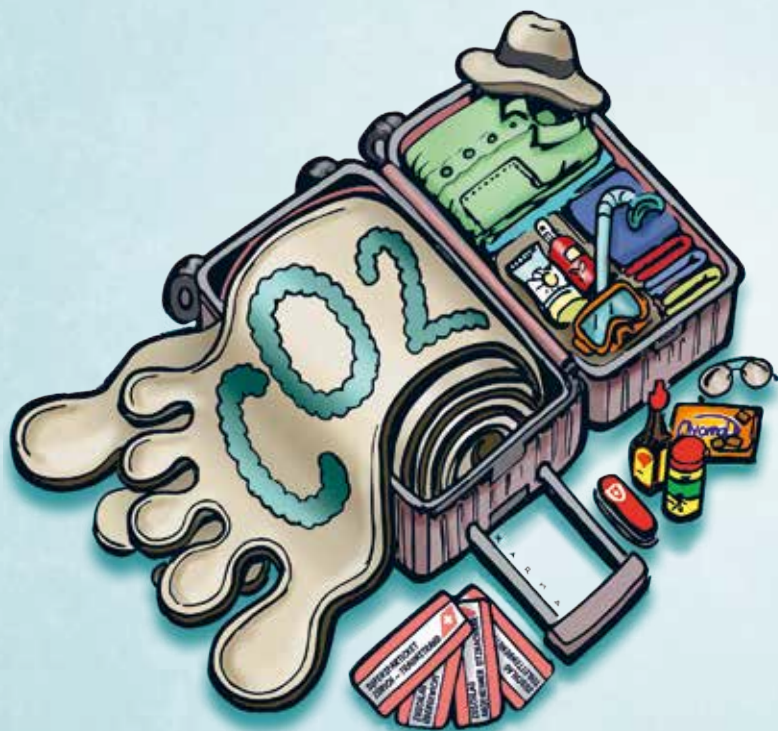
#### Wie motivieren Sie sich?

Mich erbittert nur die Gesprächsverweigerung. Als ich 1977 nach Frankfurt kam, gab's Joschka Fischer und Daniel Cohn-Bendit. Ich hatte bei meiner Anstellung zur Bedingung gemacht, dass man mich auch mit den Linken reden lasse. Ich wollte nicht, dass man mir dies verbieten würde. Auf bürgerlicher Seite waren die Vorbehalte enorm. Die Linken wollten damals die Welt umstürzen. Der Stabschef von Fischer war bei Pol Pot, das waren die schlimmsten Leute, aber ich habe immer mit denen geredet, und ich habe gerne mit denen geredet. Und ausgerechnet die kommen jetzt zu mir und sagen mir: «Mit Ihnen, mit dir können wir nicht reden.» Da sagt man sich: «Bei so viel Unvernunft ist halt nichts mehr zu machen.»

#### Was ist in diesem Moment Ihr wichtigstes politisches Anliegen?

Dass sich Deutschland nicht so verändert, wie das Frau Merkel offensichtlich vorhat. So wie sie die schwarzrotgoldene Fahne in die Ecke geschmissen hat, so denkt sie über dieses Land, und das entsprechende Handeln wollen wir ihr so schwer wie möglich machen. ○

## Koffer gepackt?



## Ferienlektüre auch?



Versuchen Sie nicht, mit dem «Nebelspalter» eine Strandliege zu reservieren, wenn Sie ihn selbst noch nicht komplett gelesen haben.

Das älteste Satiremagazin der Welt gehört auch in Bibliotheken und Wartezimmern zu den meist entwendeten Zeitschriften.

f 20452 Fans   t 5149 Follower   +6% Abozuwachs

**JETZT PROBEARBEITUNG BESTELLEN!**  
www.nebelspalter.ch



*Kunstdünger, kristallisiert zu Kunstwerken:* Gerda Steiner und Jörg Lenzlinger, hochgehoben von Roland Wetzler, Direktor des Tinguely-Museums.

## Die Welt ist ein Wunder

Seit dreissig Jahren faszinieren Gerda Steiner und Jörg Lenzlinger die Menschen von Tokio bis Rio, von Melbourne bis Basel. Nun hat das Künstler-Duo exklusiv die Frontseite dieser *Weltwoche*-Sonderausgabe gestaltet. *Von Rico Bandle*

Drei Türen führen in die aktuelle Ausstellung von Gerda Steiner und Jörg Lenzlinger im Basler Tinguely-Museum: Eine ist mit «Too late to panic» angeschrieben, eine mit «Jetzt», eine mit «Too early to panic». Man hat also die Wahl zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Hinter jedem Eingang taucht man ein in eine Welt voller wunderbarer Dinge. In eine Welt, in der ein Leguan in einem Sandwichbrot eingeklemmt ist, Ameisen ein Bild gestaltet haben und Kronjuwelen aus Tierknochen nachgebildet sind. Aber auch in eine Welt, in der aus der Tränenflüssigkeit von Besuchern kunstvolle Kristalle entstehen, eine Fitnessmaschine einen ganzen Wald in Bewegung bringt und in der Ersatzteile des Menschen – von der Prothese bis zum Gebiss – an



einem Mobile von der Decke hängen. Man ist als Besucher mittendrin in dieser Wunderwelt, man spürt sie, riecht sie, erlebt sie. Zum Beispiel wenn man unter einem baumelnden Meteoriten liegt oder sich in einen Schrank voller Blumen («Foltergarten») einsperren lässt.

Ist das mehr Abenteuerpark oder Kunstaussstellung? Es handle sich

um die aufwendigste Ausstellung in der Geschichte des Tinguely-Museums, sagt Museumsdirektor Roland Wetzler. Das Künstlerduo Steiner/Lenzlinger hat monatelang für diese Schau gearbeitet und verzichtete dabei auch auf die Produktion eines teuren Ausstellungskatalogs: Sämtliche Mittel sollten in diese spektakuläre Ausstellung fliessen, die so etwas wie den Höhepunkt ihrer dreissigjährigen Zusammenarbeit

als weltweit tätige Künstler bedeutet. Seit acht Jahren leben Gerda Steiner und Jörg Lenzlinger in Langenbruck, der höchstgelegenen Gemeinde im Kanton Baselland. Sie bewohnen ein riesiges Gebäude, entstanden um 1900 als Sanatorium für tuberkulosekranke Kinder. Rund um den mit Rosensträuchern bewachsenen Bau wuchert die Natur, scheinbar wild. Doch bei genauem Hinsehen merkt man: Zwischen dem Grünzeug finden sich Beeren, Gemüse, Kräuter. Ein Schlaraffenland à la Steiner/Lenzlinger, die zu einem beträchtlichen Teil als Selbstversorger leben. Und ja, auch die Hühner bewohnen dieses Paradies. Steiner erkennt an jedem Ei, welches Huhn es gelegt hat. In diesem Garten entstand auch das Foto für die Frontseite der *Weltwoche*. «Wer nun böse ist – das Krokodil, das möglicherweise gleich zuschnappt, oder das junge Huhn, das ihm das Essen stehlen möchte –, das ist dem Betrachter

überlassen», sagt Jörg Lenzlinger. Der Krokodilkopf ist übrigens aus Plastik und stammt aus Australien, wo er normalerweise in Swimmingpools der Verschleichung von Enten dient.

1988 machten sich Gerda Steiner und Jörg Lenzlinger auf zu einer eineinhalb Jahre dauernden Weltreise – der Startpunkt ihrer Zusammenarbeit. Mit einem Frachtschiff fuhren sie von Italien nach Indien, dreieinhalb Wochen lang. Dann durchquerten sie Indien, Nepal, Indonesien und Australien. Unterwegs entwickelten sie die Arbeitsweise, die sie bis heute beibehalten haben: aus gefundenen Natur- und Alltagsgegenständen etwas Neues erschaffen.

Berühmt wurde das Duo 2003 an der Biennale in Venedig, wo es in der Barockkirche San Stae Hunderte von Blüten, Blättern und seltsame Objekte an unsichtbaren Fäden aufhängte. «Fallender Garten» hiess diese zauberhafte Installation, bei der man auf dem Rücken lag, um das vom Kirchendach hängende Paradies zu betrachten.

Das Publikum war hingerissen. Aus aller Welt kamen plötzlich Anfragen für Ausstellungen. Besonders die Japaner waren von der filigranen Kunst angetan. Sechs Mal haben Steiner und Lenzlinger seither dort ausgestellt, aber auch in den Arabischen Emiraten, Brasilien, den USA und vielen anderen Ländern. Meist reisen sie ohne Material an und fangen erst vor Ort an, Gegenstände zu sammeln, die sie dann zu Kunst umfunktionieren.

Die Verschmelzung von Natur und Kunst ist eines ihrer grossen Themen. Seit vielen Jahren arbeiten die beiden mit Harnstoff, also Kunstdünger. «Harnstoff war das allererste organische Material, das künstlich hergestellt werden konnte», erklärt Jörg Lenzlinger. Die



Durchbruch mit Blüten: Biennale Venedig, 2003.



Autor Bandle im «Foltergarten».

Energie, die Pflanzen in die Höhe schnellen lässt, fasziniert ihn. Aber auch die Vorstellung, dass wir diesen Stoff über das Gemüse ständig aufnehmen. Im Tinguely-Museum wachsen während der gesamten Ausstellungszeit Skulpturen aus flüssigem Harnstoff, der zu märchenhaften Türmen kristallisiert. Die Trennung zwischen dem Künstlichen und dem Natürlichen halten die beiden für unsinnig. «Unser Körper ist Natur, überall ist Natur, auch in der dichtesten Stadt», sagt Gerda Steiner.

Ihr anderes grosses Thema ist der Kreislauf des Lebens: Geburt, Wachstum, Zerfall, Tod. Und wie der Mensch versucht, diesen Kreislauf aufzuhalten. In der Ausstellung verbirgt sich hinter der «Jetzt»-Türe ein Schönheits-salon, wo der Jugendwahn mit viel Fantasie auf die Schippe genommen wird. Da gibt es zum Beispiel eine «Schluckimpfung mit einem Schönheitsvirus». In einem betörenden Raum wird einem per Lichtstrahl eine «innere Blume» zugeteilt, nachdem man in eine Muschel gesungen hat.

### Immer eine gewisse Heiterkeit

Die positive Sicht auf das Leben macht die beiden Künstler zu Ausnahmereisenden in der Kunstszene. Selbst wenn es um den Tod geht, ist da immer eine gewisse Heiterkeit. Auf ihren Reisen in fremde Weltgegenden besuchen sie stets auch Friedhöfe. «Aus unserer Materie entsteht wieder etwas Neues, so ist der Kreislauf des Lebens, das ist doch wunderbar», sagt Gerda Steiner.

Auch in einem anderen Punkt unterscheiden sich Steiner und Lenzlinger von den meisten ihrer Kollegen: Sie halten sich vom Kunstmarkt weitgehend fern und leben hauptsächlich von den Aufträgen von Museen und Biennalen. Ihre wundersamen Installationen sollen ein breites Publikum zum Staunen bringen und nicht in dunklen Depots von Sammlern lagern. Die beiden lassen sich nur ungern fotografieren. Im Vordergrund stehe die Kunst, nicht sie. Dass sie an dieser Stelle eine Ausnahme machten, hat mehr Überzeugungsarbeit gebraucht, als sie für die Gestaltung des Covers zu gewinnen.

Gerda Steiner und Jörg Lenzlinger: Too early to panic. Museum Tinguely, Basel, bis 23. September

### Weltwoche-Künstler-Cover

Es ist zu einer Tradition geworden, dass Schweizer Künstlerpersönlichkeiten das Titelblatt der Sommer-Doppelnummer gestalten. Die populären Maler Hans Erni und Rolf Knie haben in den vergangenen Jahren die Einladung der Weltwoche ebenso angenommen wie die international erfolgreichen Konzeptkünstler Ugo Rondinone und Pipilotti Rist. Dieses Jahr hat sich das Duo Gerda Steiner und Jörg Lenzlinger der Aufgabe gestellt. Bei der Umsetzung erhalten die Künstler jeweils gänzlich freie Hand. Einzige Vorgabe: Das Titelblatt sollte mit der Schweiz zu tun haben und in irgendeiner Form das Überthema «Zur Lage der Nation» aufnehmen. (rb)



**2012**  
Hans Erni (1909–2015) appelliert an Optimismus, Gemeinschaftssinn und Lebensfreude.



**2013**  
Rolf Knie stellt die Schweiz als Land dar, das sich gegen internationalen Druck zu wehren hat.



**2014**  
Pipilotti Rist zaubert ein Fest der Körperlichkeit auf das Weltwoche-Cover.



**2015**  
Ben Vautier («La Suisse n'existe pas») gibt die politische Marschrichtung vor.



**2016**  
Ugo Rondinone erhebt seine melancholische Clown-Figur zum Symbol für die Schweiz.



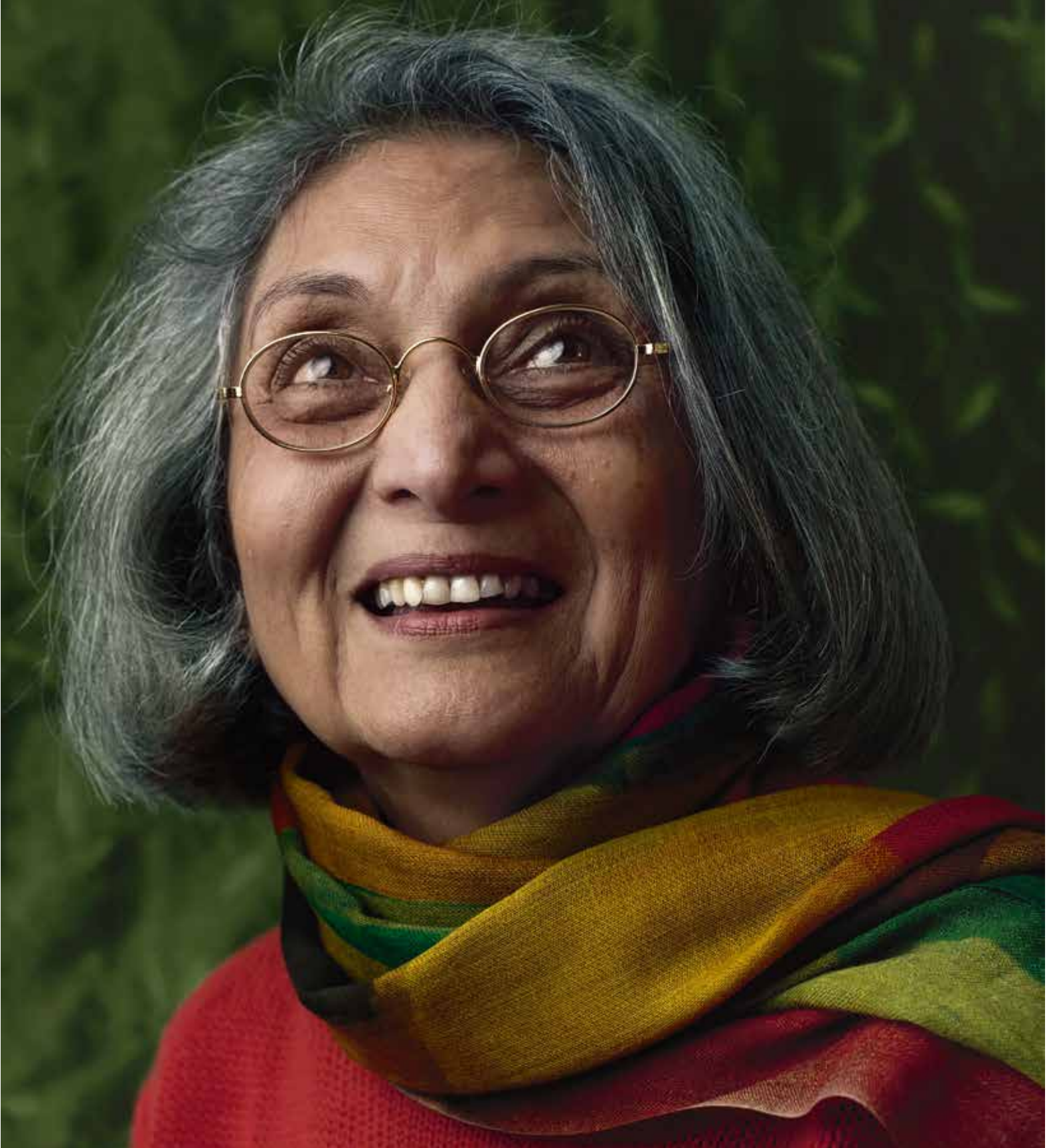
**2017**  
Polo Hofer (1945–2017) macht aus Hodlers Tell einen iPhone-Helden in Converse-Schuhen.

---

# Nirgends ist Nirwana

---

Ma Anand Sheela war die gefürchtete rechte Hand des Sektenführers Bhagwan. Sie verwaltete sein Erleuchtungsimperium mit eigener Armee. Heute führt sie ein Pflegeheim im Kanton Baselland. Durch eine Netflix-Serie steht sie wieder im Fokus der Weltöffentlichkeit. *Von Michael Bahnerth*



*Eine Frau, die ausser Kontrolle geraten war: Ma Anand Sheela alias Frau Birnstiel heute.*

33 Jahre später sitzt die Frau, die einst die Sekretärin eines Gurus war, in den Hügeln über Maisprach BL auf einem Plastikstuhl mit buntem Sitzkissen und fühlt sich eins mit allem. Sie trägt graues, nackenlanges Haar und eine Brille mit Goldgestell. Es ist ihr 50. Interview seit März. Im März strahlte Netflix eine sechsteilige Dokumentation über die vier Jahre der Bhagwan-Kommune in Oregon aus. «Wild Wild Country» heisst sie, und Sheela ist die Protagonistin, eine Soldatin zwischen Löwin und Hyäne, auf einem Schlachtfeld, auf dem Gut und Böse nicht klar auszumachen sind. Sie sagt immer dasselbe, und sie weint an der immergleichen Stelle, immer wenn sie von der Trennung von ihrem Geliebten Bhagwan spricht, jenem Mann, der fünfzehn Jahre lang der Guru einer spirituellen Bewegung war und den sie verlassen hatte. Vor ihr liegt ein Bild aus dem Jahr 1986, aufgenommen von einem Sheriff's Office in Oregon bei ihrem Haftantritt, «Corrections Divisions» steht drauf.

«Wenn Sie heute in Ihre Augen von damals schauen, Sheela, was sehen Sie?»

«Sagen Sie es mir.»

«Es sind Augen, die keine Schuld sehen?»

«Weil da keine ist.»

Die Geschichte von Sheela Ambalal Patel, wie sie einst hiess, bevor sie Ma Anand Sheela wurde und später Frau Birnstiel, weil sie einen homosexuellen Schweizer und Bhagwan-Jünger geheiratet hatte, beginnt mit Bhagwan, und sie fängt an, als das Bewusstsein immer noch ein eigener Kontinent war, aber ein unerreichbarer geworden zu sein schien.

### Jenseits des Horizonts

In der Euphorie des Sturms und Drangs hatte eine halbe Generation versucht, ihre Seelen im Ozean des Spirituellen treiben zu lassen, und auf den Wind der Götter und Gurus gehofft, der sie in die tiefen Gewässer der Erleuchtung wehen würde. Es ging um mehr als *love, peace and*

### Es gab Frühjoga, Reden und unkomplizierten Sex in einfachen Hütten und auf dünnen Matten.

*happiness* und ein wenig Woodstock und *make love, not war*. Sie suchten etwas jenseits dieses Horizonts, sie suchten es. Und manche entdeckten kleine Inseln und redeten sie sich kosmisch gross, einige ertranken in sich selbst, aber die meisten trieben ermattet zurück an jenen Hafen, von dem aus sie einst aufgebrochen waren, und blähten dort ihre Seelensegel eine Zeitlang noch mit bewusstseinsweiternden Drogen auf, damit wenigstens die künstlichen Paradiese sie zum ersehnten Licht am Ende des Tunnels

bringen würden. Obwohl ihnen schon längst dämmerte, dass da kein Licht ist. Dass da nie eines gewesen war, sondern immer nur ein Dunkel, das sie sich hell gefühlt hatten.

Es war 1981, Thatcher war schon da, Reagan kam gerade, die Lust am Materialismus löste jene nach Meditation ab, da war Shopping anstelle von Spiritualität, es gab Kreditkarten und das erste Koks für die einen, die letzten Klänge des Punks und Heroins für die andern, und ein paar Jahre später schrieb Neil Postman, dass wir uns zu Tode amüsierten, aber es fühlte sich für die meisten gut an. Es gab da und dort ein bisschen New-Age-Klimbim, kleine Zellen, die an einer esoterischen Gegenkultur meditierten. Und es gab Indien, immer noch die Aschrams, die «Orte der Anstrengung» und der spirituellen Zuckungen, in denen mehrheitlich eine linksintellektuelle Elite aus Westeuropa und den USA auf eine erlösende Wiedergeburt im Kosmischen hoffte. Poona – heute Pune – nahe Mumbai war der letzte Fixstern all jener, die dachten und



Ein bisschen Jesus, ein wenig Womanizer: Sheela und Bhagwan, 1980er Jahre.

hofften, dass es mehr geben müsste als das eigene Ich, dass da Erleuchtung sei irgendwo, ein Leben ohne Selbstleugnung, ein ewiger Frieden mit sich selbst und ein nimmermüdes seelisches Schlaraffenland.

Der Weg in die Sphären des Nirwana ist lang, und die Gefahr, sich zu verlaufen, gross. Die Suchenden brauchten eine Hand, die sie führte und hielt, wenn sie strauchelten, brauchten einen, der sagt, wo es langgeht, einen, der ausspricht, was sie bloss zu fühlen imstande waren. Sie brauchten einen Guru, einen Erleuchteten, einen Gott, einen, der im Nirwana schon heimisch ist und dessen Sonne sie zum Leuchten bringt. Einen, der ihnen zeigt, wie sie sich selbst verlassen können, um sich dann zu finden. Der Guru von Poona war Bhagwan Shree Rajneesh, «Bhagwan», der Göttliche, aber geboren wurde er als Chandra Mohan Jain in einem indischen Dorf in den unbekanntenen Weiten des Subkontinents und gestorben ist er als Osho. Zum wie vielen Male ist nicht klar. Als er erwachsen war und Philosophie lehrte, ein Buch geschrieben hatte, das «Vom Sex zum Superbewusstsein»

handelt, ähnelte er tatsächlich einem Erleuchteten: langer Bart, wallende weisse Robe, Augen mit der Intensität einer einnehmenden Supernova, ein bisschen Jesus, ein wenig Womanizer, ein Mann, von dem seine Schüler sagten, dass er stets Mühe gehabt hätte, in seinem Körper zu bleiben und nicht als unsterbliche Seele als Teil des Kosmos durchs Universum zu gondeln.

### Schnaufen, Hüpfen, Katharsis

Man kann davon ausgehen, dass Bhagwan schon ein paarmal auf der Welt gewesen war. Das erste Mal, da sind sich seine Anhänger sicher, wahrscheinlich vor 700 Jahren in Tibet, wo sonst auch. Ob er schon in Ägypten dabei war, steht mangels Beweisen in den Sternen. Viele seiner Jünger hatten das Gefühl, ihm schon einmal begegnet zu sein, in einem früheren Leben. In den sechzig Jahren, die ihm bis zu seinem Tod 1990 auf Erden erneut gegeben waren, wollte er den Homo novus schaffen, den neuen Menschen. Nach der Entdeckung der Welt in den letzten paar Jahrhunderten, sagte er, folge jetzt die Entdeckung des Menschen, seines Bewusstseins, seiner Seele.

«Sannyasins» nannte er seine wohlstandsdepressiven Anhänger, ein neues Königreich wollten sie unter seiner Führung errichten, ein Reich der dynamischen Meditation, die auf Schnaufen, Hüpfen, Katharsis, Unbeweglichkeit und Tanz basiert und das Individuum befreien sollte von sich selber. Es gab noch weitere Befreiungsrituale, «Encounters» etwa, bei dem sich die Sannyasins prügeln, bis Psychen brachen und Knochen, um ihre Gefühlswelten des Hasses und der

Schuld loszuwerden. Es gab «Leela»-Therapien, die durch Streicheln und Zärtlichkeit von vierzig Händen und anschliessendem Vögeln die sexuellen Blockaden lösen sollten, damit die Energie fiesse wie ein freier Fluss. Es gab Frühjoga, Bhagwans Reden, die «Lectures», unendliche Gespräche über Erleuchtung und unkomplizierten Sex in einfachen Hütten und auf dünnen Matten, um das komplizierte Gefühl der Eifersucht zu verlieren.

Das war der Fluss des Seins im Aschram in Poona, der zu einem Strom wurde, in dem alle, die darin schwammen, orangefarbene oder rote Kleider trugen als Zeichen des Sonnenaufgangs, einen neuen Namen und eine «Mala» erhielten, eine Kette aus 108 braunen Holzperlen, an der ein Medaillon mit dem Foto ihres Meisters angebracht war, aufgenommen in einem sehr schön erleuchteten Moment.

Bhagwan begann in Bombay, empfing Suchende einst in seinem Wohnzimmer, hörte zu, erzählte von Vertrauen und Freiheit und Seelenfrieden. Es kamen immer mehr, und dann kam Poona, die Kommune, und es wurde

ein kleines gelobtes Land, das hungrig war nach mehr, aber niemand wollte der Sekte mehr Grund verkaufen. Die Prüderie Indiens war stärker als die Aussicht, mit den Erleuchtungssüchtigen weiter Geld zu verdienen. Bhagwan hatte da und dort in seinen Reden noch die Muslime verunglimpft und die Hindus vor den Kopf gestossen, die Kommune irgendwie vergessen, Steuern zu bezahlen, und dann ging über Poona die Sonne für immer unter. Die Sannyasins zogen in die USA, nach Oregon, kauften eine Ranch, die zweimal so gross war wie die Insel Sylt; Big Muddy Ranch hiess sie, die grosse Schlamm-Ranch.

In Bhagwans Wohnzimmer in Bombay wurde aus Sheela Annbalal Patel Ma Anand Sheela, der Name, unter dem die Welt sie kennenlernen sollte. Ihr Vater, der Businessman war und auch mal Berater von Gandhi gewesen sein soll, führte ihm Sheela zu, weil er den Horizont seiner Tochter erweitern wollte. «Ich bin augenblicklich in sein Licht eingetaucht», sagt sie. Ob sie Sex hatten, bleibt ein Geheimnis, aber eher nicht, weil Bhagwan auf gutgewachsene Blondinen gestanden haben soll. Die beiden verband ein Verhältnis, das im Irgendwo zwischen Liebe und Übervater spielte. Ein Lächeln von Bhagwan genügte fortan, um Sheela in den siebten Himmel aufsteigen zu lassen, ein Lob verlieh ihr Flügel, ein Tadel liess sie ein wenig sterben. Sie war lange eine privilegierte Sekretärin im Stab seiner vielen Sekretärinnen, und 1980 wurde sie seine persönliche Sekretärin und die mächtigste Frau im Reich der Sannyasins.

### Psychologisches Bling-Bling

Es gab zur Blütezeit mindestens 2000 in Poona und 40 000, die in weltweit errichteten Zentren nichts anderes taten, als die Erleuchtungsaussicht mit Millionen von Dollars zu finanzieren und umsonst zu arbeiten für den Traum eines Reiches, in dem der meditierende Mensch mit jeden Atemzug ein so fragloses Hier-und-Jetzt inhaliert, dass er sich nichts anderes mehr wünscht, ausser vielleicht hin und wieder Nahrung und weniger Durchfall und Amöbenruhr, wenn er in Poona lebte. Es war, wenn man all das philosophisch-psychologisch-spirituelle Bling-Bling beiseite lässt, nichts anderes als die ewige Suche des Menschen nach einem paradiesischen Daseinszustand, einem Bewusstsein, das sich selbst genug ist, nach vollumfänglicher Selbstverwirklichung und dem Auffinden des bisschen und stets vagen Göttlichen in jedem Menschen.

Dazu, so Bhagwan, müsste sich der heutige Mensch zuerst von den Ketten eines überholten Weltbildes, von sinnlosen Traditionen, gesellschaftlichen Zwängen und Rollenbildern, von

seinen Ängsten und so weiter befreien, und zwar, indem er zuerst sein Ego zertrümmert, so lange rumvögelt, bis ihn Sex nicht mehr anört, und er sich dann vertrauensvoll dem Meister unterwirft: «Ich werde dich töten, zerstören, damit deine alte, vergängliche Persönlichkeit zur ewigen Existenz wird.» Wahrscheinlich vertraute Bhagwan Sheela deshalb die Geschäfte der Sekte an, die Konten auf der ganzen Welt, die 250 Millionen Dollar, die er schwer gewesen sein soll, weil Sheela ihr Ich aufgegeben hatte, um nur noch im «Wir» mit ihm zu schwingen.

Als sich Bhagwan und Sheela und ihre Jünger 1981 aufmachten, in grossem Stil in Oregon Rajneeshpuram zu schaffen, die Metropole einer neuen Zivilisation, hatten sie zwei fruchtbare Jahre. Danach begann auch der Homo novus an der Conditio humana zu scheitern.

Bhagwan begann seine Predigten zuerst nur noch auf Hindi zu halten und schwieg dann ganz gegenüber allen, die nicht zu seinem

wenig Party mit der Hollywoodgruppe, die in Rajneeshpuram eingezogen ist und ein wenig Glamour und Geld mitgebracht hat. Keine Stars, die man gross kannte, meist die geschiedenen Frauen irgendwelcher potenten Produzenten. Bhagwan legt ihnen seine Finger auf das dritte Auge auf der Stirn und macht sie ein wenig high. Alle andern warten immer noch auf ein Wort Bhagwans und die Erleuchtung.

### Königin ohne Krone

In ihrem Haus, das «Jesus Grove» heisst und Kommandozentrale ist, schreibt Sheela einen Brief an Bhagwan. Sie ist jetzt 36 Jahre alt und im Bhagwan-Reich eine wenig geliebte Königin ohne Krone. Sie ist Bhagwans Vollstreckerin, und sie vollstreckt alles und jedes und um jeden Preis. Sie ist fertig mit der Welt, die Welt auch mit ihr. Bhagwan verbringt mehr Zeit mit seinem Arzt als mit ihr, Bhagwan will sterben, der Arzt organisiert einen Giftcocktail, Sheela und ihre Getreuen wollen daraufhin den Arzt, vielleicht nicht töten, aber doch irgendwie unschädlich machen und verpassen ihm eine Spritze, als in Rajneeshpuram gerade eine grosse Party stattfindet. Der Bundesanwalt ermittelt gegen sie, das FBI auch, es geht um die Verletzung von Einwanderungsbestimmungen und um eine Bio-terrorattacke mit Salmonellen in einer nahegelegenen Stadt. Jetzt liegt sie selbst da, ihr Körper reagiert mit Übelkeit und Bronchitis. «Wenn ich weitermache», so fühlt sie, «sterbe ich». «Ich habe alles nur für ihn getan», sagt sie.

An diesem Freitag schreibt sie, dass sie die Verantwortung nicht

mehr übernehmen könne, dass sie keine Freude mehr habe. Sie bekommt keine Antwort, vielleicht, weil Bhagwan gerade Morphin und Narkosepräparate erhält und dazwischen Lachgas, um die Last seines irdischen Daseins zu ertragen und den Tod zu vergessen. Sie schreibt nochmals, erhält wieder keine Antwort. Und dann fliegt sie davon, nach Zürich, und alles fliegt auseinander.

Fünf Wochen später wurde Bhagwan festgenommen, ohne Haftbefehl, weil die Anklage noch nicht ausformuliert worden war. Es ging um «Einwanderungsdelikte». Er kam für zwölf Tage ins Gefängnis und wurde danach zu zehn Jahren auf Bewährung verurteilt, die aber ausgesetzt würden, wenn er die USA verliesse. Bhagwan ging, natürlich im Rajneeshpuram-Privatjet, landete auf den Flughäfen von mehreren Dutzend Ländern, bekam aber in keinem eine Aufenthaltserlaubnis. 1987 kehrte er zurück nach Indien, taufte sich in Osho um und entmaterialisierte sich 1990 mit sechzig Jahren.



Die Staatsanwaltschaft fordert zwanzig Jahre: Haftvorführung, 1986.

inneren Stab zählten. Es war 1983, und Sheela wurde in ihrem unermüdlichen Bemühen, die Wünsche Bhagwans zu erfüllen, grössenwahnsinnig, neurotisch und paranoid, Bhagwan nahm Drogen. Sheela lief bewaffnet durch Rajneeshpuram, Bhagwan fuhr in einem seiner 96 Rolls-Royce unter Applaus, Tanz und Blütenregen durch den Aschram hindurch. Dass das kein Widerspruch auf der Strasse zur Erleuchtung war, erklärte er so: «Nur wenn der höchste Gipfel des Materialismus erreicht ist, kann Spiritualität geschehen.»

Der Tag, an dem die Welt der Sannyasins für immer zerbricht, ist der 13. September 1985, ein Freitag. Alles sollte bestens laufen, kosmisch wenigstens, weil im Universum alle neun Planeten im Skorpion in einer Linie zur Sonne stehen, ein Alle-25 000-Jahre-Phänomen, von dem Bhagwan einst sagte, dass diese Energie ausgenutzt werden müsse, weil sonst die Menschheit bis zum Ende des Jahrhunderts kollektiven Selbstmord begehe. Aber Bhagwan schweigt immer noch, macht ein

Es dauert nicht lange nach seiner physischen Entmaterialisierung, und die 3000 Sannyasins von Rajneeshpuram finden ihr irdisches Ego wieder, nehmen sich von ihrer Stadt, was sie brauchen können und was nicht niet- und nagelfest ist, leihen sich Geld und kehren zurück zu dem, was von ihrem Prä-Sannyasin-Leben noch übrig geblieben ist und was sie noch zurückwollen; Familie, Kinder, Geschwister, vielleicht ein Haus, viel mehr ist da nicht mehr.

Sheela flieht über Zürich nach Deutschland, 55 Millionen Dollar soll sie von den Bhagwan-Konten mitgenommen haben, aber das ist bloss ein Gerücht. Im Schwarzwald wird sie festgenommen und in die USA ausgeliefert, wo sie für 39 Monate ins Gefängnis kommt und eine Strafe von 470 000 Dollar bezahlen muss, Geld, das von irgendwoher kommt, sie erinnert sich nicht mehr genau. Die Staatsanwaltschaft fordert zwanzig Jahre, unter anderem für versuchten Mord an zwei Staatsanwälten und einem Richter, doch die Beweislage ist sehr dünn. Sheela gibt zu, die Einwanderungsgesetze verletzt und Telefone ihrer Sannyasin-Feinde abgehört zu haben. Als sie freikommt, kehrt sie zurück in die Schweiz, schlägt sich durch in Basel als Betreuerin eines älteren Ehepaares, was in ihr den Wunsch aufkommen lässt, jenen zu helfen, deren Licht langsam ausgeht.

### Liebe als Begabung

Sie leitet jetzt ein Heim für geistig, psychisch und körperlich Behinderte, vielleicht vierzig sind es, viele sind alt. «Matrusaden» heisst es, Heim der Mutter. Sie leitet noch ein Heim unten im Waldenburgerthal, das heisst «Bapusaden», Haus des Vaters. Im «Matrusaden»-Heim hängen viele Bilder von ihrer Mutter und ihrem Vater, beide sind gestorben, und da und dort schimmert schwarzweiss auch Bhagwan von einer Wand. Oben in Sheelas Zimmer sitzt ihre Schwester träge in einem üppig gepolsterten Stuhl, nebenan hört einer den ganzen Tag Radio und hat das Gefühl, am falschen Ort zu

---

«Ich versuchte nur, die Wünsche Bhagwans zu erfüllen», sagt sie heute noch.

---

sein. Für die Patienten gibt es Essen, ab und an eine Zweimannband, die Sachen wie «Guantanamera» spielt, Medikamente und vor allem Liebe ohne Ende. Liebe, das ist Sheelas grosse Begabung. Sie hatte sieben in ihrem Leben; jene zu ihren Eltern, jene zu Bhagwan, jene zu ihren drei Ehemännern, jene zu sich selber und jene zur Liebe generell. Sie leitete die Sannyasins, weil sie Bhagwan liebte. Sie grün-

dete die Heime, weil sie ihre Eltern liebte und das Gefühl hatte, ihnen so nahe zu sein und ihnen etwas zurückzugeben. Sie liebte ihre Männer, weil sie sie liebten, und sie liebt die Liebe, weil die Liebe die Essenz des Lebens ist. Da sind noch eine Adoptivtochter, aber von der spricht sie nicht viel, und ein Hund mit einem Geschwür am Hals, der sie abgöttisch liebt, alles anbellt, das ihr zu nahe kommt und der bei ihr im Bett schlafen darf.

Die Liebe hört ein wenig am angrenzenden Grundstück auf, einer Tierarztpraxis mit Pferdezucht. Die Tierliebenden hätten gerne andere Nachbarn, und Sheela denkt, man möge sie nicht, weil sie dunkle Haut hat. Vielleicht liegt die kleine Nachbarschaftsanimosität auch an Sheelas Karma; mit Nachbarn kann sie es nicht so gut. Das war in Poona so und in Oregon noch viel mehr. Der Unterschied liegt darin, dass die Sheela von früher die Nachbarn bekämpft hätte und dass sie heute nur mit der Schulter zuckt.



Sheela gegen den Rest von Oregon: vor 5000 Anhängern in Rajneeshpuram.

Die letzten beiden Jahre in Oregon waren Krieg. Sheela gegen den Rest von Oregon, das die Schnauze voll hatte vom Einfall der Erleuchtungsfreaks, die sich breit machten und vor allem anders waren und nicht einsahen, weshalb ein Mensch aus Oregon einen Sannyasin nicht mögen kann. «Ich versuchte nur, die Wünsche Bhagwans zu erfüllen», sagt sie heute noch. Das fing kreativ an und endete kriminell. Es ging um die Lokalwahlen, Bhagwan wollte zwei Sitze im Stadtrat, um fast uneingeschränkten Handlungsspielraum für die Kommune zu haben. Sheela brauchte Stimmen. Von überall her liess sie Obdachlose nach Rajneeshpuram bringen, 3500 in 39 Tagen, gab ihnen Essen, Arbeit und abends zwei Bier, die mit einem Neuroleptikum versetzt waren, um die Obdachlosen ruhigzustellen.

Der Staat Oregon war natürlich nicht bereit, die Obdachlosen für die Wahlen zu registrieren, was verfassungsmässig umstritten war. Die Sannyasins sassen jetzt auf 3500 Obdachlosen, deren Bier die Erleuchtung nicht war,

und die ersten wurden gewalttätig, was innerhalb der Kommune zu noch mehr Bewaffnung führte. Bewaffnet waren sie ohnehin, weil sie stets fürchteten, dass sie eingenommen werden könnten. Unter Bhagwans Haus gab es einen Führerbunker mit einem versteckten Ausgang, und die Sannyasin-Armee war von ehemaligen israelischen Elitekämpfern ausgebildet worden.

### Die Dunkelheit kam zurück

Sheela liess die Obdachlosen in Bussen ausschaffen und in den umliegenden Orten stranden, was die Bürger wiederum in Rage brachte, aber das kümmerte Sheela nicht. Sie musste immer noch die Wahlen gewinnen. Dann war da plötzlich die Welle von Salmonellen-Vergiftungen in der Bezirkshauptstadt The Dalles. 750 Menschen erkrankten. Der Staat witterte eine Bioterrorattacke der Sannyasins dahinter, die den Erreger in einem ihrer Labore gezüchtet hätten. Sheela sagt, die Einheimischen hätten selbst die Salatbuffets in The Dalles kontaminiert, um es ihnen in die Schuhe zu schieben.

Rajneeshpuram war eine Festung geworden und Sheela zu einer Frau, die ausser Kontrolle geraten war. Es gab patrouillierende Gruppen. Telefonate all jener führenden Sannyasins, die sie nicht unter Kontrolle hatte, liess sie abhören. Das war alles 1984, und der Krieg war verloren und der Homo novus gestorben. Die Dunkelheit kam zurück. Dann brach Bhagwan sein Schweigen, gab Pressekonferenzen und beschuldigte Sheela, dass sie nicht in seinem Sinne und gegen die Kommune gehandelt habe. «Ich war nicht enttäuscht von

ihm», sagt sie, «vielleicht ein bisschen. Aber man darf nicht vergessen, dass er auch ein Mann war. Ein Mann, den ich verlassen hatte.»

33 Jahre ist das her, und die Wiedergeburt der Vergangenheit wird noch ein paar Interviews lang dauern. Morgen hat sie bereits wieder eines. Warum das Interesse plötzlich so gross ist, kann sie sich auch nicht genau erklären. «Vielleicht», sagt sie, «liegt es daran, dass wir wirklich dabei waren, den Samen einer neuen Form der Existenz des Menschen in die Erde der Welt zu legen. Aber die Welt wollte ihn nicht.» Bhagwan hat sie nie mehr gesehen und gesprochen. Manchmal träumt sie von ihm, aber sie ist sich nicht sicher, ob das wirklich Träume sind. Sein Grab hat sie nie besucht.

«Wozu? Ich trage ihn immer noch in meinem Herzen. Ohne ihn wäre ich jetzt nicht hier.»

Wild Wild Country: Sechsteilige Doku-Serie mit Ma Anand Sheela u. a. Abrufbar auf Netflix

# Voller Tatendrang

Sie wollen Olympiagold. Sie haben das Potenzial, Hollywood zu erobern. Sie sind künstlerisch, geschäftlich oder politisch auf der Überholspur und erst wenigen Insidern bekannt. Die Namen dieser zehn jungen Schweizerinnen und Schweizer müssen Sie sich merken. *Von Hervé Le Cunff (Bilder) und Thomas Renggli (Text)*

## Die Virtuosin

Brahms, Beethoven, Bach: Chiara Enderle gerät ins Schwärmen, wenn sie von grossen Komponisten spricht. Gleichzeitig sagt die 25-jährige Zürcherin: «Egal, was ich spiele – ich fühle mich voll ins jeweilige Stück hinein.» Trotz ihrer Jugend zählt sie in der Schweiz zu den arriviertesten Cellistinnen. Und dank ihren Siegen am Lutoslawski-Wettbewerb in Polen und dem Gewinn des Pierre Fournier Awards in London verschaffte sie sich auch international Gehör. Heute ist ihre Bühne die ganze Welt: in diesem Sommer von Punta Arenas im südlichsten Chile bis nach Ernen im Obergoms. Enderle stammt aus einer Musikerfamilie: Ihr Vater spielt Geige, ihre Mutter Bratsche: «Eine Cellistin fehlte noch im Familienorchester», sagt sie lachend. Früher war sie auf den Tourneen des elterlichen «Carmina Quartetts» als ZuhörerIn dabei, heute ergänzt sie zusammen mit einer polnischen Geigerin das Ensemble. «Dieses Engagement ist ein wichtiger Bestandteil meines Lebens als Berufsmusikerin.» Finanziell ist sie in diesem harten Geschäft auf Rückendeckung angewiesen. Unter anderem gewann sie zweimal den Studienpreis des Migros-Kulturprozent.

Ihr kostbares Instrument wird von einer Stiftung zur Verfügung gestellt. Mit ihrem Sacconi-Cello will sie ihr Renommee als Solistin von internationalem Ruf in den kommenden Jahren weiter stärken – und daneben Kindern und Jugendlichen den Zugang zur Musik eröffnen: «Es ist wichtig, dass an Schulen die Möglichkeit geboten wird, ein Instrument zu lernen.» Chiara Enderle selber macht beste Werbung für diese Idee. Wer sie spielen hört, kann sich der Faszination ihrer Klangwelt nicht entziehen.



*Faszination Klangwelt:* Musikerin Enderle, 25.





*Königlicher Empfang:* Sportler Döbeli, 18.

### Der Böse

Wenn Lukas Döbeli, 18, in die Tür tritt, wird es dunkel: 187 Zentimeter gross, 135 Kilogramm schwer, die Reichweite eines Schwergewichtsbboxers. Auch sportlich sprengt der erfolgreiche Aktivist den Rahmen des helvetischen Mittelmasses: 2015 wurde er am Eidgenössischen Nachwuchsschwingertag in Aarburg König in seiner Altersklasse. Ein Jahr später durfte er – als jüngster Teilnehmer überhaupt – zum Eidgenössischen Schwingfest in Estavayer-le-Lac antreten. Schon jetzt hat er bei den Bösen fünf Kränze gewonnen. Der junge Mann ist der Konkurrenz oft einen Schritt voraus – nicht nur dank Schuhgrösse 46. Döbeli lebt auf dem elterlichen Bauernhof und stammt aus einer Schwingerdynastie. Sein Vater Magnus gewann 1996 das Aargauer Kantonalfest, sein zwei Jahre älterer Bruder

Andreas gehört ebenfalls zu den grössten Talenten des Landes.

An Lukas aber kommt niemand vorbei. Er gilt als besonnener und nervenstarker Kämpfer. Athletisch legte er in den vergangenen Jahren merklich zu, technisch bewegt er sich trotz seiner Wucht auf gutem Niveau. Dies hat Auswirkungen weit über das Sägemehl hinaus. In seiner Heimatgemeinde Sarmenstorf setzte er mit den schwingerischen Grosstaten schon den Gesetzesapparat ausser Kraft. Als Döbeli vor drei Jahren den Königstitel gewann, liess Gemeindeammann Bruno Winkler auf dem kurzen Dienstweg die Kantonsstrasse sperren und bereitete dem jungen Monarchen einen königlichen Empfang. Dies wird kaum das letzte Fest gewesen sein, das Lukas Döbeli der Sarmenstorfer Bevölkerung beschert. >>>



«Grosse Ansage»: Schauspielerin Wedler, 18.

### Das schönste Mädchen der Welt

Blonde Haare, Sommersprossen im Gesicht, ein herzliches Lachen: Luna Wedler, 18, sprüht vor Energie und Tatendrang: «Die Schauspielerei ist eine Leidenschaft, die ich zufällig entdeckt habe», sagt sie und lässt sich in einen der roten Stoffsitze im Kino Corso fallen. Als sie vierzehn Jahre alt war, ging sie «einfach so» zum Casting für eine Rolle im Jugenddrama «Amateur Teen» – und erhielt prompt den Zuschlag. Vier Jahre später gehört sie zu den vielversprechendsten Jungschauspielerinnen Europas. Die Organisation European Film Promotion verlieh ihr den Shooting Stars Award, für ihre Rolle im Drama «Blue My Mind» erhielt sie den Schweizer Filmpreis 2018. «Im Kino können die Menschen den Alltag für zwei

Stunden vergessen», sagt sie. Das Feuilleton der *Neuen Zürcher Zeitung*, sonst nicht für den inflationären Gebrauch des Superlativs bekannt, schrieb über Luna Wedler: «Das grösste Talent des Schweizer Gegenwartskinos». Die Tochter einer Lehrerin und eines Chirurgen lässt sich von solchen Ankündigungen nicht den Kopf verdrehen: «Oft weiss ich vor einem Dreh nicht, ob ich die Rolle schaffe.» Dann gehe sie in sich und lasse sich wie auf einer Welle treiben. Schon vier Spielfilme hat sie abgedreht – darunter die Hauptrolle in der Komödie «Das schönste Mädchen der Welt», die ab 6. September in den Schweizer Kinos zu sehen ist. Luna lacht, wenn sie auf diesen Titel angesprochen wird – und sagt schalkhaft: «Das ist eine grosse Ansage.» Für Luna Wedler aber nicht zu gross.



Extreme Beschleunigung in der Vorhand:



### Auf Federers Spuren

Grosshöchstetten ist nicht Wimbledon. Doch wie Dominic Stricker am Stockhornweg die Bälle gegen die Wand seines Elternhauses schlägt, erinnert eher an die grosse Tenniswelt als ans beschauliche Emmental: Vorhand, Rückhand, Smash – Game, Set und Match! Der fünfzehnjährige Schüler gehört zu den hoffnungsvollsten Tennistalenten des Landes. In allen Rankings seiner Altersstufe gehört er zu den Besten. In der Schweizer Gesamtrangliste belegt er unter rund 39 000 Spielern den 82. Platz. Die *Berner Zeitung* feierte ihn als «Jüngsten unter den Besten». Doch Stricker will sich nicht auf seinen Erfolgen ausruhen: «Mein Weg ist noch lange nicht zu Ende. Ich will Profi werden», sagt er – und schiebt auf seiner Website als persönliches Fernziel nach: «Die Nummer eins der Welt werden!»

Als Linkshänder ist Dominic von seinen Gegnern schwer auszurechnen. Und er besitzt die Gabe, die Bälle vor allem mit der Vorhand extrem zu beschleunigen. Schon jetzt ist vieles in seinem Leben dem Tennissport untergeordnet. In der Sekundarschule musste er nur die Hauptfächer besuchen; täglich absolviert er mehrere Trainingseinheiten. Ab August trainiert und lebt er im Leistungszentrum von Swiss Tennis in Biel – dort, wo auch Roger Federer die Grundlage zu seiner Weltkarriere legte. Dominic Stricker ist auf gutem Weg. Doch sein Vater Stephan verliert den Realitätsbezug nicht: «Es gibt kaum eine Sportart, in der die Selektion härter ist als im Tennis.» Dominic aber glaubt an seinen grossen Traum. Und wer ihn in Grosshöchstetten die Bälle dreschen sieht, wähnt sich schon fast an einem Grand-Slam-Turnier. >>>

Tennistalent Stricker, 15.

## Im Goldregen

Der Nidwaldner Marco Odermatt feiert am 8. Oktober erst seinen 21. Geburtstag. Trotzdem ist er im Schweizer Skisport schon jetzt eine Ausnahmefigur. An der Junioren-WM 2018 in Davos gewann er fünf Goldmedaillen: «Wenn du mal den ersten Titel auf sicher hast, geht alles viel einfacher. Dann wirst du von der Erfolgswelle getragen», erklärt er sein Husarenstück. Insgesamt kommt Odermatt an Junioren-Welttitelkämpfen schon auf sieben Medaillen. Nur der norwegische Supertechniker Henrik Kristoffersen war in seiner Jugend noch erfolgreicher. Odermatt bleibt trotzdem pragmatisch: «Die Statistik sieht grossartig aus. Aber der entscheidende Schritt kommt erst jetzt.» Die Statistik sagt nämlich auch: Nur vier der letzten achtzehn Junioren-Weltmeister gewannen später (mindestens) ein Weltcuprennen.

Odermatt aber bringt alles mit, um den Durchbruch zu schaffen: In den technischen Disziplinen war er in seinen Altersklassen immer dominierend – und zuletzt deutete er auch in den Speedrennen seine Möglichkeiten an. Am Weltcupfinale 2018 in Åre fuhr er im Super-G (als 11.) und in der Abfahrt (12.) mitten in die Weltspitze. Apropos Åre: Dort finden im kommenden Februar die Weltmeisterschaften der Elite statt: «Das ist das nächste grosse Ziel», sagt Odermatt. Vorderhand kann er bei Swiss-Ski im Riesenslalom mit der Weltcup-Gruppe trainieren. In der Basisdisziplin will er sich in den nächsten Monaten auf Topniveau etablieren. Geschenkt wird ihm dabei nichts – Goldrausch hin oder her: «Eine Garantie gibt es im Skisport nie», sagt er nüchtern. Aber das Potenzial, um auf höchster Ebene für Furore zu sorgen, könnte bei Marco Odermatt kaum besser sein.



«Der entscheidende Schritt kommt jetzt»: Ski-Hoffnung Odermatt, 20.



«Baur au Lac» bis C & A: Geschäftsfrau Netzer, 31.

### Die Unternehmerin

Ihre Geschäftsplattform ist das World Wide Web, ihre Kunden kommen aus der ganzen Welt, ihr Büro ist überall: «Zum Arbeiten brauche ich nur Laptop und Smartphone», sagt Alana Netzer. Die 31-jährige Zürcherin hat vor zwei Jahren zusammen mit Geschäftspartnerin Yasmine Bensultana die Kommunikations- und Marketingfirma AYM Media gegründet. Im Kosmos der sozialen Medien und des Internets bringt sie Werbebotschaften über journalistische Inhalte und Kommunikationsformen an

die Kundschaft. Das Geschäft boomt. Die Auftraggeber reichen vom Zürcher Nobelhotel «Baur au Lac» über den Beautykonzern La Biosthétique bis zur Modekette C&A. In den Büroräumlichkeiten von AYM hängen Bilder vom Eiffelturm und von der Golden Gate Bridge.

Alana Netzer bringt einen bekannten Namen aufs geschäftliche Parkett. Sie ist die Tochter des früheren Fussballstars Günter Netzer: «Viele Menschen denken, mir werde ohnehin alles geschenkt, ich müsse mir nichts erarbeiten – aber dieses Klischee ist grund-

falsch.» Ein Name könne allenfalls Türen öffnen, die Leistung aber müsse man selber bringen. «Man muss eher noch mehr beweisen als andere.» Alana ist auf Kurs. Bereits beschäftigt sie am Firmensitz in Baar fünf Angestellte. Doch der Erfolg von heute hat in diesem schnelllebigen Business morgen oft schon nichts mehr zu bedeuten: «Man muss sich ständig anpassen und die neuen Trends antizipieren.» Auf die Hilfe ihres Vaters kann sie dabei definitiv nicht zählen. Günter Netzer besitzt nicht einmal eine Mailadresse. >>>

### Miss Eisenhart

Die 24-jährige Aargauerin Elena Quirici kickt und boxt sich durch ihr Sportlerinnenleben. Sie ist die erfolgreichste Karateka der Schweiz – und eine grosse Medaillenhoffnung im Hinblick auf die olympische Premiere ihrer Disziplin in Tokio 2020. An Quiricis Trainingsstützpunkt in Windisch hinterliessen die Römer steinerne Spuren. Die Sportlerin dagegen ist eher der asiatischen Tradition verbunden: «Ich fühle mich in Japan ausgesprochen wohl. Die Menschen sind sehr respektvoll und freundlich – zurückhaltend und trotzdem überaus herzlich.»

Selber will sie ihren Gegnerinnen in den nächsten Monaten mit Härte statt mit Herzlichkeit begegnen. Denn obwohl Quirici momentan an der Spitze der Weltrangliste steht, ist die Olympia-selektion kein Selbstläufer: Pro Gewichtsklasse stehen jedem Kontinent nur zwei Startplätze zur Verfügung. «In meiner Klasse stammen neun der Top Ten aus Europa», erklärt Quirici, «die Qualifikation ist wohl härter als der olympische Wettkampf an sich.»

Für ihren grossen Traum trainiert sie täglich zwei- bis dreimal – das macht pro Woche 17 bis 25 Stunden. Daneben arbeitet sie zu vierzig Prozent im Büro einer Physiotherapiepraxis. Im Dezember rückt sie zum zweiten Teil der Spitzensportler-RS ein und profitiert in Magglingen von «optimalen Bedingungen». Ratschläge, wie man eine sportliche Härteprobe meistert, kann sie sich auch in der eigenen Familie holen: Ihr Vater Remo war in den 1970er Jahren Eishockeystürmer beim ZSC und beim EV Zug.



*Hart und herzlich:* Karate-Frau Quirici, 24.



«Bestmöglicher Staat»: Politiker Fischer, 27.

### Der Senkrechtstarter

Benjamin Fischer, 27, ist seiner Zeit stets einen Schritt voraus. Mit sechzehn trat er der SVP bei. Mit neunzehn übernahm er das Präsidium der Ortspartei Volketswil. «Ich bin ein Überzeugungstäter», sagt er, «die Geschichte und das politische System in der Schweiz haben mich schon in der Primarschule interessiert.» Den idealen Staat gebe es nicht, aber die Schweiz sei der bestmögliche Staat, sagt er.

2015 schaffte Fischer als jüngstes Mitglied den Sprung in den Zürcher Kantonsrat. Ein Jahr später wurde er zum Präsidenten der Jungen SVP Schweiz gewählt. Nebenbei diente er sich zum Oberleutnant hoch. Selber zählt sich Fischer zum liberalen Flügel der Volkspartei, gleichzeitig sagt er: «Ich bin nationalkonservativ. Unser Staat braucht Grenzen. Die Zuwanderung muss gesteuert

werden.» Die Ausländerfrage sei es gewesen, die ihn für die Politik sensibilisierte. In seiner Schule habe es viele Kinder mit Migrationshintergrund gegeben. Die Lehrer hätten versucht, dies «kleinzureden». Schweizer Schüler hätten teilweise mit «rechtsextremen Tendenzen» darauf reagiert. «Beides darf nicht passieren.»

Das Gleichgewicht ist Fischer auch in der Politik wichtig. Nicht in allen Fragen denkt er parteikonform. Doch zuoberst stehen für ihn typische SVP-Themen wie «die persönliche Freiheit sowie die Unabhängigkeit und die Neutralität der Schweiz».

Mit seiner Haltung kommt er bei den Wählern an. Vor den Zürcher Kantonsratswahlen 2015 sprachen alle von den Jungsozialisten Rafael Mörgeli und Fabian Molina sowie vom Jungfreisinnigen Andri Silberschmidt. Gewählt wurde Fischer, als Einziger. >>>



«Ich wollte dem Team helfen»: Torhüter Schmid, 18.

### Der Puckfänger

Wer im Winter siegen will, muss im Sommer schuften. Für Eishockey-Torhüter Akira Schmid hat die kalte Jahreszeit schon im Hochsommer begonnen. Nachdem der 18-jährige Emmentaler Ende Juni von den New Jersey Devils gedraftet worden war, rückte er einen halben Monat später ins «Development Camp» der Organisation ein. Der Weg für Schmid in die National Hockey League ist noch weit, doch von den internationalen Scouts wird er als «grösstes Schweizer Goalie-talent» eingestuft.

Seine Liebe zum schnellen Sport entdeckte er mit acht Jahren – als ihn sein Vater zu einem Spiel der SCL Tigers in die Ilfishalle mitnahm. «Aki» meldete sich kurz darauf zu einem Schnuppertraining an und stellte seine Eltern schnell vor vollendete Tatsachen: «Ab heute

Nachmittag trainiere ich bei den Piccolos der SCL Young Tigers.» Warum er Torhüter wurde, kann er rückblickend nicht so genau erklären: «Ich wollte dem Team helfen.» Es war die goldrichtige Entscheidung. Akira, der seinen Vornamen der elterlichen Leidenschaft für den Karatesport verdankt, gehörte in den Schweizer Junioren-Nationalmannschaften ab der U-14-Stufe stets zum Kader. Dass sich die New Jersey Devils seine Transferrechte sicherten, ist der erste grosse Höhepunkt seiner Laufbahn. Doch damit beginnt die Arbeit in Nordamerika erst so richtig: In den nächsten zwei Jahren soll er sich bei den Lethbridge Hurricanes im kanadischen Junioren-Eishockey die Härte holen. An der Leidenschaft für seinen Sport wird die Karriere von Akira Schmid garantiert nicht scheitern: «Ich stehe nur auf, um Eishockey zu spielen», sagt er.



Hoch oben: Sängerin Sieber, 25.





### Die Goldstimme

Sie trägt das Lachen im Gesicht und bringt die gute Laune in ihrem klappriegen Kombiwagen mit. Auf ihrer Homepage steht: «Cristina Maria Sieber ist der neue Stern am Pop- und Schlagerhimmel. Sie ist die, die sich mit ihrer Stimme in die Herzen der Menschen brennt.» Die 25-jährige Zürcherin präsentierte unlängst ihr erstes Album «Ich will mehr». Mit ihrer Debüt-Single «Hallo» schaffte sie es in die Charts. Auf der Waid hoch über Zürich steht Cristina zum Fototermin in eine ungemähte Wiese: «Singen kann man überall», sagt sie und lacht das Lachen der Schlagerszene – einer Welt, in der hinter den Kulissen nicht nur fröhlich geschunkelt wird: «Das Geschäft ist hart, der Konkurrenzkampf gross.» Ganz in die Schlagerecke will sie sich aber nicht drängen lassen: «Ich nenne meine Musik Pop-Schlager.»

Die attraktive Blondine ist dabei, sich in der Szene einen Namen zu machen. Im Juli sang sie in der ARD-Show «Immer wieder sonntags» vor einem Millionenpublikum: «Das war mein bisher grösster Auftritt.» Ihr Vater habe ihr erst nach der Show gesagt, wie hoch die Einschaltquote gewesen war. Cristinas Vater ist die TV-Legende Max Sieber. Er hält sich diskret im Hintergrund. Dass seiner Tochter durch ihn die eine oder andere Tür geöffnet wird, liegt gleichwohl auf der Hand: «Aber singen muss ich selber», sagt Cristina. Ihr Orientierungspunkt jedenfalls liegt hoch oben am Schlagerhimmel: «Helene Fischer.» Doch dafür sind noch ein paar Stunden im Fitnessstudio nötig: «Einarmige Liegestütze schaffe ich noch nicht.»

# Balzaretti Sinn für die Unbezwingbarkeit

Der höchste Schweizer EU-Diplomat, Chefverhandler des Rahmenabkommens, ist ein Meister des Taekwondo, des koreanischen Karate. Auf einem Waldspaziergang im sonnigen San Bernardino erklärt Staatssekretär Roberto Balzaretti, welche Handkantenschläge er gegen Brüssel anwendet, was ihm das Tessin bedeutet und warum man sich über einen institutionellen EU-Vertrag keine Sorgen machen sollte. *Von Roger Köppel*

Was für ein prächtiger Tag, was für eine herrliche Landschaft. Durchs Bündnerland kurve ich in Richtung Süden. Die Sommerferien haben eben angefangen, aber für einmal blockieren keine deutschen Sonntagsfahrer den Weg. Es geht zügig voran, zur verabredeten Zeit werde ich im Dörfchen San Bernardino sein. Roberto Balzaretti, Schweizer Chef-Diplomat in den EU-Verhandlungen, gibt mir am Telefon letzte Anweisungen: «Fahren Sie links runter, dann noch etwas weiter, beim Hotel gibt es Parkplätze. Sie sehen mich dann.» Tonfall sachlich, korrekt.

An der Hauptstrasse kommt mir Balzaretti entgegen, gertenschlank, federnder Gang, in Wanderhosen mit T-Shirt. Man sieht ihm den asiatischen Kampfsport an, Taekwondo. Der Staatssekretär trägt eine Sonnenbrille, ein typisch blendend aussehender Tessiner, personalisierte lächelnde Coolness. Wir haben abgemacht, über sein Leben und seine Verhandlungen mit der Europäischen Union zu reden. Um die Sache nicht in der behördentypischen Steifheit abzuwickeln, hat er eingewilligt, sich auf eine Wanderung einzulassen. Die Balzarettis machen Hotelferien, Ehepaar mit fünf Kindern, drei davon adoptiert. Die Schwiegereltern besitzen weiter hinten im Dorf ein Chalet.

## Geister-Bahnen am Berg

Während wir zu einem Café schlendern, um das Eis zu brechen, erzählt Balzaretti von der Landschaft. Es sei wunderschön auf diesem Fleck, was absolut stimmt, es gibt einen zauberhaften kleinen See, einen Seilpark für Kinder, rundherum Wälder, Felsen, Berge. Bis 2012 hatte es vierzig Kilometer Skipisten, gutlaufende Bahnanlagen, doch die Manager hätten die Anlagen ins Elend geritten, seither fahre niemand mehr richtig Ski in San Bernardino, was traurig sei. Es gebe nur noch ein paar Kinderlifte, deren Stangen etwas trostlos aus den sommerlichen Wiesen ragen.

Für einen Moment scheinen wir beide melancholisch fasziniert von der verödenen, stillgelegten Geister-Skistation auf dem Berg. In meiner Fantasie läuft ein fiktiver Thriller ab. Nach einem Atomkrieg, am Rand der Apokalypse mauern sich im einstigen Selbstbedienungsrestaurant der verfallenden Bergbahnen von San Bernardino ein paar unbeugsame

SVPler ein. Gegen anstürmende EU-Truppen verteidigen sie wild entschlossen dieses letzte Réduit der schweizerischen Unabhängigkeit. Roberto Balzaretti spielt, in einer Hauptrolle, den brillanten, eloquenten Unterhändler, den Vermittler zwischen den Fronten, doch die Freischärler wollen ihre Sturmgewehre und Molotow-Cocktails einfach nicht niederlegen. Auf zweieinhalbtausend Höhenmetern kommt es zum Showdown, als sich der bald achtzigjährige Anführer der Rebellen auf einer verrosteten Pistenraupe mit aufgeschraubter Kanone den EU-Horden entgegenwirft.

## Seine Jugend im Tessin

Balzaretti bestellt einen Kaffee und positioniert sich unauffällig: «Als ich bei Bundesrätin Calmy-Rey war, dachten alle, ich sei links. Heute bei Bundesrat Ignazio Cassis heisst es, ich sei rechts. Ich bin weder noch, denn wenn wir im Dienst des Staates sind, spielt Politik wirklich eine untergeordnete Rolle. Ich versuche, den Chefs zu zeigen, was Fakten sind. Dann entscheiden sie, was sie wollen, und ich führe das aus.» Es ist ein Bild, das Balzaretti an diesem Morgen oft verwendet, der Diplomat als unpolitischer Willensvollstrecker seiner Vorgesetzten.

Er erzählt von seiner Jugend im Tessin: Geboren 1965, aufgewachsen in Ligornetto, zwischen Mendrisio und Varese, im vorletzten

---

**«Wenn wir im Dienst des Staates sind, spielt Politik wirklich eine untergeordnete Rolle.»**

---

Dorf vor Italien. Als Kleinkind konnte er locker allein über die Grenze. Man ging problemlos hin und her, heute undenkbar. Es gebe zwar keine Grenzen mehr, aber die polizeilichen Kontrollen seien stärker. Was war damals der entscheidende Eindruck? «Auf unserer Seite der Grenze funktioniert die Sache gut, auf der anderen nicht.» Diese Hassliebe sei immer noch das Dilemma des Kantons Tessin.

Viele seiner Lehrer waren Italiener, sie brachten Balzaretti die deutschen Philosophen bei, Kant, Nietzsche, Hegel. Grossvater und Vater waren Händler, lebenslange «Verkäufer». Der Vater arbeitete am Schluss bei der Pharmafir-

ma Pfizer, die Mutter war Hausfrau. Es herrschte eine enge Verbindung mit Verwandten. Die Mutter war konservativ und risikoscheu, der Vater war das genaue Gegenteil, durchaus wählerisch bei der Arbeitsstelle und etwas rebellisch. «Ich bin wahrscheinlich ein bisschen von beidem.» Es herrschte recht viel Freiheit, aber es gab dennoch Prinzipien («Mache es gut!»). Balzaretti hat zwei Schwestern.

Was hat ihn zum Diplomaten gemacht? Wir spazieren am Lago d'Isola vorbei, einem Stausee, in den kühlen Tannenwald auf 1600 Metern. «Prägend waren die Jahre am Liceo in Lugano mit Geschichte, Philosophie, Latein und Griechisch», erzählt Balzaretti. «Das öffnet.» Er wollte etwas machen, was wegführt aus der «etwas engen Gesellschaft». Weil ihn das öffentliche Recht interessierte, ging er an die Universität Bern. Es habe da die Professoren Peter Saladin, Jörg Paul Müller oder Walter Kälin gegeben. «Schreckliche Internationalisten», werfe ich mit ironischer Übertreibung ein, was Balzaretti locker weglächelt.

## Durch Zufall in die Diplomatie

Es gab auch Rückschläge. In Genf am Institut de hautes études haben sie ihn nicht genommen («Ich war nicht gut genug»), die Diplomatenaufbahn habe dann aber funktioniert. Irgendwie sah er als Mittzwanziger ein Inserat. «Es war ein bisschen Zufall, ein bisschen Interesse.» Damals habe er auch seine heutige Frau kennengelernt. Der Tessiner wollte «leicht idealistisch» der Allgemeinheit etwas geben. Es gab den Reiz der anspruchsvollen Aufnahmeprüfung. Das Internationale habe ihn fasziniert, aber in Massen. Schliesslich habe er dann von fast dreissig Jahren im Auswärtigen Departement mehr als zwanzig in der Schweiz verbracht.

Balzaretti ist ein angenehmer Gesprächspartner. Keine Verbissenheit. Er wirkt souverän, überlegenes Skyline-Lächeln, mit einer Prise Understatement. Gute Diplomaten beherrschen diese Kunst, von unten auf den anderen herabzusehen, ohne dass er es merkt. Wir sind noch im Wald, doch unter uns dröhnt bereits die Autobahn. Wir kommen auf seinen ersten Posten zu sprechen, in Brüssel, gleich zu Beginn der neunziger Jahre. Es war die Hochzeit der EU-Begeisterung in der Schweiz, aber



*Mantel der Geschichte:* Chefunterhändler Balzaretti.

auch der Urknall der SVP, die dank der EU und Christoph Blocher zum Ärgernis und zur stärksten Schweizer Partei aufrückte.

Balzaretti war dabei, als man die Auswirkungen einer möglichen EU-Osterweiterung auf die Schweiz diskutierte. «Die haben alle nach Geld gefragt, nach Programmen und Integration.» Die Luft sei voll erwartungsfroher Elektrizität gewesen: «Die Stimmung war schon so: Die Berliner Mauer ist weg. Jetzt geht es mit der Einigung voran.» Selbstkritisch fügt er hinzu: Diplomaten würden immer versuchen, die Dinge zu lösen. Und die Gefahr bestehe, dass sie es so technisch tun, «dass alle andern falschliegen». Balzaretti räumt ein, dass die meisten seiner Kollegen in diese damalige EG, die EU wollten, er wohl auch, lässt sich aber nicht in die Karten blicken.

### Blocher vor den Palästen

Wer hat ihn am meisten beeindruckt? Es war die grosse Zeit von Europa-Chefunterhändler Franz Blankart, der seinen Job mit der Aura eines Kardinals, eines Erzherzogs versah. Balzaretti schweigt lange. Intellektuell sei Blankart in Ordnung gewesen, aber menschlich schwierig, auch etwas einsam. Die Hierarchien in dieser noch recht aristokratisch geprägten Diplomatie seien viel starrer gewesen als heute. Benedikt von Tscherner war Balzarettis Chef in Brüssel, «sehr menschlich»; er habe viel von ihm gelernt. Am meisten beeindruckt aber habe ihn der inzwischen verstorbene

Luzius Wasescha, der bei den bilateralen Verhandlungen mit der EU prägend war, etwa bei den technischen Handelshemmnissen und dem öffentlichen Beschaffungswesen. «Er verhandelte elegant und sympathisch», erzählt Balzaretti. Heute sei fast alles öffentlich, man habe viel weniger Spielräume. Die Mandate seien sehr eng: «Früher hätte man wahrscheinlich rasch einen Rahmenvertrag mit der EU ausgearbeitet, der dann aber nicht mehrheitsfähig gewesen wäre.»

Unerwartet streifte ihn der Mantel der Geschichte. An einem schönen Dienstagmittag hat Balzaretti in Brüssel das Köfferchen mit dem EG-Beitritts-gesuch der Schweiz getragen. Er musste seine Ferien unterbrechen. Sie gingen zu dritt und zu Fuss. Er habe es gar nicht richtig realisiert. «Dieser historische Moment ist an mir vorbeigegangen.»

Wie war das, als plötzlich dieser Christoph Blocher an die Palastmauern der Schweizer EU-Diplomatie hämmerte? Balzaretti war damals 27 Jahre alt. Auf einmal gehörte auch er zur angefeindeten «Classe politique». Der

Staatssekretär lacht. «Plötzlich bedeutete die direkte Demokratie etwas. Wir dachten, wir müssten die Sache den Leuten besser erklären.» Weiter: «Ich lernte damals, dass Technokratie in der Schweiz nicht genügt. Die politischen Gegebenheiten sind zu berücksichtigen. Der angeblich vernünftige technokratische Ansatz greift ebenso zu kurz wie der populistische.» Blocher sei ihm dann aber vor allem als Bundesrat aufgefallen. Die Politik mit ihm habe anders funktioniert: «Viel mehr Dialektik, aber nicht unbedingt schlechter.»

Dichter Wald um uns herum, ein wohlthuender Sonnenschirm. Wir reden über die Sandwichposition des Bundesrats. Meine These:



«Wie ein Paria»: Balzaretti mit Schneider-Ammann (l.) in Brüssel.

Nach dem EWR-Nein 1992 musste die Regierung zu Hause den harten unnachgiebigen Verteidiger der Unabhängigkeit markieren. In Brüssel waren geschmeidigere Töne gefragt, spricht: Die EU wurde im Glauben gelassen, dass die Schweiz dann doch irgendwann in die EU komme, bilateral sozusagen.

### Seit dem Brexit tendiere der Wille, der Schweiz entgegenzukommen, gegen null.

Erkenne ich da ein zustimmendes Nicken bei Balzaretti? Er sehe es auch so, sagt er, heute aber sei dies ganz klar nicht mehr der Fall. Als am 9. Februar 2014 die Masseneinwanderungsinitiative angenommen wurde, habe dies in Brüssel wie eine Bombe eingeschlagen. «Das war für die EU etwa so, wie wenn der Ehepartner einem plötzlich sagen würde, er habe seit zwanzig Jahren einen Liebhaber.» Dieser Volksentscheid war für die EU schlimmer als die gleichzeitige Annexion der Krim durch

Russland. «Wir wurden daraufhin wie ein Paria behandelt.»

### Es windet auf der Staumauer

Auf einmal stehen wir wieder im Freien. Der Weg führt über die mächtige Staumauer. Es windet leicht. Ist die Schweiz für die EU ein Ärgernis? Balzaretti drückt es anders aus. «Wir sind in den Augen Brüssels eine unnötige Komplikation.» Er betone in den Verhandlungen immer, dass die Vorteile der bilateralen Beziehungen nicht nur bei uns, sondern auf beiden Seiten liegen. In der Schweiz lebten 1,5 Millionen EU-Bürger, es gebe 350 000 Grenz-gänger, und die EU profitiere von vierzig Mil-

liarden Franken Handelsbilanz-überschuss. Hat sich die Tonlage gegen die Schweiz verschärft? Das sei eine ganz schwierige Frage. «Die EU hat realisiert, dass ihre Zielsetzung einer weiteren Harmonisierung in nächster Zeit nicht umgesetzt werden kann. Sie kann dieses Ziel nicht preisgeben, muss aber dennoch flexibler werden», erklärt Balzaretti. «Die internen Widerstände und Widersprüche helfen uns ein wenig.» Seit dem Brexit tendiere aber der Wille, der Schweiz entgegenzukommen, gegen null.

Ich frage mich, wie wichtig die Person des Chefunterhändlers überhaupt ist. Was kann Balzaretti auf dem Minenfeld der Europapolitik überhaupt selber gestalten? Er lacht: «Im Strafrecht würde man von einem absichtslosen dolosen Werkzeug

sprechen.» Er werde sehr eng geführt, die Bundesräte würden ganz genau wissen, was er tue. Es sei aber enorm wichtig, wie das Diplomaten-team den Bundesrat vorbereite, wie es die Geschäfte koordine und wie die Sache nach aussen getragen werde. Das nationale Interesse definiere der Bundesrat. Schon klar, aber ist ein institutionelles Abkommen denn überhaupt im nationalen Interesse? Der Rahmenvertrag wird seit 2008 nur von der EU gefordert, zusehends gehässig. Reden wir uns ein, dass die Interessen der EU unsere eigenen seien? Balzaretti kontert. Man müsse eben in den Verhandlungen herausfinden, ob es gemeinsame Interessen gebe. Die Schweiz braucht seiner Ansicht nach ein Rahmenabkommen, wenn sie weitere Marktzugangsabkommen will. Und: «Wenn es uns gelingt, mit dem Rahmenabkommen endlich Ruhe in der Personenfreizügigkeitsgeschichte zu bekommen, dann haben wir etwas gewonnen. Wenn nicht, machen wir kein Rahmenabkommen.»

Nein, der Bundesrat und er, Balzaretti, würden die Schweiz nicht heimlich in die EU

schmuggeln wollen, das sei dummes Zeug. Natürlich sei die Bereitschaft, nein zu sagen, vorhanden. «Wir verhandeln jetzt sei vier Jahren. Wenn wir diese Integration unbedingt wollten, hätten wir diesen Vertrag doch längst.» Selbstverständlich gebe es starke Gegensätze: «Sie wollen die Homogenität des Binnenmarkts und dass der EU-Gerichtshof eine Rolle spielt.» Die Schweiz wolle ein Schiedsgericht, aber es bleibe «ein bisschen gefährlich». Balzaretti spricht von einem «Restrisiko», denn auch ein Schiedsgericht müsse, da es sich meistens um EU-Recht handle, zum Europäischen Gerichtshof gehen.

### Tessiner Sonnyboys

Was ist seine grösste Stärke? Balzaretti blinzelt rüber: «Offenheit und Selbstbewusstsein.» Und die grösste Schwäche? Jetzt lacht er wieder: «Offenheit und Selbstbewusstsein.» Ernster fügt er hinzu: «Die EU-Verhandlungen sind kein Spiel und teilweise schon belastend.» Manchmal habe er das Gefühl, dass er nicht genügend klar vermitteln, was sein Team tue. Auf der anderen Seite könne auch die Transparenz zum Problem werden. Wie würde er entscheiden, wenn er die Macht hätte? Ja, das institutionelle Abkommen, gut verhandelt, sei nötig. Es wäre eine verpasste Chance und materiell schädlich für die Schweiz, diesen Vertrag nicht abzuschliessen.

Jetzt müssen wir über seinen Chef reden, Aussenminister Ignazio Cassis, und über diese spezielle Tessiner Chemie. Vorher aber noch die Frage, was für ihn Unabhängigkeit bedeute. Er nimmt mich frontal in den Blick: «Ich setze mich genauso wie Sie für die Unabhängigkeit unseres Landes ein!» Und unabhängig sei für ihn ein Staat, der selber entscheide und um die Konsequenz seiner Entscheide wisse. So, wie er sich das Rahmenabkommen vorstellt, sei es für die Unabhängigkeit «keinerlei Gefahr». Was macht die Qualität der Schweiz aus? Balzaretti nennt die Institutionen noch vor den Volksrechten. «Die Tatsache, dass die Entscheidungen dort getroffen werden, wo die Wirkungen eintreten, Gemeindeautonomie.» Der «staatliche Aufbau» sei von einer «unglaublichen Qualität».

Wir passieren jetzt die andere Seite des Sees, gehen an einer Art Schopf vorbei. Von weit her das Dröhnen der Autostrasse mitten in diesem Idyll. Balzaretti erklärt die «Tessin-Connection». Er habe Ignazio Cassis nicht gut gekannt, vermutlich habe irgendwer ihm gesagt, «der Typ ist okay». Es gab keinerlei Beziehungen zwischen den beiden, «aber man spricht dieselbe Sprache, man denkt ähnlich». Cassis sei FDP, eher rechts, er, Balzaretti, sei in keiner Partei, eher Mitte-links, was allerdings keine Rolle spiele. «Wir verstehen uns gut, sind charakterlich ein bisschen ähnlich, offen, spontan, angenehm. Es ist eine Freude, mit ihm zusammenzuarbeiten.» Balzarettis Blick verrät,

dass es früher nicht immer so reibungslos war. Er glaube, dass Bundesrat Cassis als Aussenminister keine parteipolitischen Ziele verfolge. «Wirklich nicht.»

Alles schön und gut, aber welches Tessin vertreten die beiden Tessiner Sonnyboys? Sie gehören zur Elite der Südschweiz, Internationalisten durch und durch, Gewinner der Öffnung. Haben sie ein Musikgehör für das Tessin der Lega, für Leute, die der EU und der

### Die innere Ruhe, das geduldige Durchhaltenkönnen, aber auch den Respekt vor dem Gegner.

Personenfreizügigkeit skeptisch, feindselig gegenüberstehen? Meine Frage scheint ihn zu erstaunen. «Ich glaube nicht», erwidert Balzaretti, «dass wir die Sorgen über die Personenfreizügigkeit ausblenden.» Auf der Autobahn zwischen Chiasso und Lugano sei es inzwischen wie in Los Angeles. Er sehe das Problem. Aber für den Staatssekretär liegt das weniger an der Personenfreizügigkeit, es sei ein Versäumnis der Behörden. Man habe die Grenzen geöffnet, ohne den Zustrom durch einen Ausbau der Infrastrukturen abzufedern. Das müsse man korrigieren.

### Vollkontaktsportler

Wir stehen vor einem etwas schmucklosen Restaurant, Stil Bahnhofbuffet Winterthur, mit Monobloc-Stühlen und Möbeln aus den achtziger Jahren. Balzaretti kann die Aufregung um US-Präsident Donald Trump nicht nachvollziehen. «Der Mann wurde gewählt, er fiel nicht vom Himmel.» Sorgen würde ihm nur der Protektionismus machen, Trumps Wirtschaftspolitik, die Stahlsanktionen. Ja, es gebe eine Abkehr vom Multilateralismus. Man sehe ein Wiedererstehen der Machtblöcke der Amerikaner, der Chinesen, der Russen und inzwischen einen Block, «der einer sein möchte, aber keiner ist: die Europäische Union». Was bedeutet das für die Schweiz? Balzaretti erwähnt die Neutralität: «Eine geniale Maxime der Geschichte. Wenn wir sie in einer sich verändernden Welt gut anwenden, hat sie auch Zukunft.»

Mittlerweile sind wir beim Mittagessen angelangt. Zweimal gemischter Salat mit Käse und Thon. Ich nehme einen letzten Anlauf, um ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen. Es ist eine Logikfrage, die ich mir absichtlich bis zum Schluss aufgehoben habe. Der Bundesrat, fange ich an, sage immer, man habe in Brüssel einen gewissen Erfolg erreicht, indem «nur noch fünf bilaterale Verträge» vom Rahmenabkommen betroffen seien. Daraus folge logisch: Ein Rahmenabkommen für nur vier Verträge wäre ein noch grösserer und ein Rahmenabkommen für null Verträge der grösste Erfolg. Kurzum: Der Bundesrat gibt

unfreiwillig zu, dass kein Rahmenabkommen eigentlich die beste Variante wäre.

Kunstpause. Balzaretti schweigt.

Volltreffer?

Noch immer sagt er nichts.

Ich bilde mir ein, dass sich zum ersten Mal seine Wangen röten. Habe ich tatsächlich seine Ganzkörperdeckung aufgeknackt? Der Staatssekretär wirft sein spitzbübisches Lächeln an. Zeitgewinn. «Hat das wirklich jemand so gesagt?» «Klar», sage ich. Noch mehr Zeitgewinn. Balzaretti: «Ich versichere Ihnen: Wir wollen kein Integrationsabkommen, wir wollen ein Konsolidierungsabkommen.» Die lächelnde Abwehrmauer, da steht sie wieder.

Unser letztes Thema ist koreanischer Kampfsport, Taekwondo. Es ist ähnlich wie Karate, man arbeitet mit Händen und Füssen. Gelernt wird das Zertrümmern von Holzbrettern und Ziegelsteinen, auch Selbstverteidigung gegen mehrere bewaffnete Gegner wird trainiert. Balzaretti hat es bis zum roten Gürtel gebracht, drei Finger breit unter dem Bauchnabel gebunden, zweithöchste Stufe. Gemäss Wikipedia sind fünf Grundsätze wichtig. Erstens: Höflichkeit. Zweitens: Integrität. Drittens: Geduld. Viertens: Selbstdisziplin. Fünftens: Unbezwingbarkeit.

Ich frage ihn, ob er mit der EU schon auf der letzten Stufe angelangt sei. Er lacht. Sicher, die Unbesiegbarkeit müsse man schon als Anfänger verinnerlichen. An Selbstbewusstsein fehlt es ihm tatsächlich nicht. Der Kampfsport, fährt er fort, bringe ihm als Verhandler viel, die innere Ruhe, das Durchhaltenkönnen, aber auch den Respekt vor dem Gegner. Er trinkt seinen Kaffee, wir verabschieden uns, und irgendwie beschleicht einen das Gefühl, dass das EU-Dossier bei diesem wieselfinken Vollkontaktkämpfer aus dem Tessin vielleicht gar nicht so schlecht aufgehoben ist. ○



**WALDHAUS SILS**  
A family affair since 1908  
\*\*\*\*\*

Sommerzeit - Ferienzeit  
So schön kann Ihre Aussicht sein.  
Eine Auszeit im Waldhaus - für Aktive und Geniesser, es ist für alle was dabei.

Hotel Waldhaus • 7514 Sils-Maria  
www.waldhaus-sils.ch • T +41 (0)81 838 51 00



Eine Stadt, wie man sie in der restlichen Schweiz kaum mehr findet: Lugano.

## Rechte Hochburg

Lugano befindet sich fest in bürgerlicher Hand und ist somit das Gegenbild zu den links regierten Städten nördlich der Alpen. Warum die Politik im Süden anders tickt. *Von Katharina Fontana*

Sucht man nach Unterschieden im Strassenbild, wird man schnell fündig. Es sind kaum Männer mit Vollbärten zu sehen, wenig Rucksäcke und Velos, keine veganen Restaurants. Es gibt nicht auf jedem noch so kleinen Grünflecken oder Platz Stühle und schon gar keine Gärtner-Hochbeete, wo jeder Stadtbewohner seine Gurken oder Tomaten ziehen kann. Lugano unterscheidet sich deutlich von den städtischen Oasen nördlich der Alpen, die den öffentlichen Raum mehr und mehr zum Wohnzimmer machen. Dagegen sieht man italienisch inspirierten Chic, viel Beton und sehr viele Autos, die vor dem grossartigen Seepanorama mit Monte San Salvatore und Monte Brè vorbeibrausen.

Lugano ist eine Stadt, wie man sie in der restlichen Schweiz kaum mehr findet: Sie steht politisch rechts. Während Basel, Bern, Zürich, Lausanne oder Luzern in linker Hand sind und den bürgerlichen Parteien langsam die Hoffnung auszugehen scheint, dass sie bei den urbanen Wählern jemals wieder punkten können, zeigt sich in der Südschweiz gerade das umgekehrte Bild. Lugano ist eine bürgerliche Festung. Im städtischen Rathaus an der Piazza Riforma sitzen drei Vertreter der Lega, zwei Freisinnige, ein CVP-Mann und nur eine Sozialdemokratin. Dasselbe Bild zeigt sich

auch in der Kantonsregierung, wo die Lega mit zwei Staatsräten am stärksten vertreten ist, flankiert von einem Freisinnigen, einem Christlichdemokraten und lediglich einem SP-Mann.

### Inspiration Berlusconi

Woher rührt diese bürgerliche Dominanz im Tessin, gerade auch im städtischen Lugano? Was machen die rechten Tessiner Politiker anders, warum sind sie so viel erfolgreicher als ihre unglücklichen Kollegen in Basel, Bern oder Zürich? Wir sprechen darüber mit Matteo Caratti, Chefredaktor der Tessiner Tageszeitung *La Regione*. Er sieht mehrere Gründe dafür, einen davon ortet er bei der SP selber. «Die Tessiner Sozialdemokraten sind schon seit ewigen Zeiten untereinander zerstritten, was Ende der 1960er Jahre zu einer Abspaltung des linken Flügels geführt hat. Bis heute schafft es die Partei nicht, einen Gegenpol zu den Rechten zu bilden», erzählt Caratti. Zudem hätten sich die traditionellen bürgerlichen Parteien, die Liberalen und die CVP, zwar stets in erster Linie für einen freien und steuerlich attraktiven Finanz- und Wirtschaftsplatz eingesetzt, daneben aber auch soziale Anliegen aufgenommen. Das habe der SP ebenfalls keine Stimmen gebracht. Und

schliesslich «spürt das Tessin stark, was in Italien passiert», meint Caratti.

Und dort hat sich in den letzten drei Jahrzehnten einiges getan. Italien war lange Zeit von den Christdemokraten und den Kommunisten dominiert. Mit dem Untergang des korrupten alten Parteiensystems Anfang der 1990er Jahre kamen neue politische Kräfte ans Ruder, namentlich Silvio Berlusconis Forza Italia und die Lega Nord von Umberto Bossi. Ähnliches spielte sich in jener Zeit im Tessin ab. 1991 gründete der Luganeser Bauunternehmer Giuliano Bignasca die Protestpartei Lega dei Ticinesi, die zuerst der CVP und dann auch der FDP immer mehr Posten wegnahm und die Parteienlandschaft im Südkanton richtiggehend umpflügte. Lugano wurde Lega-Territorium, selbst das während Jahrzehnten von einem Freisinnigen bekleidete

### Nördlich der Alpen betrachtet man die Tessiner Lega vorab als wilden Haufen.

Bürgermeisteramt konnte die Lega erobern und mit ihrem Aushängeschild Marco Boradori besetzen.

Nördlich der Alpen betrachtet man die Tessiner Lega vorab als wilden Haufen. Doch so einfach kann man die Partei nicht abtun. Die Lega sei sehr geschickt darin, Themen zu besetzen und namentlich der CVP und der SP das Wasser abzugraben, meint Caratti. In der Diskussion um Minarette beispielsweise habe sie sich zur Verteidigerin der katholischen Werte gemacht. Beim Schutz der heimischen Arbeitsplätze und der Löhne, die we-

gen der italienischen Grenzgänger massiv unter Druck stünden, übernehme sie die Rolle der SP.

### Wirtschaftliche Blütejahre

Eine Linke, die sich selber massakriert, der Einfluss Italiens, das Aufkommen der Tessiner Lega: Das sind alles Umstände, die in den anderen Schweizer Städten so nicht gegeben sind und die das politische Unikum Lugano erklären mögen. Ob es sich in einer solchen Stadt besser lebt als in den rot-grünen Wohlfühlwelten auf der anderen Seite des Gotthards, ist allerdings eine andere Frage. Grosse Unterschiede zeigen sich etwa bei der Wohnpolitik. Lugano kennt keinen Genossenschaftsbau. Subventionierte Wohnungen, wie sie etwa Zürich seinen Bewohnern so grosszügig anbietet und damit zuhauf junge Menschen und Familien in die Stadt lockt, gibt es nicht. Wer im Zentrum leben will, muss tief in die eigene Tasche greifen. Zudem wirkt es dort ziemlich nüchtern – Lugano ist nicht das, was man unter einer familienfreundlichen, lebendigen oder gar trendigen Stadt versteht. In den wirtschaftlichen Blütejahren mussten ganze Wohnquartiere neuen Bankgebäuden weichen, diese Bürokalte spürt man bis heute. Die Leute arbeiten in der Stadt, das private Leben spielt sich aber in den Dörfern ausserhalb ab. Das sorgt für viel Pendlerverkehr. Wer zu Geschäftszeiten mit dem Auto in Lugano unterwegs ist, braucht gute Nerven; im Gegenzug sind die Parkplatzgebühren, gemessen an Deutschschweizer Verhältnissen, ein Klacks.

Die Finanzkrise hat Lugano ausgesprochen stark getroffen. Vor ein paar Jahren musste die Stadt ein Rekorddefizit von 50 Millionen Franken bekanntgeben, mittlerweile hat sie sich finanziell aufgerappelt und versucht, andere Standbeine wie den Gesundheitssektor, die Universität oder den Kulturtourismus zu stärken. Doch der Einbruch auf dem Finanzplatz wirkt nach. Gerade von alteingesessenen Einwohnern sind viele Klagen zu hören: Lugano habe seine Ausstrahlung verloren, so der Tenor. Immer mehr der schönen Geschäfte würden dichtmachen, am Abend seien die Restaurants ausgestorben, Gebäude an bester Lage stünden leer.

Dass der Gastronomie und dem Detailhandel, auch den Luxusläden an der bekannten Via Nassa die reichen Italiener fehlen, die sich früher in Luganos teuren Boutiquen verlustierten, ist auch der Stadtregierung wohl bekannt. Sie sucht nach Mitteln und Wegen, wie man das Zentrum wiederbeleben und ihm neuen Schwung verleihen kann. Dafür hat sich Lugano kürzlich Rat aus Zürich geholt. Und sich informieren lassen, wie die linken Zürcher mit der vergünstigten Abgabe von stadteigenen Geschäftslokalen für florierende Urbanität und ein hippestadtgefühl sorgen. ○

## Politik

### «Etwas Anarchistisches»

#### Wie sich Luganos Bürgermeister Marco Borradori den konstanten Erfolg der Tessiner Rechten erklärt und was ihm an seiner Partei, der Lega, gefällt.

##### In der Stadtregierung von Lugano sind sechs der sieben Sitze von Bürgerlichen besetzt. Woher rührt dieser Erfolg?

Lugano ist schon seit ewigen Zeiten bürgerlich regiert. Das freie Unternehmertum, die Wirtschaft sind uns wichtig, das prägt die politische Haltung. Und offenbar gelingt es den bürgerlichen Parteien, die Anliegen der Bevölkerung zu erfüllen.

##### Die da wären?

Eine hohe Lebensqualität, eine schöne und gepflegte Landschaft, Ordnung und Sicherheit, ein wichtiger Finanzplatz und relativ tiefe Steuern.

##### Sind Tessiner konservativer als Deutschschweizer?

Wir sind nicht konservativ, sondern freiheitsliebend und haben es nicht gerne, wenn uns der Staat zu viele Vorgaben macht. Wir Tessiner fühlen uns zwar zutiefst schweizerisch, aber wir sind doch auch in gewissem Mass von Italien beeinflusst. Das zeigt sich beispielsweise im Verhältnis zum Auto: Der öffentliche Verkehr ist zwar wichtig und wird auch mehr und mehr genutzt, aber das eigene Auto gilt immer noch als Symbol der Freiheit.

##### In der Deutschschweiz boomt das Wohnen in der Stadt. Wie sieht es in Lugano aus?

Die Tessiner arbeiten in der Stadt, sie wohnen aber lieber ausserhalb. Das hat zweifellos mit den hohen Preisen im Zentrum zu tun, aber auch damit, dass die Leute gerne in Einfamilienhäusern im Grünen leben, wo sie mehr Platz für sich und die Kinder haben. Das schafft natürlich Probleme beim Verkehr. Ziel sollte es sein, dass mehr Personen in der Stadt wohnen – doch auch hier überwiegt bei vielen der Wunsch nach Raum und Freiheit.

##### Es gibt verbreitet Klagen, dass Lugano keine Faszination mehr ausstrahle, abends ausgestorben sei und immer mehr seiner schönen Läden verliere.

Ich teile diese Meinung nicht. Lugano hat insgesamt 70 000 Einwohner, es ist keine Stadt wie London, Mailand oder Zürich. Was stimmt: Wir haben heute ein Problem mit den Läden. Früher kamen viele Italiener nach Lugano, um ihr Geld bei

den hiesigen Banken zu deponieren. Das waren häufig reiche Leute, die sehr viel Geld in den teuren Mode- und Schmuckgeschäften ausgaben. Diese Klientel gibt es heute nicht mehr. In den letzten Jahren führte Italien Amnestien durch, das Schweizer Bankgeheimnis ist praktisch Geschichte.

##### Wie geht es den Banken heute?

Sie befinden sich in einer Anpassungsphase. Der Bankensektor lieferte der Stadt bis 2008 jährlich rund 55 Millionen Franken Steuererträge ab, seit 2011, 2012

sind es noch gut 11 bis 13 Millionen Franken – wir haben vier Fünftel der Erträge verloren! Das hat alles verändert. Früher strömte in Lugano das Geld nur so herein, fast ohne Zutun – es waren gute Zeiten. Heute muss man sich das Geld verdienen.

Sie sind Mitglied der Lega, waren Nationalrat, Staatsrat und sind nun Bürgermeister.



Mario Borradori.

##### Wie rechts ist die Lega?

In der Deutschschweiz gilt die Lega als «rechtspopulistisch», doch das ist eine Vereinfachung. Die Lega ist eine Mischung aus liberalen Kräften, zu denen ich mich zähle, und vielen Personen, die der SVP oder sogar den Sozialdemokraten nahestehen. Die Lega hat etwas Anarchistisches, Libertäres an sich, das hat viele Leute von Beginn weg fasziniert.

##### Welche Gemeinsamkeiten sehen Sie mit der Lega von Matteo Salvini in Italien?

Unsere beiden Parteien sind aus unterschiedlichen Gründen entstanden, wir treffen uns aber durchaus in gewissen Punkten. Ich kenne viele Italiener, die der Lega angehören, absolut korrekte Leute mit konkreten Ideen: Gewerbetreibende, sehr arbeitsam, die frei ihren Geschäften nachgehen wollen und sich gegen den teils erdrückenden Staat wehren.

##### Denken Sie, dass das konfliktreiche Verhältnis des Tessins zu Italien mit der neuen Regierung besser wird?

Die Tessiner Lega hat ausgezeichnete Beziehungen zu den Lega-Parteispitzen in der Lombardei, mit diesen Personen können wir gut zusammenarbeiten. Die Kontakte zur italienischen Regierung dürften sich verbessern, hoffe ich. (fon)

# Trendwende bei den Mietpreisen

Die Schweizer bleiben ein Volk von Mietern.  
Die Wohnkosten unterscheiden sich je nach Region enorm.

Von Peter Keller

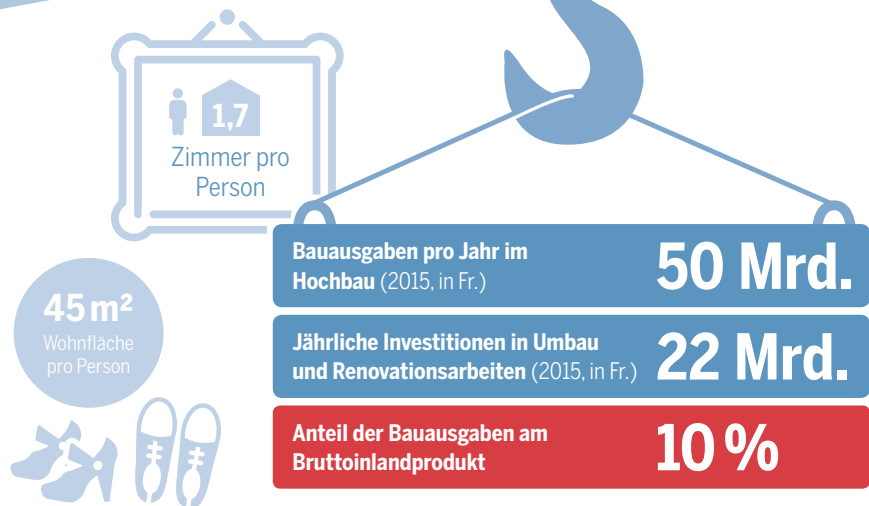
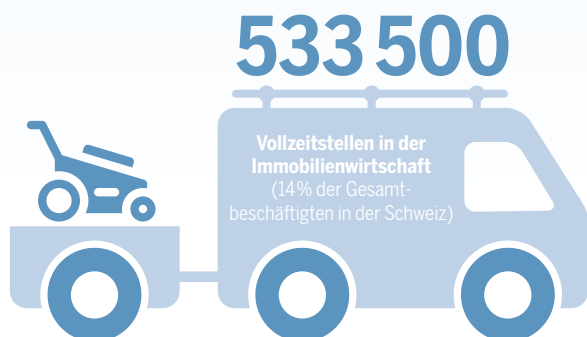
Der Durchschnittsschweizer ist Mieter (71,8 Prozent), wohnt in einem Mehrpersonenhaushalt (65 Prozent), verfügt über 1,7 Zimmer, hat eine Wohnfläche von 45 m<sup>2</sup> zur Verfügung und bezahlt monatlich 1322 Franken für sein Mietobjekt.

Nur hat der Durchschnitt oft wenig mit der persönlichen Situation zu tun. Im Wallis bewohnt weit über die Hälfte der Bevölkerung ihr eigenes Häuschen oder ihre eigene Wohnung, während im Kanton Basel-Stadt die Eigentumsquote nur bei rund 18 Prozent liegt. Auch bei den Mietpreisen zeigen sich enorme regionale Unterschiede: Wer im Kanton Zug eine Vierzimmerwohnung mietet, bezahlt im Schnitt 2031 Franken, im Kanton Jura kostet der gleiche Wohnungstyp nicht einmal die Hälfte: 990 Franken.

## Leerbestand steigt

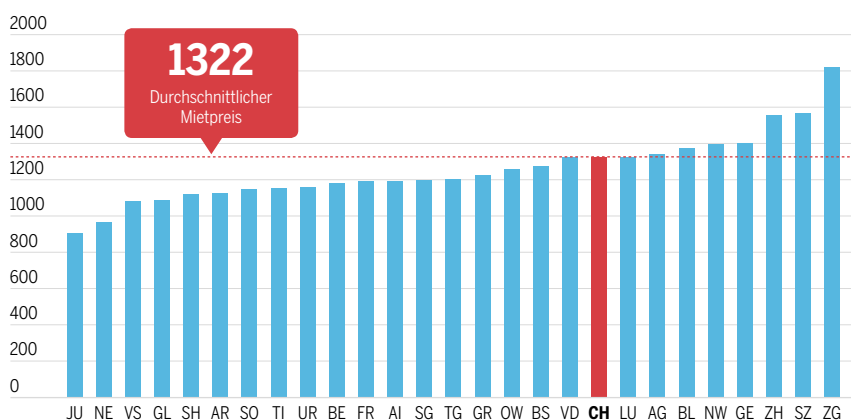
Beim Wohnen zeigen sich auch deutliche Unterschiede zwischen Schweizern und Ausländern. Die durchschnittliche Wohnfläche in Mehrpersonenhaushalten, die ausschliesslich von Schweizern bewohnt werden, liegt bei 43 m<sup>2</sup>; in Haushalten, deren Mitglieder alle Ausländer sind, beträgt die Fläche pro Person lediglich 30 m<sup>2</sup>.

Aufgrund der durch die Personenfreizügigkeit rasant angestiegenen Bevölkerungszahl nahm der Druck im Immobilienmarkt stark zu: Der Leerbestand sank, die Mietpreise stiegen, teilweise bis zu vier Prozent jährlich (2012). Der Bausektor reagierte. Rund jeder zehnte Franken des Bruttoinlandprodukts (rund 75 Milliarden Franken) fliesst in neue Bauten oder in Renovationsarbeiten. Gute Nachrichten für die Mieter: Durch den Bauboom steigt der Leerbestand, eine Trendwende kündigt sich an. Gemäss dem Immobilienberatungsunternehmen Wüest Partner fallen seit 2016 die Mietpreise – mit Ausnahme der Hotspots rund um den Zürichsee, Zug und den Genferseebogen.



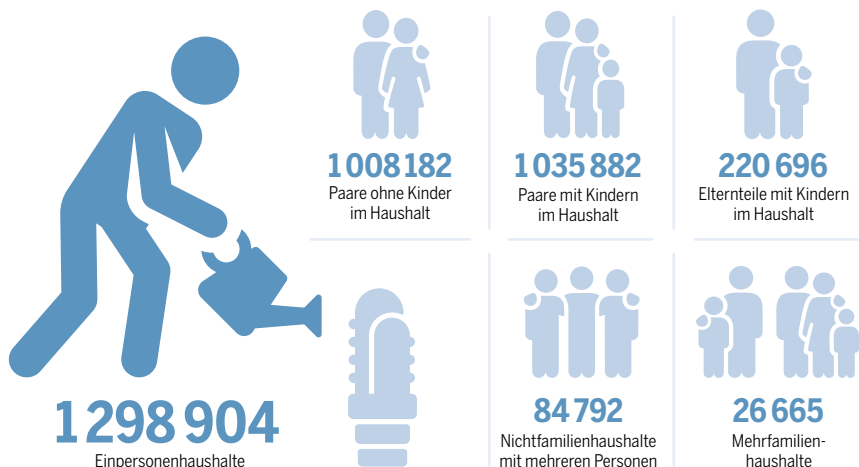
## Durchschnittlicher Mietpreis nach Kantonen

2016, in Fr.



## Bewohnte Wohnungen nach Haushaltstyp

2016

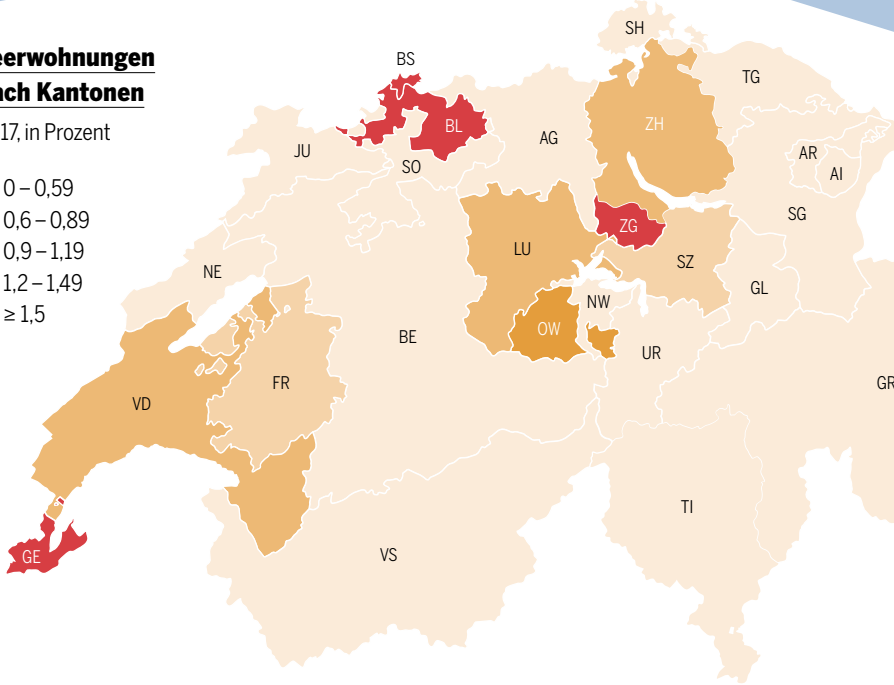




## Leerwohnungen nach Kantonen

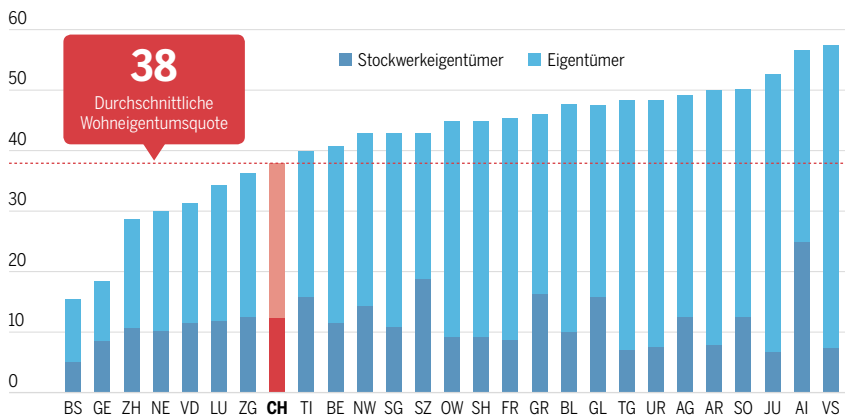
2017, in Prozent

- 0 – 0,59
- 0,6 – 0,89
- 0,9 – 1,19
- 1,2 – 1,49
- ≥ 1,5



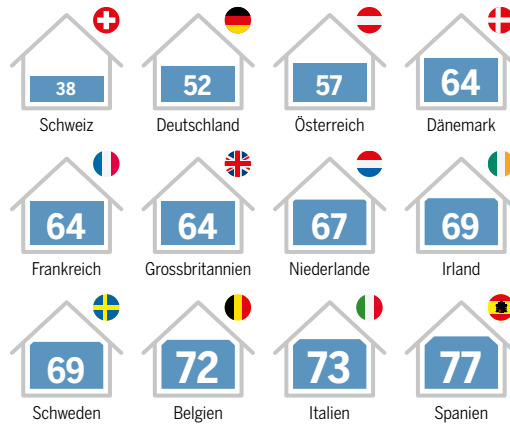
## Wohneigentumsquote nach Kantonen

2015, in Prozent



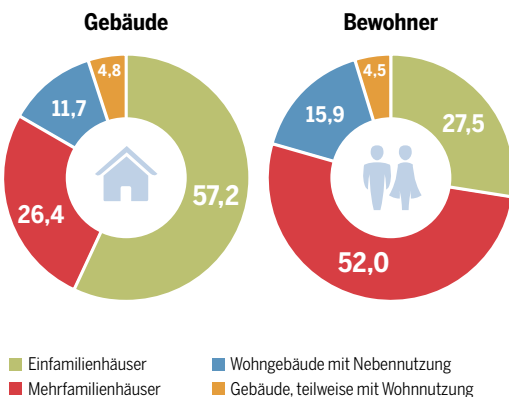
## Wohneigentumsquote in Europa

2013, in Prozent

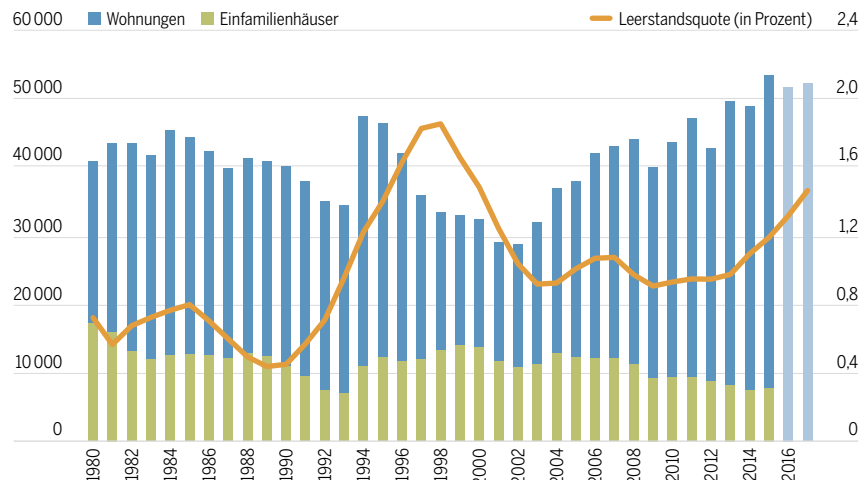


## Verteilung der Gebäude und Bewohner nach Gebäudekategorie

2016, in Prozent



## Weiterhin hohe Bautätigkeit / Anstieg der Leerwohnungsquote



QUELLEN: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS), BUNDESAMT FÜR WOHNUNGSWESEN (BWO), EUROSTAT, HAUSEIGENTÜMERVERBAND



*Zusammenstehen im Innern gegen Unbill von aussen.*

## Lob des Kartells

Mit vereinten Kräften schwierige Herausforderungen bewältigen, Selbsthilfe in einer Genossenschaft: Das waren in der Schweiz wichtige Überlebensstrategien. In Märkten ist man mit einer solchen Haltung rasch in einem Kartell. Ist das so schlimm? *Von Beat Gygi und Rüdiger Trebels (Illustration)*

Auf der Fahrt von Davos über den Flüelapass ins Engadin wird man zurzeit vor Baustellen durch Ampeln aufgehalten. «Nicht aufregen, Reparaturen an Passstrassen sind nötig», sagt man sich – Moment, Baustellen im Bündnerland, da steckt doch sicher das Baukartell dahinter, das den Leuten neben Geld jetzt auch noch Wartezeit abknöpft. Die vielen Zeitungsberichte der vergangenen Monate über Kungeleien in der Baubranche haften im Gedächtnis. Was die jahrelangen Untersuchungen der eidgenössischen Wettbewerbskommission (Weko) im Zusammenhang mit unerlaubten Absprachen unter Baufirmen im Engadin und Münstertal zutage gefördert haben, macht einen dramatischen Eindruck.

Um die 500 Bauvorhaben dürften in diesen Fällen betroffen sein, weit über hundert Hausdurchsuchungen und mehrere Millionen Seiten Akten beschäftigen die Behörden. Laut den

Vorwürfen haben sich die Bauunternehmen einer Region jeweils darüber abgesprochen, welche Firma bei einem bestimmten Bauprojekt das niedrigste Gebot einreichen soll, um so den Zuschlag zu erhalten. Im Turnus kamen offenbar alle mal dran.

### Erstaunliche Zuneigungen

Die Untersuchungen sind noch nicht zu Ende, und die Vorgeschichte ist auch nicht kurz. Die Wettbewerbsbehörde begann schon 2008 schärfer gegen Absprachen bei Bausubmissionen vorzugehen, als ein Strassenbelagkartell im Tessin untersucht und gebüsst wurde. Ähnliche Behördenaktionen gab es 2009 gegen Elektroinstallateure im Kanton Bern, 2012 gegen Baufirmen im Kanton Aargau, 2013 gegen Strassenbauunternehmen im Kanton Zürich oder 2015 gegen eine Gruppe von Tunnelreinigungsfirmen. Der Vorwurf bei solchen horizon-

talen Kartellen lautet jeweils, dass sich ein Kreis von Firmen über Preise, Mengen und Gebietsaufteilung abgesprochen und so den Wettbewerb geschwächt oder verhindert habe.

Viele Medienberichte über die jüngsten Fälle im Bündnerland liessen allerdings den Eindruck aufkommen, da sei eine neue Stufe der Bösartigkeit erreicht worden. Das Internetportal *Republik* machte eine Art Rührstück aus dem Ganzen, in dem aus Sicht des Kronzeugen erzählt wird, wie dieser irgendwann aus dem Kartell ausgebrochen sei, den Behörden das böse Spiel verraten habe und deshalb von den Kartellmitgliedern fertiggemacht worden sei. Journalisten aller politischen Richtungen fanden plötzlich, allzu lange habe da niemand hingeschaut, viele Millionen habe diese Kungelei unter Firmen die Auftraggeber gekostet. Selbst Medienleute, die vom Markt und vom Wettbewerbsprinzip sonst nicht so viel halten,

schreiben nun politisch und moralisch engagiert über gesellschaftlichen und volkswirtschaftlichen Schaden solcher Abreden. Sie empören sich und schreiben, der Filz dürfe nicht die Konkurrenz ersticken, man müsse den Wettbewerb vor seinen Feinden schützen.

Wer hätte gedacht, dass Spielregeln einer freien Marktwirtschaft plötzlich überall so viele Fans haben? Der Ruf nach Wettbewerb tönt ja regelrecht liberal. Er tönt oft nur so. Das Geheimnis dieser erstaunlichen Zuneigung liegt darin, dass eine Wettbewerbsordnung im Grunde genommen weniger auf Freiheit, sondern mehr auf die Begrenzung von Freiheiten abzielt und deshalb oft auch viel mit Vorgaben von oben, mit Befehlen und Dreinreden zu tun hat. Das gefällt vielen.

Die Freiheit des Einzelnen in Gesellschaft und Wirtschaft hingegen kommt eher von unten. Das heisst, dass die Menschen eigenständig für sich selber entscheiden, was für sie gut ist, ohne dass andere ihnen Vorschriften machen. Bei Bedarf reden die Leute einfach miteinander und treffen freiwillig Vereinbarungen, die beiden Seiten willkommen sind und damit beiden Parteien etwas bringen. «Win-win» lautet das Schlagwort dazu: «Ich gebe dir, du gibst mir, am Schluss stehen wir beide besser da.» Das ist das Wesen der Vertragsfreiheit. Wer mit andern etwas unternehmen will, sucht die einvernehmliche Absprache. Das Problem ist, dass es auch freiwillige Absprachen gibt, die andern, also Dritten schaden können, oder dramatischer ausgedrückt: Vertragsfreiheit kann auch dazu benutzt werden, gemeinsam so mächtig zu werden, dass man sich besser gegen andere wehren, ihnen etwas vorenthalten oder wegnehmen kann.

### Eine Art Wettbewerbspolizei

Ist das grundsätzlich schlecht? Wenn Menschen sich zusammentun und Städte bauen, um Natur und Angriffen besser trotzen zu können, gilt dies als kultureller und wirtschaftlicher Fortschritt. Wenn sich früher die Bauern eines Tales oder einiger Dörfer zu einer Genossenschaft zusammenschlossen, um mit vereinten Kräften die Nutzung von Landflächen oder die Verarbeitung und Vermarktung der Ernte zu organisieren, war dies ein geschicktes Vorgehen, um Arbeit und Kapital effizienter einzusetzen und Risiken besser zu verteilen. Es waren Selbsthilfeorganisationen. Ähnliche Gedanken standen hinter den lokalen Sterbekassen und Krankenkassen, in denen die Todesfall- und Krankheitsrisiken gemeinsam bewältigt wurden.

Der Emmi-Konzern, grösster Milchverarbeiter der Schweiz und an der Börse kotiert, geht auf die Zentralschweizer Milchgenossenschaften zurück. Der Agro-Konzern Fenaco beruht auf den vielen landwirtschaftlichen Genossenschaften in der ganzen Schweiz. Der Versicherer Swiss Life hiess früher Rentenanstalt und wurde 1997 von der Genossenschaft in eine Aktien-

gesellschaft umgewandelt. Die Versicherungsgruppe Mobiliar ist heute noch genossenschaftlich geprägt, und noch stärker gilt dies für die drittgrösste Schweizer Bank, die auf gut 250 lokalen Genossenschaften aufgebaute Raiffeisen-Gruppe. Im Bau legen immer wieder Firmen in Arbeitsgemeinschaften für einzelne Projekte ihre Kräfte zusammen.

Zusammenstehen im Innern gegen Unbill von aussen – das war lange Zeit eine verbreitete Haltung und Überlebensstrategie. Aber was nun, wenn die Unbill von aussen nicht Hagel, Brand, Krautfäule, Seuche, Dürre, Krankheit Räuber oder Hunger heisst, sondern Konkurrenz aus dem andern Tal, einer andern Branche oder einem andern Land – ist das dann eine völlig andere Welt? Die früheren Rezepte zur Verteidigung gegen eine unwirtliche Umwelt können in modernisierter Form durchaus zur Abwehr von Konkurrenten in unwirtlichen Märkten genutzt werden. Will man es nicht so

---

## Wer hätte gedacht, dass die Regeln der freien Marktwirtschaft plötzlich so viele Fans haben?

---

weit kommen lassen, muss man entsprechende Regeln einrichten, Wettbewerbsregeln, die der Vertragsfreiheit da Grenzen setzen, wo die schädliche Kungelei beginnt. Auf vielen Märkten ergibt sich das nicht von alleine, obwohl die Nützlichkeit und Kraft des Wettbewerbs für Wirtschaft und Gesellschaft meist klar ist. Eine Autorität muss quasi befehlen, dass Marktregeln gelten sollen, dass es also verboten sei, gewisse freiwillige Absprachen zu machen.

«Wettbewerb ist eine staatliche Veranstaltung» – so formulierten es seinerzeit die ordoliberalen Ökonomen und Juristen der Freiburger Schule, die nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland die Spielregeln für den Wiederaufbau des Landes entwarfen und die Grundlage für das Wirtschaftswunder und die soziale Marktwirtschaft legten, mit Ludwig Erhard als Macher. Die Verfilzung von Regime und Unternehmen in der nationalsozialistischen Zeit noch in frischer Erinnerung, gaben sie der Wettbewerbsüberwachung höchste Priorität nach dem Motto: «Lieber zu viel gegen Monopole tun als zu wenig». Viele mögen das als Nostalgie abtun, aber aufgemerkt: Andreas Heinemann, der seit Anfang 2018 Präsident der Weko ist, zählt die Ordoliberalen Walter Eucken und Franz Böhm zu den grössten Vorbildern für seine wissenschaftliche und wirtschaftspolitische Tätigkeit, wie er kürzlich in der *Weltwoche* dargelegt hat.

Die Tradition der harten Haltung gegen vermutete Monopole oder marktdominierende Unternehmen lebt. In der EU wie auch in der Schweiz ist eine Art Wettbewerbspolizei unterwegs. Kein Wunder, findet das auch bei Leuten Anklang, denen nicht primär die Förderung einer wettbewerblichen Marktwirtschaft am

Herzen liegt, sondern eher das Definieren, Eingreifen, Lenken, Zurechtweisen, Besserwissen.

Allerdings haben die Wettbewerbschützer auf vielen Gebieten, die erheblich zur schweizerischen Wertschöpfung beitragen, gar nichts zu sagen. Das Kartellgesetz bietet ihnen kaum Zugang zu Gesundheitswesen und Bildungssektor, auch die ganzen Arbeitsmärkte liegen ausserhalb ihrer Zuständigkeit. So machen gut organisierte Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände möglichst kollektiv geltende Löhne und Arbeitsbedingungen untereinander auf kartellähnliche Weise ab. Gesamtarbeitsverträge mildern die Konkurrenz unter Firmen und Stellenbewerbern, flankierende Massnahmen schützen zusätzlich vor ausländischer Lohnkonkurrenz. Das Motto der Sozialpartner: «Der Arbeitsmarkt ist nicht Sache der Weko», findet in der Politik Gehör.

Wäre es für die Wirtschaft und Gesellschaft besser, wenn die Wettbewerbschützer mehr zu sagen hätten? Schaut man die jüngere Praxis der Aufseher an, ergibt sich der Schluss: Nein, im Gegenteil. Gewiss, die Absprachen unter den Baufirmen, die von der Weko nun sanktioniert werden, haben Auftraggeber und Steuerzahler wahrscheinlich geschädigt.

### Abwägen zwischen zwei Fehlern

Aber es ist im Blick zu behalten, dass eine Wettbewerbsbehörde immer zwischen zwei Arten von Fehlern abwägen muss: Wenn sie zu wenig eingreift, kann dies auf eine Kungelei unter den Firmen und eine Schwächung des Wettbewerbs hinauslaufen. Wenn die Behörde dagegen zu rasch oder zu stark interveniert, lähmt sie die Wirtschaft, weil Firmen dann aus Furcht vor Rechtsverletzungen zu wenig Neues wagen und Kooperationen unterlassen, die wirtschaftlich sinnvoll wären.

In den vergangenen zehn Jahren hat sich die Weko in Richtung des zweiten Fehlers bewegt. Anders gesagt: Die Wettbewerbschützer haben sich von der Beurteilung aus Sicht des gesunden Menschenverstandes entfernt und sich mehr und mehr auf ein schematisches, engstirniges Vorgehen verlegt, das mit Aktivismus verbunden ist. Bildlich lässt es sich so ausdrücken: Der Weko-Fachmann nimmt den Feldstecher und blickt auf einen Markt; je stärker er die Vergrößerung wählt und je enger den Blickwinkel, desto eher kann er zum Schluss kommen, es gebe in der beobachteten Zone zu wenige Konkurrenten oder ein Monopol, weil er nicht sieht, was in der näheren Umgebung sonst noch läuft. Aufseher, die gerne den Aktivismus pflegen, müssen einfach eine Optik mit kleinem Winkel wählen, und schon sehen sie lauter Probleme, die es zu bekämpfen gilt.

Das beginnt bei der zentralen Frage, welches der relevante Markt ist. In den Weko-Untersuchungen zur Bauwirtschaft waren die beobachteten Märkte nicht das Bündnerland oder das Engadin, nicht die Region Zürich oder der

Aargau, nein, laut Fachleuten war es jeweils der einzelne Bauauftrag, die Baustelle. Aus Sicht von Wettbewerbsjuristen ist das ein extrem enger Winkel.

#### «Engwinkler» gegen «Weitwinkler»

Als es vor rund zehn Jahren um die Frage ging, ob bei der Swisscom-Telefonzuleitung bis ins Haus ein Wettbewerbsproblem vorliege, sagten die «Engwinkler», darunter die Weko, ja: Swisscom habe auf der letzten Meile ein Monopol für schnelle Internetanschlüsse, das zu brechen sei. Nein, sagten die «Weitwinkler», die den Markt breiter anschauten: Neben Swisscom gebe es ja die TV-Kabelnetzbetreiber, etwa Cablecom, also Konkurrenz von aussen. Die Zeit gab ihnen recht: Das Rennen zwischen den zwei Systemen Swisscom und Cablecom führte zu einem Wettbewerb um Kunden im Markt für schnelles Internet, der

### Die Wettbewerbshüter haben sich auf ein schematisches, engstirniges Vorgehen verlegt.

wahrscheinlich viel intensiver war, als man ihn auf der letzten Meile der Swisscom-Zuleitung allein hätte einrichten können.

Eng ist die Sicht der Wettbewerbspolizisten auch, wenn Absprachen zwischen Hersteller und Händler zu beurteilen sind. Diese vertikalen Abreden zwischen einer oberen und einer unteren Handelsstufe dienen oft dazu, Vertriebssysteme massgeschneidert zu gestalten – zum Beispiel Parfüms, Zahnpasta oder Autos nur über Absatzkanäle zu verkaufen, die zur Markenpolitik passen. BMW wurde gebüsst, weil der Konzern gewisse Lieferkanäle in die Schweiz nicht duldet. Und 2017 entschied das Bundesgericht, dass die Schweizer Anrecht auf Import-Elmex-Zahnpasta aus Österreich hätten – und was am Urteil elektrisierend war: Die Beeinträchtigung des Wettbewerbs muss nicht erheblich sein, um als hartes und damit sanktionierbares Kartell zu gelten.

Bildlich gesagt: Der Polizist darf auch bei kleinen Angelegenheiten gleich die Pistole ziehen. Darf er sogar bei nichtigen? Soeben hat die EU-Kommission als Kartellbehörde Google zu viel Marktmacht vorgeworfen und eine Rekordbusse von 4,3 Milliarden Euro aufgebremst. Was hat Google getan? Der Konzern hat das Betriebssystem Android für mobile Geräte aufgebaut und das so gut gemacht, dass es Marktführer wurde, zudem hat man das System allen Interessierten zugänglich gemacht – im Gegensatz zu Apple. Dass dabei das Betriebssystem automatisch mit dem Suchdienst und Internetbrowser aus dem eigenen Hause gekoppelt wurde, behindert nun nach Ansicht der EU-Verwaltung aber den Wettbewerb. Wenn das ein Kartellvergehen ist, dann können Kartelle keine schlechte Sache sein. ○

## Schweiz

# Einzonen oder nachdenken

## Die Zuwanderung macht den Boden teurer.

### Es könnte zu schmerzhaften Umverteilungen kommen.

Von Reiner Eichenberger

Land und Immobilien sind in der Schweiz seit 2005 massiv teurer geworden. Das legt einen Zusammenhang mit der Personenfreizügigkeit nahe, deren Wirkungen damals einzusetzen begannen. Aber statistische Analysen belegen oft keinen Zusammenhang zwischen Bevölkerungswachstum und Land- sowie Immobilienpreisen, zudem sind die Mieten weit weniger stark gestiegen. Drei Aspekte helfen, diesen verblüffenden Befund zu verstehen.

Erstens hängen Land- und Immobilienpreise sowie deren Entwicklung von unzähligen Faktoren ab. Alles, was entweder die Nachfrage, das Angebot oder die Effizienz im Land- und Immobilienmarkt verändert, hat auch einen Einfluss auf die Preise; einzelne Treiber zu erfassen ist deshalb schwierig. Zweitens gibt es gute Gründe, dass sich die Preise für das Eigentum von Land und Immobilien sowie die Preise für die Nutzung, also die Mieten, sehr unterschiedlich entwickeln. Dabei muss zwischen dem freien und dem geschützten Mietmarkt sowie zwischen Neu- und Altmietern unterschieden werden. Das Bevölkerungswachstum wirkt sich vor allem auf den freien Markt und Neumieter aus.

#### Wovon Erwartungen abhängen

Drittens – und das ist entscheidend – verhalten sich die Preise für Eigentum von Land und Immobilien wie Aktienpreise. Sie spiegeln nicht die gegenwärtigen Erträge, sondern die erwarteten zukünftigen Erträge aus der Land- und Immobiliennutzung. Die erwartete zukünftige Knappheit infolge der erwarteten Nachfrage- und Angebotsveränderungen ist deshalb schon in den Preisen enthalten.

Die Preise verändern sich nur dann, wenn sich die Erwartungen über die zukünftige Knappheit ändern. Erwartungen ändern sich aber nur, wenn Unerwartetes eintritt, und unerwartet ist nur Zufälliges. Deshalb sieht für die Statistiker auch die Preisentwicklung zufällig aus – allerdings überlagert von einem langfristigen Trend, der den risikobereinigten Zinssatz der Anlagealternativen spiegelt. Folglich ist es alles andere als erstaunlich, dass in den eingangs erwähnten Studien kein Zusammenhang zwischen tatsächlichem Bevölkerungswachstum und Bodenpreisen zu finden ist.

Natürlich hängen die Erwartungen letztlich auch vom gegenwärtigen Bevölkerungswachstum ab und davon, ob dieses überraschend war. Aber die Erwartungen sind den tatsächlichen Veränderungen zumeist weit voraus oder zeigen sich in Form von Korrekturen erst hin-

terher, so dass zwischen der tatsächlichen Zuwanderung und den Bodenpreisen kein einfach messbarer Zusammenhang existiert.

Die hohe Komplexität bedeutet nicht, dass die ökonomische Logik nicht mehr gilt. Ganz im Gegenteil. Natürlich besteht zwischen Zuwanderung und Bevölkerungswachstum einerseits sowie Knappheit und Preisen von Land- und Immobilien andererseits ein starker Zusammenhang. Das ist geradezu trivial und bedarf keiner Studien. Aber eben: Entscheidend für die Land- und Immobilienpreisveränderungen sind die unerwarteten Veränderungen des Bevölkerungswachstums.

Da die Zuwanderung infolge Personenfreizügigkeit ursprünglich weit unterschätzt wurde, hat die mit voller Personenfreizügigkeit ab 2007 stark ansteigende Zuwanderung zu einer Veränderung der Erwartungen sowie der Bevölkerungsprognosen des Bundesamtes für Statistik geführt. Weil die starke Nachfragesteigerung eine Veränderung der Bauaktivität auslöste und seit der Finanzkrise von 2008 die Zinsen massiv gesunken sind, sind die Preisspuren aber verwischt und überlagert. Die Preisentwicklung war aber so heftig, dass die früher normale Zunahme des Wohnflächenverbrauchs pro Kopf praktisch gestoppt wurde. Seit 2005 scheint der Flächenverbrauch pro Kopf in den meisten Altersgruppen nicht mehr zuzunehmen. Nur bei den Alten wächst er noch, weil sie dank zunehmender Gesundheit und Spitex immer seltener und später in Altersheime ziehen.

Zwischen Land- und Gebäudepreisen bestehen grosse Unterschiede: Gebäude können

### Hohe Standortqualität und gute Politik nützen heute vor allem den Bodeneigentümern.

ziemlich flexibel neu gebaut werden, das Landangebot lässt sich aber nur in engen Schranken ausweiten. Deshalb schlagen sich unerwartete Änderungen der Nachfrage nach Wohn- und Büroraum stark und schnell in den Landpreisen nieder. Dieser Effekt wird Kapitalisierung genannt. Bekannt ist er insbesondere bei Steuern. Tiefsteuernkantone haben, der Steuerersparnis entsprechend, höhere Landpreise. Die Kapitalisierung gilt aber auch für alle anderen Standortvor- und Standortnachteile. So konnten David Stadelmann und ich mit Daten der Zürcher Gemeinden zeigen,



Die ökonomische Logik gilt nach wie vor: Boomquartier Zürich-West.

dass sich auch die Gemeindeschulden massiv und schnell in den Landpreisen niederschlagen. Hingegen reagieren die Mieten deutlich langsamer, weil sie viel stärker reguliert und vertraglich fixiert sind.

Die Kapitalisierung der Standortvor- und Standortnachteile prägt den Zusammenhang zwischen Personenfreizügigkeit und Lebensqualität. Die Kapitalisierung ist umso stärker, je höher die grenzüberschreitende Mobilität der anderen Produktionsfaktoren Arbeit und Kapital ist. Deshalb galt Kapitalisierung vor der Personenfreizügigkeit vor allem als Indikator für Unterschiede in der Standortqualität zwischen Gemeinden und Kantonen, aber weniger für die Standortvorteile auf nationaler Ebene. Infolge Personenfreizügigkeit und der damit erhöhten Mobilität des Faktors Arbeit hat die Kapitalisierung der nationalen Standortvorteile in den Land- und Immobilienwerten zugenommen. Dadurch aber sind die realen Arbeitsinkommen (Löhne minus Wohnkosten) gesunken. Personenfreizügigkeit ist also ein riesiges Umverteilungsprogramm vom Faktor Arbeit auf den Faktor Land. Hohe Standortqualität und gute Politik nützen also heute über

die Kapitalisierung vor allem den Bodeneigentümern.

Die Wirkung auf die Mieter hängt vom Ausmass der Mietregulierungen ab. Bei völlig freien Mietpreisen betrifft die Standortpolitik die Mieter wenig, weil Standortvorteile schnell durch Mietpreisänderungen kompensiert werden. Wenn hingegen die Altmieten gesetzlich fixiert sind, profitieren Altmietler von möglichst hohen Staatsleistungen und von der Schuldenfinanzierung, weil die Schuldenlast im Bodenpreis kapitalisiert und von den Bodeneigentümern getragen wird. Entsprechend bedeutsam ist das Ausmass von Bodeneigentum und Mietregulierungen für die Qualität der Politik.

Wichtig für das Ausmass der Kapitalisierung ist, wie stark das Immobilienangebot wachsen kann. Das hängt unter anderem davon ab, wie viel Land neu eingezont wird und wie gut die bauliche Verdichtung gelingt. Beides hat aber hohe Kosten. Der Grünraum nimmt ab, und die Lebensräume werden dichter und enger. Der Einwand, intelligente Verdichtung könnte die Lebensqualität auch steigern, ist hinfällig. Solche Massnahmen sollten natürlich sowieso durchgeführt werden. Das Bevölkerungswach-

tum würde dann einfach ihre Gewinne wieder mindern, bleibt also so oder so ein Problem.

Dagegen wird zuweilen argumentiert, die Preissteigerungen seien ja eigentlich positiv. Die Gewinne derjenigen, die mehr Immobilien besitzen, als sie für den Eigengebrauch benötigen, seien so gross, dass damit die Verlierer entschädigt werden könnten, etwa indem die Gewinne aus Immobilienvermietung und Handel besteuert und die Einkommenssteuern gesenkt würden. Klingt gut, funktioniert aber nicht. Die Einkommenssteuersenkung würde die Schweiz nur attraktiver für die Zuwanderung machen, was die Nachfrage nach Immobilien und damit die Preise weiter erhöht, so dass die Mieter zusätzlich verlieren.

### Grosse Kosten

Als Alternative könnte man die einheimischen Mieter gezielt entschädigen. Das ist aber gemäss EU-Personenfreizügigkeit verboten, weil es als Diskriminierung der zuwandernden Arbeitskräfte gewertet würde. EU-kompatibel ist nur die implizite Diskriminierung von Zuwanderern. Es müssen alle Neueinsteiger in den Wohnraummarkt diskriminiert werden, neben den Zuwanderern auch die einheimischen Personen, die eine neue Wohnung suchen. Das sind insbesondere die Jungen, die den elterlichen Haushalt verlassen, und neue und wachsende Familien. Die für diese perverse Diskriminierung notwendigen Instrumente wie Mietpreiskontrolle und Mieterschutz verursachen grosse volkswirtschaftliche Kosten. Die Mieter werden immobil, weil sie durch einen Umzug ihre ererbten Rechte verlieren würden. Längerfristig wohnen deshalb viele Mieter am falschen Ort und in für ihre Bedürfnisse ungeeignet grossen oder kleinen Wohnungen.

Was also ist zu tun? Der eine Weg sind grosszügige Neueinzonungen. Noch herrscht Angst, darüber offen zu sprechen. Doch in 20 bis spätestens 25 Jahren werden die heutigen Baulandreserven aufgebraucht sein. Da diese nicht dort liegen, wo sie eigentlich gebraucht würden, wird die durchschnittliche Wohn- und Lebensqualität massiv fallen. Zudem müsste dann entweder die Zuwanderung radikal gestoppt werden oder schnell und planlos sehr viel Land eingezont werden. Natürlich ist eine solche Stop-and-go-Politik unsinnig. Deshalb, und auch aus planungsgesetzlichen Gründen, müssen die Bauzonen durch rollende Planung an die Landnachfrage angepasst werden, schon lange bevor die Reserven aufgebraucht sind. Um die normalen Planungsgrundsätze zu erfüllen, müsste sofort mit der Planung und bald mit Ein- und Umzonen begonnen werden. Wer das nicht will, sollte dringend nochmals über die Beschränkung des Bevölkerungswachstums und damit der Zuwanderung nachdenken.

Reiner Eichenberger ist Professor für Finanz- und Wirtschaftspolitik an der Universität Freiburg.

# Abgang einer Frohnatur

SP-Nationalrätin Chantal Galladé zieht sich aus der Berner Politik zurück und wird Schulpflegepräsidentin in Winterthur. Am Teich in ihrem Garten spricht sie gewohnt offen über Sozialdemokratie, informelle Macht im Bundeshaus und Gelbbauchunken. Von Philipp Gut und Nathan Beck (Bild)

Ihr Abschied wird bestimmt fröhlich sein, wie es ihrer munteren Art entspricht: Nach fünfzehn Jahren Politik im nationalen Scheinwerferlicht wird die Zürcher SP-Nationalrätin Chantal Galladé nach der Herbstsession dem Bundesparlament tschüss sagen. Sie scheidet mit einem Lächeln und ohne Groll, wenn auch durchaus mit ein paar aufbauend kritischen Worten an die Adresse der Genossen, und sie freut sich auf ihre neue Aufgabe, die sie bereits nach den Sommerferien im August antritt: Galladé wird Schulpflegepräsidentin in Winterthur, ein Vollzeitjob mit achtzehn direkt unterstellten Mitarbeitern, darunter vierzehn Schulleiter. In der eigenen Partei ist die Frau ohne Berührungängste, die pointiert auf dem rechten Flügel der SP politisiert, häufig unter Beschuss von links, umso populärer aber ist sie bis weit ins bürgerliche Lager hinein. Am Vorabend unseres Gesprächs machte sie Yoga mit SVP-Nationalrätin Natalie Rickli, die wie Galladé aus Winterthur kommt und eine enge Freundin der SP-Politikerin ist.

## Kindheit in Gummistiefeln

Wir treffen Chantal Galladé in ihrem Reiheneinfamilienhaus in einer Winterthurer Arbeitersiedlung. Sie ist selber einst hier aufgewachsen und kehrte später nach der Geburt ihrer ersten Tochter als alleinerziehende Mutter hierher zurück. Ihr Grossvater war Gärtner in der Siedlung, in der Arbeiter der Brauerei Haldengut, von Sulzer und Rieter wohnten. Die Siedlung war während des Zweiten Weltkriegs gebaut worden, und zu den Aufgaben des Grossvaters gehörte es, die Gemüsepflanzungen zu überwachen, die in der «Anbauschlacht» zur nationalen Pflicht erklärt worden waren.

Galladé empfängt den Journalisten in einem eleganten, dunkelblauen Hosenanzug und barfuss, die Nägel rot lackiert. Das Gespräch findet im Garten auf der Rückseite des Hauses statt, am Rand eines kleinen Teichs. Die zweieinhalbjährige zweite Tochter Victoria weist den Besucher auf allerlei kriechendes und fliegendes Getier hin («Lueg, en Schnäggs»), ihre Mutter erweist sich als Kennerin und Liebhaberin von Amphibien. Dies sei eine Leidenschaft von ihr, erzählt Galladé, ihre halbe Kindheit habe sie in Gummistiefeln verbracht. So kreist das Gespräch neben ihrer anderen grossen Leidenschaft, der Politik, auch um Gelbbauchunken, Bergmolche und Libellenlarven.

Mit ihrer Tochter spricht Galladé Französisch, die «Familiensprache» ihres Elternhauses. Der Vater war Welschwalliser, die Mutter Tochter italienischer Migrantinnen. Eine Sprache, die man als Kind lerne, spüre man intensiver und man verwende sie intuitiver, sagt die studierte Pädagogin Galladé. Sie ist überzeugt, dass ihr das auch im Bundeshaus zustattenkommt. Man verstehe Leute, deren Sprache man spreche, nicht nur linguistisch besser, sondern auch ein bisschen deren Wesen. «Gewisse Überlegungen kann man besser nachvollziehen.»

Auf persönlicher und menschlicher Ebene hat Galladé in Bern «viel Lässiges» erlebt. Sie komme mit allen mehr oder weniger gut aus, sagt die Frohnatur, auch wenn sie «nicht mit jedem und jeder zelten würde». Muss sie ja auch nicht. Das Zugehen auf andere, auch über die Parteigrenzen hinaus, ist bei Galladé schon fast Programm: «Man muss Menschen gernhaben, wenn man etwas erreichen will», meint sie. Denn niemand habe Lust, sich von einem Vorstoss überzeugen zu lassen, der nicht auf seiner Linie liege. «Informell» sei im Berner Politbetrieb «vieles möglich», aber natürlich sei ihr klar, dass es für jede Partei eine Schmerzgrenze gebe – bis hierher und nicht weiter.

Am neuen Job als Schulpflegepräsidentin reizen Galladé einerseits die Verantwortung und die Führungsaufgaben. Andererseits sei sie eine Person, die herausfordernde bis schwierige Aufgaben liebe, vor der sich andere vielleicht lieber drückten. In dieser Hinsicht dürfte sie voll auf ihre Kosten kommen. Der Schulkreis Stadt-Töss, dem sie künftig politisch vorsteht, ist mit einigen Problemen konfrontiert. Die Klassen sind sehr «heterogen», wie es auf Pädagogendeutsch heisst, also stark durchmischt und mit einem hohen Ausländeranteil. Gar national Schlagzeilen machte das Schulhaus Brühlberg, eine mit Preisen ausgezeichnete Reformschule, an der auf einen Schlag die gesamte Schulleitung und Lehrerschaft kündigte. Hört man sich in der Winterthurer Schulszene um, wird einem beschieden, die Brühlberg-Affäre sei nur die Spitze des Eisbergs. Langweilig dürfte es Chantal Galladé in der Lokalpolitik also nicht werden.

Ihr Abgang aus Bern erfolgt zwar wohlkalkuliert und im Triumph (bei den Schulpräsidentenwahlen erhielt sie über 4000 Stimmen, der angeschlagene Amtsinhaber nur



«Zu ehrlich für die Politik»: SP-Nationalrätin

etwas mehr als 300), doch dieser kann nicht ganz kaschieren, dass es zwischen Galladé und Teilen der SP gerade im Kanton Zürich zu einigen Entfremdungserscheinungen gekommen ist. Wegen einer parteiinternen Amtszeitbeschränkung müssen sich die sozialdemokra-

---

«Man muss Menschen gernhaben, wenn man etwas erreichen will.»

---

tischen Bundesparlamentarier ab drei Legislaturen einem Vertrauensvotum der Basis stellen. Und die Delegiertenversammlung der SP Kanton Zürich ist deutlich weiter links als Chantal Galladé positioniert. Dies zeigte sich



Chantal Galladé.

etwa im ungewöhnlichen Prozedere, dem sich der amtierende SP-Regierungsrat Mario Fehr stellen musste. Die Parteileitung liess sogar offen, ob sie ihn weiter unterstütze oder nicht. Fehr sei damit «zum Abschuss freigegeben» worden, urteilte Galladé. Vor drei Jahren war ihre Wiedernominierung noch ziemlich sicher, die erfahrene Politikerin galt intern gewissermassen als *too big to fail*.

Inzwischen dürfte der Rückhalt etwas geschwunden sein. Galladés Einsatz für das neue Nachrichtendienstgesetz oder einen neuen Kampfjet steht der Mehrheitsmeinung in der SP entgegen. Hätte sie von den Delegierten erneut das Vertrauen erhalten wollen, hätte sie sich «anders verhalten müssen», so Galladé. Es entspreche freilich nicht unbe-

dingt ihrer Art, sich anzupassen: «Ich bin, wie ich bin», sagt sie. Dies deckt sich mit der Einschätzung Dritter. «Chantal Galladé ist eigentlich zu ehrlich für die Politik», sagt ein SVP-Politiker mit langjähriger Erfahrung im Berner Politbetrieb. Das Taktieren, die Ränkespiele, vielleicht auch die fieseren kleinen Tricks und hinterlistigen Fouls gehören nicht zu ihren Stärken – oder Schwächen, je nach Sichtweise.

Ein weiterer Punkt, in dem sich Galladé innerhalb der SP nicht nur Freunde schuf, ist ihre offene Kritik am jüngst wieder verstärkt spürbaren Linksdrall unter dem Einfluss der radikallinken Jungsozialisten (Juso). Galladé versteht sich als Vertreterin des «sozialliberalen» Flügels der Partei. Gerne zitiert sie Doyen

Helmut Hubacher, der einmal sagte, zum Fliegen brauche ein Vogel einen linken und einen rechten Flügel. Mit Daniel Jositsch, Ständerat Zürich, und Pascale Bruderer, Ständerätin Aargau, gehört sie zu den führenden Köpfen der sogenannten Plattform, in der sich die pragmatischen Kräfte der SP versammeln. Derzeit hat die Gruppe rund 900 Mitglieder. Ob diese Plattform in Zukunft eine Rolle spielen wird, hängt auch davon ab, ob neue Kräfte nachstossen, denn auch Pascale Bruderer hat bereits ihren Rückzug aus der Bundesversammlung angekündigt.

Die Juso haben Aufwind, fast schien es bisweilen, als kaperten sie die SP-Parteitage im Sturm. «Ich werfe den Jungen nicht vor, dass sie so sind, wie sie sind», sagte Chantal Galladé. Sie hätten Zeit und nähmen sich Zeit, und sie seien intelligent. Aber muss man ihre Ideen gleich zum Parteiprogramm erklären? Galladé meldet Zweifel an. Die Volkspartei SP auf jungsozialistisch zu drehen, sei vielleicht nicht das klügste Konzept, um den Wähleranteil zu erhöhen. Möglicherweise sähen die Jungspunde die Dinge auch etwas anders,

---

«Ich werfe den Jungen nicht vor, dass sie so sind, wie sie sind.»

---

wenn sie später einmal selber arbeiteten und eine Familie zu ernähren hätten. Parteipräsident Christian Levrat nimmt Galladé als gewieften Machttechniker wahr, dem es vor allem darum gehe, die Position der SP auszubauen. Ob das mit extrem linken oder eher mit sozialliberalen Ideen geschehe, sei ihm nicht so wichtig.

### Chancen für alle Kinder

Politisch kehrt Chantal Galladé, die sich in den letzten Jahren als Sicherheitspolitikerin profiliert und die Sicherheitspolitische Kommission des Nationalrats geleitet hat («eigentlich ein Himmelfahrtskommando für eine linke Frau»), zu ihren beruflichen Anfängen zurück. Als ehemalige Lehrerin wisse sie, dass es einen Unterschied mache, ob in einer Klasse 20 oder 26 Schüler sassen. In ihrer eigenen Schulkarriere habe sie die Durchlässigkeit des Schweizer Bildungssystems als positive Errungenschaft erlebt. Es gelte allerdings, die «Chancengleichheit» aller Kinder zu erhöhen. Die Finanzstärke und die Gymnasialquote der Zürcher Gemeinden seien deckungsgleich. Daraus schliesse sie, dass Kinder aus ärmeren Verhältnissen Nachteile hätten, die es zu beseitigen gelte. «In der Schule», so Galladé, «spiegeln sich alle Themen der Gesellschaft.» Und die Gesellschaft von morgen sei so, «wie wir mit unseren Kindern umgehen». Das klingt schon fast wie aus ihrer künftigen Antrittsrede als Schulpräsidentin. ○



«Eine Frage der inneren Haltung»: Metall-Zug-Präsident Buhofer.

## In Zug bleiben ist eine Leistung

Der Industriekonzern Metall Zug hat dank starkem Familienaktionär mehr Handlungsspielraum als Firmen, die voll der Börse ausgesetzt sind. Verwaltungsratspräsident Heinz M. Buhofer will diesen nutzen, um auf dem teuren Zuger Boden weiterzuarbeiten. *Von Beat Gygi und Herbert Zimmermann (Bild)*

Die Wendung von der «Zugisierung der Schweiz» erinnert an ein süßsaureres Menü, das nicht leicht verdaulich ist. Als die Ökonomen Reiner Eichenberger und David Stadelmann von der Universität Freiburg im November 2010 in einem Artikel in der Zeitung *Finanz und Wirtschaft* den Begriff lancierten, beschrieben sie, wie die aus Zug bekannte Verknappung und Verteuerung des Bodens unter dem Druck der Zuwanderung allmählich die ganze Schweiz erfasse. Der Begriff «Zugisierung» umschrieb das Dilemma, dass einem der Boden unter den Füßen laufend aufgewertet wird und es immer teurer wird, auf diesem Boden etwas zu unternehmen.

Es gibt auch eine «Zugisierung», die auf den ersten Blick ganz anders aussieht, aber im Grunde doch viel enger mit dem teuren Boden zusammenhängt als gedacht. Es ist der Industriekonzern Metall Zug, der auf seine Weise

eine «Zugisierung» vorangetrieben hat. In vielen Häusern stehen Waschmaschinen von V-Zug, in Küchen sind deren Herde, Backöfen, Steamer, Kühlschränke, Geschirrspüler oder Dunstabzüge eingebaut, der Starkoch Andreas Caminada ist prominenter Anwender der Apparate, Serviceautos fahren von früh bis spät mit dem Firmenlogo durch die Gegend, vielerorts tragen auch Abfallcontainer den blauen Schriftzug. Zug durchdringt die Schweiz.

Der gut 130-jährige Haushaltapparatehersteller V-Zug ist ein typisches solides grösseres Schweizer Unternehmen mit langer Geschichte und Familienaktionären. Er ist führend im Heimmarkt und auch der gewichtigste und bekannteste Teil des Metall-Zug-Konzerns. Daneben gibt es in der Gruppe die Apparatemarken Sibir und Gehrig, mit Belimed einen Spezialisten für Desinfektion und Sterilisation in Spitälern, dann den Hersteller von

Kabelverarbeitungsmaschinen Schleuniger und schliesslich die auf Medizinaltechnik in der Augenheilsparte ausgerichtete Haag-Streit.

### Blick aufs Ganze

Das ist so etwas wie ein Strauss mit vier Blumen. Modernen aktivistischen Investoren von Hedge-Funds und Private-Equity-Firmen gefallen solche Konglomerate nicht, sie kritisieren, eine Konzernleitung könne nie optimal zu allen Teilen schauen, Fokussierung sei das Rezept. Die Metall-Zug-Führung dagegen ist der Ansicht, sie könne alle Blumen zum Blühen bringen. Heinz M. Buhofer, Verwaltungsratspräsident und Vertreter des Familienzweiges, der gut 67 Prozent der Stimmen hält, ist nach seinen Worten bekennender Anhänger des Modells Konglomerat.

Seine Argumente: Dank Finanzkraft und bewusster Diversifizierung könne der Konzern



in wirtschaftlich schwierigen Phasen eher autonom handeln und entscheiden. Die Diversität der Geschäftsbereiche werde bewusst als Quelle für Innovation und als Benchmark für konzerninterne Leistungsvergleiche genutzt. Man sehe auch Synergien, Verbundvorteile, zwischen den vier Segmenten; die Digitalisierung etwa bilde eine Art gemeinsamen Nenner für alle Teile. Einer voll den Finanzmärkten ausgesetzten Firma sei das verwehrt.

Der 62-jährige Buhofer ist zurückhaltend in Wortwahl, Tonfall und Bewegungen. Seine Argumente wirken sehr nüchtern, aber was er im Gespräch darlegt, ist im Grunde eine Kampfansage – dies gleich in drei Richtungen: gegen Finanzaktivisten, gegen Nachhaltigkeitsbürokraten und gegen Moralbewirtschaftler.

Gegen Finanzaktivisten ist Metall Zug gut abgeschirmt, fremdes Geld findet da wenig Spielraum. Die Eigenkapitalquote in der Bilanz beträgt auch nach der jüngsten Akquisition der Haag-Streit-Gruppe hohe zwei Drittel, und nur 11 Prozent der Stimmen sind bei Streubesitz-Aktionären. Ist Buhofer der Ansicht, dass familienkontrollierte Unternehmen besser abschneiden als vollständig den Finanzmärkten ausgesetzte Aktiengesellschaften in Streubesitz? Man erwartet ein Ja, aber er bleibt offen: Firmen mit starkem Ankeraktionär seien sicher sinnvoll für eine Volkswirtschaft. Ob nun quartalsorientierte, von Finanzaktivisten gesteuerte oder familienkontrollierte Unternehmen erfolgreicher seien, sei weniger wichtig als der Umstand, dass jeder Typ Platz habe und dass es Wettbewerb zwischen den Auffassungen gebe.

Moment, Volkswirtschaft? Wo die meisten seiner Kollegen ihre Unternehmensform verteidigen würden und Management-Fachbegriffe heranzögen, argumentiert Buhofer mit dem Blick aufs Ganze. Sein Werdegang war eben auch anders als bei andern. Er hat im Studium an der Universität St. Gallen Volkswirtschafts- und nicht Betriebswirtschaftslehre gewählt, und als Assistent an der Universität Zürich forschte er beim Volkswirtschaftsprofessor Bruno S. Frey in politischer Ökonomie. Eine Spitzenleistung war etwa der Aufsatz «Prisoners and Property Rights» im *Journal of Law and Economics* 1988, in dem Frey und Buhofer darlegten, dass im Mittelalter die Geiselnahme im Krieg eine menschenfreundliche Regelung war, weil die Kriegsknechte als Geiselnahmer den Anreiz hatten, ihre gefangenen Gegner so pfleglich zu behandeln, dass ein gutes Lösegeld erzielbar war. Eigentumsrechte schützen Leben, Ökonomie erklärt menschliches Verhalten.

Aber klar, Betriebswirtschaft ist Pflicht. Vielleicht wird die Belastbarkeit des Konglomerats bald getestet. Die Metall-Zug-Gruppe erzielte 2017 mit rund 4000 Mitarbeitern einen Umsatz von nicht ganz einer Milliarde Franken, gut 40 Prozent davon im Ausland. Die Er-

tragskraft hat gelitten, die Betriebsgewinnmarge ist in einem Jahr von knapp 10 auf rund 5,5 Prozent gesunken, weil einiges im Umbau ist, und dieser dürfte weitergehen. Das ganze Industrieareal in Zug wird nun nach vielen Jahrzehnten annähernder Konstanz grossenteils umgebaut, der technische Wandel verlangt neue Strukturen. Auch die einsetzende Digitalisierung erfordert Investitionen.

Die langfristige Strategie sieht Buhofer so: die vorhandene unternehmerische Substanz, also Kapital, Können, Wissen und Geschichte sinnvoll einsetzen, und zwar mit industrieller Ausrichtung. Alles, so seine Position, wird dem

---

## Gegen Finanzaktivisten ist Metall Zug gut abgeschirmt, fremdes Geld findet da wenig Spielraum.

---

Ziel der industriellen Entwicklung untergeordnet, letztlich auch die Immobilien, die nach Jahrzehnten eine starke Wertsteigerung erfahren haben und so ertragreich geworden sind, dass sie nicht einfach als Nebenprodukt der Industrie betrachtet werden können. Bei Metall Zug wurden deshalb vor sechs Jahren die nicht betriebsnotwendigen Immobilien in der separaten Firma Zug Estates an die Börse gebracht. Das soll Quersubventionierungen des Industriezweigs durch Immobilien verhindern.

Hat Metall Zug dank starkem Familien-Ankeraktionär mehr Spielraum als reinrassige Börsenfirmer, auch anderes zu beachten als den Aktienkurs? Buhofer bestätigt, es gebe immer wieder Entscheidungen, bei denen ein rein renditeorientiertes Handeln etwas nahelegen würde, wo man dann aber wegen möglicher Beeinträchtigung von weitergehenden Zielsetzungen einen anderen Weg suche. Meistens finde man einen sinnvollen Weg, der nicht nur die Aktionäre, sondern auch die sogenannten Stakeholder wie Mitarbeiter, Kunden, Anwohner oder Steuerzahler berücksichtige. Der Einbezug der Allgemeininteressen bei unternehmerischen Entscheidungen sei in der Schweiz viel selbstverständlicher und häufiger, als die Kritiker der Wirtschaft oft dächten.

Empfiehlt er also das Rezept, das Berater und Verbände den Firmen in diesem Zusammenhang gerne nahelegen: «Tue Gutes und sprich darüber!»? Buhofers Antwort ist wie ein Stromstoss: «Auf keinen Fall, eben gerade nicht laustark darüber sprechen», meint er. Wenn man beginne, den Stakeholder-Ansatz zum formalistischen Modell zu machen, gehe der Antrieb von innen heraus verloren, dann sei die intrinsische Motivation dahin, durch externen Eingriff zerstört. Die Nachhaltigkeitsberichte der Firmen, gespickt mit Kenngrößen zu Umwelt- und Sozialverhalten, seien in eine Bürokratie der sogenannten Corporate Social Responsibility (CSR) ausgeartet, in regelrechte CSR-Shows.

Anders gesagt: Wenn man CSR als Strategie einrichte, zerstöre man die Bereitschaft der Menschen zur ganz normalen Rücksichtnahme auf andere. Ein anständiger Umgang mit Stakeholdern sei zentral, aber das sei viel mehr eine Frage der inneren Haltung als irgendeiner Strategie und sei von den Führungsleuten abhängig. Aus dieser Sicht findet er auch die Konzernverantwortungsinitiative (Kovi) schmerzlich. Die Kovi-Leute hätten sicher grundsätzlich achtenswerte Motive, aber das Anprangern und Moralisieren sei für sie ein Geschäft geworden. Buhofer bedauert es, dass man den Leuten in den Unternehmen nur so wenig Verantwortungsbewusstsein zutraut, denn gerade dadurch, dass man ihnen dieses nicht mehr zutraue, beschädige man es. «Ich glaube, wenn man beginnt, über Moral zu reden, sie zu vermarkten, geht die Moral verloren», meint er.

### «Bezahlbares Wohnen»

Zurück zur Strategie von Metall Zug: Wie nutzt man den Handlungsspielraum, den der Ankeraktionär gewährt? Nach Buhofers Worten hat man sich nach langem Abwägen auf die Linie festgelegt: «Den Standort Zug für V-Zug als Chance nutzen.» Das heisst, dass Produktion oder andere Firmenteile nicht an günstigere Standorte verlagert werden, wie dies viele andere tun, nein, die Präsenz in Zug will man so weit als möglich zu einem Vorteil machen – und noch dazu zu einem über die Grenzen hinaus ausstrahlenden Modellbeispiel in Sachen Nachhaltigkeit. Auslandsmärkte sollen zwar ausgebaut, aber möglichst von Zug aus beliefert werden, was nun eben den aufwendigen Umbau der Fabrikareale nötig mache. Dies erinnert ein wenig an die Uhrenindustrie, die Produkte made in Switzerland exportiert.

Etwas salopp kann man sagen: Das Industrieunternehmen leistet es sich, in Zug zu bleiben. Aber können es sich die Mitarbeiter auch leisten? Da will nun die Firma einen zusätzlichen Schritt für Stakeholder tun und in den sozialen Wohnungsbau einsteigen. Es besteht ein Projekt, unter dem Titel «Bezahlbares Wohnen» rund 30 000 Kubikmeter neuen Wohnraum zu bauen, der für Mitarbeiter von V-Zug von der Firma vergünstigt wird, indem das Land dafür zu Einstandskosten bereitgestellt wird. Wer bei V-Zug arbeitet, soll sich das Wohnen an Ort und Stelle leisten können.

Buhofer ist sich bewusst, dass für die Vergabe der Wohnungen noch die richtigen Rationierungsregeln zu finden sind, aber klar ist für ihn: «Es ist wichtig für uns, dass die Mitarbeiter von V-Zug in Zug wohnen können. Und es ist wichtig für Zug, dass V-Zug-Mitarbeiter da wohnen.» Überlegt man sich die Zusammenhänge, kommt man zum Schluss, dass Metall Zug die «Zugisierung» von Zug zu verringern sucht, indem sie in Zug bleibt. ○

# «Grosser betrunkenener Elefant»

Die Europäische Union verliert an Rückhalt. Und so haben sich wichtige Persönlichkeiten aus dem In- und Ausland in letzter Zeit über die EU sowie deren Beziehung zur Schweiz geäussert. Eine Zitatensammlung von Markus M. Ronner

## Die EU in der Krise

«Die Bürger Europas sind durch die EU entmündigt worden. Nur noch 49 Prozent der Europäer sehen die EU-Mitgliedschaft ihres Landes positiv, und nur noch 42 Prozent schenken den EU-Institutionen ihr Vertrauen.»

Hans Magnus Enzensberger, geb. 1929, Lyriker und Essayist, Säulenheiliger der deutschen Literatur



«Das Schicksal Europas liegt darin, kein Schicksal mehr zu haben.»

Manfred Schneider, geb. 1944, deutscher Literatur- und Medienwissenschaftler



«Die Menschen haben gute Gründe, die EU zu kritisieren, denn sie haben nicht den Eindruck, dass die EU die Integration schafft. Man sieht die EU als eine Art von Regierung, die immer zu wenig zu spät tut und deren Institutionen sich nicht an ihre eigenen Regeln halten. Die EU hat sich zu lange mit kleinen bürokratischen Detailfragen aufgehalten, anstatt die grossen Themen anzugehen. Sie wird als bürokratischer Riese wahrgenommen, der keine Ansätze für die wirklich grossen Krisen unserer Zeit liefert – die Flüchtlingskrise, die Wirtschaftskrise, Fragen der Sicherheit und der Terrorismusbekämpfung.»

Guy Verhofstadt, geb. 1953, Ex-Premierminister von Belgien und Führer der Liberalen im Europaparlament



«Die Entfremdung der Bürger von Europa und von der Idee einer politischen Union ist das Resultat von Fehlleistungen der gegenwärtig amtierenden Regierungen. Die Abkehr ist die normale Reaktion auf ein Europa, das allein nach finanziellen Kriterien aufgebaut und in der bürokratischsten und zentralistischsten Art, die man sich vorstellen kann, organisiert ist.»

Massimo Cacciari, geb. 1944, italienischer Philosoph und Ex-Bürgermeister von Venedig



«In der EU tobt ein als Krise getarnter Krieg, der zur Explosion führen könnte.»

Didier Sornette, geb. 1957, französischer Physiker und Ökonom, ETH-Risikoforscher



«Euro-Land bricht in wenigen Jahren auseinander. Die Menschen sprechen verschiedene Sprachen und haben unterschiedliche Kulturen. Das funktioniert nicht.»

Milton Friedman, 1912–2006, amerikanischer Wirtschaftswissenschaftler und Ökonomie-Nobelpreisträger



EU-Kommissions-Präsident Juncker.

«Ich appelliere an die EU-Mitgliedstaaten, das Gezänke einzustellen. Die nächsten zwölf Monate sind entscheidend, wenn wir unsere Union trotz vielen ungelösten Problemen realisieren wollen. Andernfalls wird Europa aus der internationalen Szene verschwinden. Die EU ist zurzeit nicht in Top-Form. Ich sehe sie sogar in einer existenziellen Krise. In dieser Union gibt es nicht genügend Europa und nicht genügend Union.»

Jean-Claude Juncker, geb. 1954, EU-Kommissions-Präsident, «Mister Euro»

«Früher war ich der Meinung, die EU habe eine Identitätskrise, heute spreche ich von einem Nervenzusammenbruch.»

John Naisbitt, geb. 1929, amerikanischer Zukunftsforscher



«Das Warum der EU, ihr Daseinszweck, ist abhandengekommen.»

André Glucksmann, geb. 1937, französischer Philosoph



«Die Idee der EU war nichts anderes als eine intellektuelle Fehlkonstruktion. Schon entwickelt sie sich zur Transferunion, und die Steuerzahler müssen bluten. Das könnte dazu führen, dass die EU langsam zerbröselte.»

Christoph Blocher, geb. 1940, Schweizer Politiker, Industrieller und Ex-SVP-Justizminister



«Ich rechne mit einem Totalerfall der Euro-Zone aufgrund mangelnder Entschlossenheit und Solidarität der Euro-Staaten. Ich fürchte auch, dass die aus meiner Sicht unerlässlichen Reformen nicht rechtzeitig ange-

gangen werden.»

Joseph E. Stiglitz, geb. 1943, amerikanischer Ökonom und Wirtschafts-Nobelpreisträger



«Die EU ist die fixe Idee von Brüsseler Bürokraten.»

Leon de Winter, geb. 1954, niederländischer Schriftsteller



«Die EU ist ein antidemokratisches Monster. Ich will verhindern, dass dieses noch fetter wird, dass es weiteratmet und mit seinen Pfoten alles anfasst.»

Marine Le Pen, geb. 1968, französische Juristin und Politikerin des rechtsextremen Rassemblement national, Ex-Präsidentin des Front national



«Die EU-Krise hat ihre Wurzeln in den Grundzügen menschlichen Verhaltens. Politiker versprechen Dinge, die nicht bezahlbar sind.»

Robert J. Shiller, geb. 1946, amerikanischer Starökonom und Nobelpreisträger



«Die EU schwächt den Nationalstaat und fördert so den radikalen Nationalismus.»

Oliver Zimmer, geb. 1963, schweizerisch-britischer



«Die EU befindet sich in Schieflage. In der derzeitigen Form ist der EU nicht die grosse Zukunft beschieden.»

Konrad Paul Liessmann, geb. 1953, österreichischer Philosoph



«Es ist an der Zeit, dass die führenden EU-Politiker verstehen, wie gefährlich kurz davor sie sind, eine Katastrophe zu verursachen.»

Nouriel Roubini, geb. 1958, amerikanischer Ökonom, Professor an der New York University



«Die EU hat deshalb keine Zukunft, weil ihre Führer keine Träume haben.»

Milos Zeman, geb. 1944, seit 2013 dritter Staatspräsident der Tschechischen Republik



«Die EU sollte demokratisch sein oder gar nicht sein. Es ist jetzt unvermeidlich geworden, dass sich Europa ändert. Und zwar schnell!»

Geert Mak, geb. 1946, niederländischer Schriftsteller



«Die Marke EU ist völlig verwässert und ruft mehr Ablehnung als Anziehung hervor. Es stehen nur noch ungelöste Probleme im Vordergrund, und die EU-Länder sehen ihren Nutzen in der Mitgliedschaft nicht mehr.»

Achim Feige, geb. 1968, deutscher Markenexperte

★

«In der EU ist es wie beim Velofahren: Man muss ständig weitertreten, damit man nicht umfällt – und tut es am Ende doch.»

Jacques Delors, geb. 1925, französischer Ex-Wirtschafts- und Finanzminister, Ex-Kommissionspräsident der Europäischen Gemeinschaft

★

«EU-Brüssel zu reformieren, ist unmöglich. Man kann es bloss ersetzen. Die einzige Alternative ist eine geordnete Auflösung der EU. So erhalten die Staaten die Kontrolle über ihre Grenzen zurück, und die gemeinsame Währung wird zerlegt.»

Thierry Baudet, geb. 1983, niederländischer Jurist, Autor, Historiker und Politiker

★

«Ich erkläre euch mal, wie die EU funktioniert: Wenn die EU ein Staat wäre und wenn dieser Staat die Aufnahme in die EU beantragen würde, müsste er zurückgewiesen werden – wegen mangelnder demokratischer Legitimation!»

Martin Schulz, geb. 1955, deutscher Politiker ohne Abitur, Ex-Buchhändler, Ex-Provinzbürgermeister, Ex-Präsident des Europäischen Parlaments, Ex-Kanzlerkandidat der SPD

★

«Das darf nicht wahr sein: Die grössten Nieten und gescheiterten Existenzen sollen die EU zusammenführen!»

Franz Beckenbauer, geb. 1945, deutscher Ex-Starfussballer

★

«Die EU ist nicht reformierbar, weil es keine den Völkern Europas zugrundeliegende Einheit gibt. Wir Europäer haben keine Einheitssprache, kein gemeinsames Rechtssystem, keine gemeinsame Geschichte, sondern viele Geschichten verschiedener Konflikte. Wie können Menschen in Frieden



**Politiker Johnson.**

«Die EU ist ausser Kontrolle geraten, und es wird immer schlimmer.»

Boris Johnson, geb. 1964, britischer Ex-Aussenminister und Publizist, Historiker, Professor in Oxford



**Wirtschafts-Nobelpreisträger Krugman.**

«Die EU hat in den letzten Jahren geschlafen und sich als unfähig erwiesen, politisch und wirtschaftlich als geschlossener Block aufzutreten.»

Paul Krugman, geb. 1953, amerikanischer Ökonom und Wirtschafts-Nobelpreisträger

zusammenleben, obwohl sie einander nicht kennen und verschiedenen Religionen angehören, die sich teils konkurrenzieren? Zu zahlreich und zu widersprüchlich sind die Interessen der Mitgliedsländer, zu zentralistisch und anachronistisch die Brüsseler Machtmetropole.»

Roger Scruton, geb. 1944, britischer Schriftsteller und Philosoph

★

«Die versuchte Einigung Europas wird nach ihrem Scheitern dem Versuch gleichen, ein Omelett zu backen, ohne Eier zu zerschlagen.»

Paul Lacroix, 1806–1884, französischer Schriftsteller

## Die EU und die Schweiz

«Angesichts der heutigen schweren EU-Krise, bei der es schliesslich ums Überleben geht, fällt es auch uns Schweizern nicht eben leicht, positiv von der EU zu reden.»

André Holenstein, geb. 1959, Berner Geschichtswissenschaftler

★

«Gemäss Meinungsumfragen wollen über 80 Prozent der Schweizer Abstand zur EU halten.»

Christoph Blocher

★

«Die EU hat jetzt ganz andere Probleme, die dringend zu lösen sind; da ist die Schweiz mit Bestimmtheit kein grosses Thema.»

Charles B. Blankart, geb. 1942, Schweizer Ökonom

★

«Angesichts der Entwicklungen in der EU bin ich zum Schluss gekommen, dass es heute vernünftiger wäre, einen EU-Beitritt auszuhandeln, als sich auf die Basterei eines Rahmenabkommens mit der EU einzulassen. Indem wir die bilateralen Beziehungen der Schweiz

zur EU intensivieren, können wir den Boden für den EU-Beitritt bereiten.»

Micheline Calmy-Rey, geb. 1945, Schweizer Ex-SP-Bundesrätin für Aussenpolitik

★

«Ganz sicher ist die wankende EU zurzeit nicht darauf versessen, diverse Sondervereinbarungen mit Ländern wie der Schweiz zu treffen.»

Guy Verhofstadt

★

«Die Situation der Schweiz ist schlecht. Sie leidet, weil sie bei Grundsatzentscheidungen nichts zu sagen hat. EU-Mitgliedstaat zu sein, ist angenehmer.»

Roberto Balzaretto, geb. 1965, früher Schweizer EU-Botschafter in Brüssel, heute Staatssekretär für Europafragen und Chef der Direktion für europäische Angelegenheiten (DEA)

★

„Die Schweizer Wirtschaftspolitik ist ein Flickwerk. Sie bastelt zusammen, was wir, wenn wir in der EU wären, seit 15 Jahren hätten. Der bilaterale Weg ist am Ende. Die Frage eines EU-Beitritts muss umgehend neu diskutiert werden.“

Walter Stoffel, \* 1949, Schweizer Rechtsprofessor, Präsident der Wettbewerbskommission (Weko)

★

«Die Schweiz hat bisher bei den Verhandlungen mit der EU grosse Fehler begangen. Die Quittung für ihr sanftes Vorgehen wird kommen.»

Lukas Reimann, geb. 1982, Schweizer SVP-Nationalrat

★

«Es ist im Zweifelsfall besser, mit der EU weitere 27 Jahre weiterzuwursteln, als unter Zeit-



**Bundesrätin Leuthard.**

«Ich will die Beziehungen zwischen der Schweiz und der EU normalisieren. Die Schweiz muss jetzt mit der EU ein Grundsatzabkommen über die Lösung aller institutionellen Fragen schliessen.»

Doris Leuthard, geb. 1963, Schweizer Juristin und CVP-Bundesrätin im Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek)

und Politdruck ein verlogenes Rahmenabkommen zu schliessen.»

Silvio Borner, geb. 1941, emeritierter Schweizer Ökonomieprofessor an der Universität Basel

★

«Der EU-Beitritt muss tatsächlich unser Ziel sein. Ich bin überzeugt, dass die Schweiz in Europa nicht mehr isoliert sein kann.»

Franz von Däniken, geb. 1949, Schweizer Jurist und Diplomat

★

«Auch ich glaube, dass die Zukunft der Schweiz, ungeachtet allen Widerstandes, in Europa sein wird.»

Dick Marty, geb. 1945, Schweizer FDP-Politiker und alt Staatsanwalt

★

«Wenn wir in der EU wären, wären alle Impfprobleme viel früher gelöst worden ...»

Thomas Zeltner, geb. 1947, Ex-Direktor des Bundesamtes für Gesundheit

★

«Darum muss es uns ein Anliegen sein, den Dialog mit der EU, allenfalls bis hin zum Beitritt, weiterzuführen.»

Pascal Couchepin, geb. 1942, Schweizer Rechtsanwalt, Walliser Ex-FDP-Bundesrat

★

«Ich sage, was ich denke: Wir müssen der EU beitreten! Der EU-Beitritt wird kommen!»

Moritz Leuenberger, geb. 1946, Anwalt und Ex-Politiker, Ex-SP-Bundesrat im Uvek

★

«Langsam ist es an der Zeit, gegenüber der EU andere Saiten aufzuziehen. Vielleicht sollten wir jetzt auch einmal bilaterale Abkommen ausser Kraft setzen oder blockieren.»

Thomas Aeschi, geb. 1979, Schweizer SVP-Nationalrat und -Fraktionschef



*Spitzendiplomat de Wattenwille.*

«Es braucht jetzt unbedingt und dringend eine einvernehmliche Lösung mit der EU in der Zuwanderungsfrage sowie eine Einigung bei den institutionellen Fragen!»

Jacques de Wattenwille, geb. 1951, Schweizer Diplomat und Staatssekretär, EU-Chefunterhändler.



*FDP-Politikerin Markwalder.*

«Immer mehr Opinionleader sehen die Notwendigkeit einer EU-Mitgliedschaft der Schweiz ein. Die Schweiz sollte innerhalb der nächsten vier Jahre EU-Beitrittsverhandlungen aufnehmen» (2016).

Christa Markwalder, geb. 1975, Schweizer Juristin und FDP-Nationalrätin, mit dem Schmähpreis «Goldener Bremsklotz» ausgezeichnet

«Alles, was ich weiss: Meine Kinder werden dereinst den EU-Pass haben!»

Roger de Weck, geb. 1953, Ex-SRG-Generaldirektor

## Die Schweiz ohne EU

«Die Schweiz und Europa – ein schwierig zu definierendes Verhältnis.»

Hervé Alphand, 1907–1994, französischer Politiker und Diplomat

★

«Die Schweiz ist den EU-Politikern ein Stachel im Fleisch. Ein Land, das mitten in Europa liegt, der EU nicht beitreten will und trotzdem floriert, ist für die EU eine ständige Herausforderung. Bei einem Vergleich mit der Schweiz schneidet die EU nämlich nicht gut ab. Deshalb kann man nicht erwarten, dass sich die EU-Vertreter besonders freundlich gegenüber der Schweiz verhalten.»

Roland Vaubel, geb. 1948, deutscher Ökonom und emeritierter Professor an der Universität Mannheim

★

«In Brüssel starrt man gelegentlich auf die Karte der EU und ärgert sich immer mehr über das Schweizer Loch im Imperium.»

Jacques de Saussure, geb. 1952, Schweizer Privatbankier und Senior-Teilhaber der Pictet-Gruppe

★

«Ihr Schweizer lebt neben einem grossen betrunkenen Elefanten. Er wird bald umfallen. Und so ist es euer Unglück, dass ihr immer noch viel zu eng in die Euro-Zone eingebunden seid. Bewegt euch schleunigst weg!»

Willem Buitter, geb. 1949, niederländisch-amerikanischer Chefökonom der Citigroup



★

«Der Schweizer Bundesrat laboriert seit nunmehr dreissig Jahren an der Positionierung des Landes auf dem europäischen Kontinent und in der Welt herum, gibt dann und wann die eine oder andere Erfolgsposition preis, baut aber keine neuen komparativen Vorteile gegenüber dem Ausland auf. Die Schweiz ist in ihrem «Bilaterale um jeden Preis»-Mantra gefangen und ist insofern spieltheoretisch erpressbar. Das wird sich dringend ändern müssen!»

Konrad Hummler, geb. 1953, Schweizer Jurist und ehemaliger Privatbankier, Ex-Bankrat der Nationalbank

★

«Die Schweizer Wirtschaft wäre durchaus in der Lage, die Kosten einer Preisgabe der bilateralen Verträge zu tragen. Warum tut sie es nicht? Im Gegenteil: Viele unserer Politiker und Wirtschaftsvertreter schauen nur untätig zu, wie sich die einheimische Wirtschaftspolitik immer mehr in die Abhängigkeit der europäischen Wirtschaftspolitik begibt. Wann hört das endlich auf?»

Kurt Schiltknecht, geb. 1941, Schweizer Ökonom, langjähriger Professor an der Universität Basel und Ex-Chefökonom der Nationalbank

★

«Die Anzeichen verdichten sich, dass der Schweizer Bundesrat mit seiner Europapolitik



*Musiker Gölä.*

«Die Schweiz ist der EU zwar noch nicht beigetreten, aber unsere Regierung versucht immer wieder mit allen Mitteln, die Sache durch die Hintertür doch noch umzudrehen.»

Gölä, geb. 1968, Schweizer Rockmusiker



FDP-Präsidentin Gössi.

«Ich bin überzeugte Föderalistin und nicht bereit, mir von Bürokraten, die Tausende von Kilometern entfernt sind, vorschreiben zu lassen, wie wir unser Leben in den Gemeinden und Kantonen ausgestalten sollen.»

Petra Gössi, geb. 1976, Schweizer Politikerin, FDP-Nationalrätin und -Präsidentin

Bundesrat selber. Denn dieser hat das Gefühl, er müsse immer sagen, was die EU will. Und darum muss davor gewarnt werden, dass das Rahmenabkommen zu einem EU-Beitritt ohne Volksabstimmung führt. Dieses Abkommen liegt fast fertig verhandelt vor und lässt sich von Bundesrat und Parlament in kurzer Zeit durchpeitschen, ohne dass sich das Volk dazu äussern kann. Das bedeutet nichts anderes, als dass in der Schweiz ein Staatsstreich im Gange ist, mit dem man das Volk entmachtet. Solange jedoch das Volk nicht ernst genommen wird, müssen unsere Demokratiefreunde abgewählt und durch Demokratiefreunde ersetzt werden.»

Christoph Blocher



«Tatsächlich würden wir in der EU das Recht, unsere Dinge selbst zu bestimmen, verlieren. Aber wir haben ja die Wahlurne, wir können nein sagen, nein zu einer Organisation, die allein für die Herstellung von Schokoladenplätzchen so viele Paragraphen benötigt wie die Schweiz für ihre Bundesverfassung. Zu dem supranationalen Gebilde, das die Vaterländer in sich auflöst, wollen wir nicht gehören. Nie!»

Thomas Hürlimann, geb. 1950, Schweizer Schriftsteller und Dramatiker



«Die heutige EU ist zu einer Bedrohung jener Werte geworden, die sie hochzuhalten glaubt. Demokratie und Rechtsstaat verwildern in der EU, wegen der EU. Sie missachtet laufend ihre Regeln und trifft Entscheidungen, zu denen die Bürger nie befragt wurden: Euro, Staatsverschuldung, Asyl, Griechenlandhilfe, Sicherung der Aussengrenzen. So verkörpert die EU eine dauernde passive Drohung gegen alle, die sich ihren Interessen widersetzen wollen. Und jetzt will sich die EU die Schweiz unter den Nagel reissen. Sie verlangt, dass wir künftig automatisch europäisches Recht übernehmen. Happig ist, wie sich unsere Landesregierung vom fröhlichen Brüsseler Chefkommissar verführen lässt. Die Politiker in Bern, die immer noch den Anschluss an die EU suchen, sollten sich beeilen. Bald könnte es keine EU mehr geben, mit der die Schweiz ein institutionelles Rahmenabkommen schliessen kann.»

Roger Köppel, geb. 1965, Schweizer SVP-Nationalrat, Chefredaktor und Verleger der Weltwoche



«Immerhin zeigt sich je länger, je mehr, dass der Bilateralismus mit der EU irgendwann an seine Grenzen stösst. Brüssel ist offensichtlich immer weniger bereit, auf diesem Weg weiterzugehen. Realistischerweise muss man anerkennen, dass das Aushandeln von Dutzenden weiterer Abkommen mit der Schweiz für die EU auch technisch kaum mehr machbar ist.»

Urs Schwaller, geb. 1952, Schweizer Politiker, Ex-CVP-Ständerat, VR-Präsident der Post



«Die Schweiz kann in der europäischen Völkergemeinschaft nur als eigenständige Nation ge-



Star-Autor Houellebecq.

«Zur Wahl in Frankreich bin ich nicht gegangen. An der Demokratie werde ich mich erst wieder beteiligen, wenn ich, wie das Schweizervolk, über wichtige Sachfragen selber abstimmen kann.»

Michel Houellebecq, geb. 1958, französischer Starautor

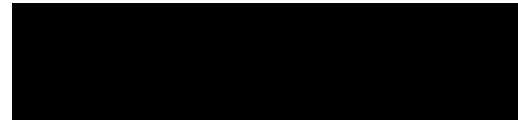
winnen. Der EU-Beitritt ist ein No-Go und steht nicht zur Debatte.»

Kathy Riklin, geb. 1952, Zürcher CVP-Nationalrätin



«Ich neige mehr und mehr zur Meinung, dass die Schweiz der EU nicht beitreten kann und darf.»

Jonathan Steinberg, geb. 1934, amerikanischer Historiker und Autor von «Why Switzerland?»



«Ein bisschen mehr Schweiz würde uns in Deutschland guttun. Von der Schweiz könnten wir lernen, in wichtigen Fragen Volksentscheide herbeizuführen. Da haben wir in Deutschland noch nicht die beste Kultur.»

Horst Seehofer, geb. 1949, deutscher CSU-Politiker, frischer, wenn auch zaudernder Bundesminister des Innern unter Merkel

auf Grund läuft. Seit Mai 2014 hat die Schweiz mit der EU endlose Verhandlungsrunden mit dem Ziel durchgeführt, ein Rahmen- oder Institutionsabkommen abzuschliessen – ohne dass man irgendetwas erreicht hätte. Von einem Ziel ist man heute weiter entfernt denn je. Wenn es nicht weitergeht – weshalb ändert man dann das Verhandlungsmandat nicht? Offensichtlich traut sich niemand in Bern, hinzustehen und zuzugeben, dass die Sache schiefgelaufen ist. Man fürchtet wohl, das Gesicht zu verlieren.»

Carl Baudenbacher, geb. 1947, Schweizer Jurist und ehemaliger Präsident des Efta-Gerichtshofes in Luxemburg



«Ich bin gegen die automatische Übernahme von EU-Recht, gegen die Guillotine-Klausel und gegen fremde Richter. Beim Rahmenvertrag würde ich die Reset-Taste drücken.»

Ignazio Cassis, geb. 1961, Dr. med., FDP-Bundesrat, Chef des Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA), vor seiner Wahl zum Bundesrat. Nach erfolgter Wahl galten all diese Zusicherungen nichts mehr.



«Warum lassen es die eidgenössischen Räte zu, dass der Bundesrat in der Europapolitik so planlos agiert, dass es an Stümperhaftigkeit grenzt? Da die Oberaufsicht über den Bundesrat dem Parlament obliegt, muss es jetzt die Regierung vehement in die Schranken weisen, wenn sie sich aufs Glatteis oder in Sackgassen manövriert.»

René Zeller (1962–2018) Schweizer Publizist und Chefredaktionsmitglied der Weltwoche



«Das Wichtigste ist, dass jetzt ein wirklich fähiger Diplomat nach Brüssel geht und nicht der

# Aufstieg auf den Everest

Er gehört zu den grössten Literaturkennern der Schweiz. Auf einem Spaziergang durch geschichtsträchtiges Terrain in seiner Wahlheimat Berlin redet Andreas Isenschmid über die wichtigsten Bücher seines Lebens. *Von Rico Bandle und Thomas Grabka (Bilder)*

8000 Bücher müssen weg. Zwei Drittel seiner Sammlung. Er will sie loswerden. Möglichst rasch. Aussortieren, Platz schaffen.

Bloss wie? Andreas Isenschmids private Bibliothek enthält zahlreiche wertvolle Bücher, darunter Erstausgaben und signierte Exemplare. Mit vielen Werken verbindet ihn eine persönliche Geschichte. Welche soll er behalten? Welche können weg? Seit der spontanen Entscheidung, Platz zu schaffen, beschäftigen ihn diese Fragen. «Das Verrückte ist, dass man für einst sehr teure Bücher kaum mehr Abnehmer findet.» Bücher seien schlicht nicht mehr gefragt. Ein langjähriger Schweizer Antiquar hat kürzlich gesagt, zurzeit finde die grösste Büchervernichtung der Menschheitsgeschichte statt. Isenschmid, der grosse Büchermensch, beteiligt sich nun auch daran. «Ja, das ist so.» Er lacht. Der Literatur-Maniac ist kein Kulturpessimist. Gelesen werde ja immer noch, wenn vielleicht auch nicht mehr so viel.

Andreas Isenschmid, 66, war Kulturchef beim *Tages-Anzeiger* und bei der *Weltwoche*, seit Jahrzehnten gehört er zu den renommiertesten Literaturkritikern im deutschsprachigen Raum. Vor siebzehn Jahren zog er mit seiner Frau nach Berlin, mittlerweile haben die beiden drei Kinder. Er arbeite heute «wie ein Privatgelehrter», sagt er. Nicht mehr einer Redaktion verpflichtet zu sein, sich ganz aufs Lesen und Schreiben konzentrieren zu können, ist für ihn der Idealzustand.

## Marx gibt er nicht weg

Wir treffen uns in seiner grosszügigen Dachwohnung in Charlottenburg, fahren dann mit dem Auto 45 Minuten nach Sacrow, dem Potsdamer Ortsteil, wo die Familie ein Wochenendhaus besitzt. Wobei Wochenendhaus eine Untertreibung ist: Es handelt sich um eine prächtige Backsteinvilla, umgeben von einem parkähnlichen Garten. Im Haus neben ihm wohnen die Nachkommen des Atomphysikers und späteren Friedensforschers Carl Friedrich von Weizsäcker, Bruder des einstigen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker. Einige Häuser weiter hat Entertainer Max Raabe sein Ferienhaus, und auch Jakob Augstein, Sohn von *Spiegel*-Gründer Rudolf Augstein, verbringt seine Wochenenden in der Nähe. Der grosse Publizist Frank Schirrmacher hatte hier seinen Wohnsitz bis zu seinem Tod 2014. Isenschmid weiss bei jedem Haus, wem es gehört, vorwiegend prominenten Persönlichkeiten. Darunter hat es auch einige Schweizer, zum

Beispiel die Kunsthändlerfamilie Feilchenfeldt oder Filmemacher Urs Egger («Gotthard»).

Das idyllisch gelegene Gebiet zwischen dem Sacrower See und dem Fluss Havel war während DDR-Zeiten abgesperrt für das normale Volk. Hier, direkt an der Grenze zu Westberlin, residierte eine parteinahe Elite, zusammen mit Ur-Sacrowern. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass Isenschmid ausgerechnet in einer einstigen Sonderzone des real existierenden Sozialismus sein Paradies gefunden hat. Während seines Philosophie- und Geschichtsstudiums in Basel war er ein überzeugter Kommunist, Mitglied der Poch. «Meine Freundin kam jeweils mit einem



*Wertvolle Schriften:* Isenschmids Bibliothek.

selbstgebackenen Kuchen, dann lasen wir gemeinsam Karl Marx.» Er zeigt im Schreibzimmer des Wochenendhauses das Regal mit den Marx-Engels-Werken, 44 Bände, blau eingebunden, herausgegeben vom «Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee

---

«Das Buch strahlt eine solche Ruhe aus, dass es mich dazu bringt, in einem anderen Rhythmus zu atmen.»

---

der SED». «Die werde ich nicht weggeben, die sind mit zu vielen Erinnerungen verbunden», sagt er. Seine Lizentiatsarbeit schrieb er über den marxistischen Philosophen und Mitbegründer der Kommunistischen Partei Italiens, Antonio Gramsci.

Auf die Zeit als Kommunist schaut er mit Heiterkeit zurück. Sie ist nichts, wofür er sich schämt. Noch heute finde er die Marx-Lektüre

anregend, selbst wenn er mit der Ideologie dahinter längst nichts mehr anfangen kann. Damals aber war der Sozialismus mehr als bloss eine intellektuelle Auseinandersetzung: «Ich glaubte wirklich daran, ich verteilte auch auf der Strasse die *Poch-Zeitung*.»

Wir machen uns bereit für einen Spaziergang, mit dabei ist Kira, der Appenzeller Sennenhund, den Isenschmid aus der Schweiz importiert hat. Erst geht es durch den Wald zum Sacrower See, nur drei Fussminuten vom Haus entfernt. Ein Gewässer in Stadtnähe mit unverbautem Ufer, «so etwas findet man in der Schweiz kaum mehr», sagt Isenschmid.

Eigentlich möchten wir ja über Literatur reden, über jene Bücher, die helfen, uns in dieser komplexen Welt zurechtzufinden. Unweigerlich kommen wir auf Marcel Proust zu sprechen, das Lebensthema Isenschmids. «Ich beschäftige mich jeden Tag mit ihm», sagt er. Proustianer, so nennen sich die obsessiven Anhänger des französischen Schriftstellers, die sich Tag und Nacht mit ihm beschäftigen könnten. Ähnlich wie die Dylanologen mit Bob Dylan. Man könnte es eine Religion nennen. Doch Isenschmid kann auch herzhaft über seine Leidenschaft lachen. Und er hat kein Problem damit, wenn jemand mit Proust nichts anfangen kann. «Entweder man ist von ihm fasziniert oder auch nicht.» Eine Haltung, die schlecht zu einem Religiösen passt. Trotzdem sagt er: «Proust hat in meinem Leben eine Bedeutung wie für andere die Bibel. Jede Lebenssituation ist darin abgebildet: Liebe, Tod, Krieg, Sex, Eifersucht, Antisemitismus und so fort.» Dass man nicht alles sofort verstehe, mache den Reiz erst aus: «Ein proustischer Satz über fünfzehn Zeilen ist eine Entdeckung wie Einsteins Relativitätstheorie.» Proust könne so sinnlich und so intelligent schreiben wie sonst niemand. Isenschmid kommt aus dem Schwärmen nicht heraus: «In vielen Lebenssituationen denke ich, was bin ich für ein stumpfer Mensch und was ist Proust für ein Wunder an Aufnahmefähigkeit.» Auch beim x-ten Mal Wiederlesen ziehe er stets neue Erkenntnisse daraus.

## Wenige Schweizer

Wir marschieren weiter in Richtung Havel, am Schloss Sacrow vorbei, das in der DDR eine Schule für Grenzwachthunde beherbergte. Die Tiere wurden darauf trainiert, Bürger zu jagen, die in den Westen flüchten wollten. An verschiedenen Stellen wird an jene Flüchtlin-



«Ich beschäftige mich jeden Tag mit Proust»: Literaturexperte Isenschmid mit der Appenzeller Sennenhündin Kira vor seinem Sommerhaus in Sacrow.

ge erinnert, die nicht von den Hunden, sondern von den Gewehrkugeln erwischte wurden. Direkt am Fluss steht die Heilandskirche, ein wunderbarer Backsteinbau im italienischen Stil. Bis kurz vor der Wende stand das schmutzige Gotteshaus abgesperrt in der Todeszone. Isenschmid ist nach jahrzehntelanger Absenz wieder der reformierten Kirche beigetreten. «Nicht, weil ich wieder glauben würde, sondern weil in der reformierten Kirche mein intellektuelles Fundament liegt.» Gerade angesichts der Debatte um den Islam sei es wichtig, sich seiner Wurzeln zu besinnen.

In der Heilandskirche fand auch die Trauerfeier für **Frank Schirrmacher** statt, den grossen Feuilletonisten. Vom Vorplatz aus sieht man die Glienicker Brücke, jene Grenzbrücke, wo im Kalten Krieg Ost und West ihre Gefangenen austauschten. Ihr Anblick hat Isenschmid am Vortag, kurz nach dem Ausscheiden Deutschlands an der Fussball-WM, zu einem spöttischen Beitrag auf Facebook bewogen: «Wie aus gewöhnlich zuverlässiger Quelle verlautet, werden morgen um 05.00 Uhr auf der Glienicker Bücke Löw und Merkel gegeneinander ausgetauscht.»



Dichter-Idol Proust.

Wenn wir schon in Sacrow seien, so wolle er auf die Briefe und Aufzeichnungen von **Dieterich Bonhoeffer** hinweisen, sagt Isenschmid. «Wer ein Buch sucht, das Trost spendet, dem kann ich «Widerstand und Ergebung» nur empfehlen.» Bonhoeffer war ein Berliner Theologe und eine bedeutende Figur des Widerstands gegen den Nationalsozialismus. In Sacrow traf er sich jeweils mit seinem Schwager und Kampfgefährten Hans von Dohnanyi. Die beiden wurden im September 1943 verhaftet, Bonhoeffer im April 1945 im KZ Flossenbürg erhängt. Bonhoeffer schrieb Briefe aus der Gefangenschaft, wissend, dass er mit grosser Wahrscheinlichkeit sterben würde. «Er teilt sich

mit, ganz ohne Verbitterung, und spendet den Adressaten Trost. Eine höchst eindrückliche Lektüre.» Bonhoeffers Haltung, sein Mut und seine Offenheit allen Fragen gegenüber – «das alles hat mich fassungslos gemacht».

Wer kommt in seinem persönlichen Literaten-Ranking nach Proust? «**Leo Tolstoi**», sagt Isenschmid, ohne zu zögern. Der Russe sei einiges einfacher zugänglich als Proust. «Tolstoi kann auch aus dem Nichts grosse Szenen kreieren.» Vor allem «Krieg und Frieden» sei

ein Meisterwerk: «Das ist der Versuch, in einem Roman die Gesamtheit eines historischen Moments abzubilden. Schlicht grossartig.»

#### «Malerei mit Worten»

Lesen Sie auch Schweizer Autoren? «Wenige», sagt er – um dann doch einige zu nennen. Von den Lebenden schätze er **Thomas Hürlimann**, **Alain Claude Sulzer**, **Martin R. Dean** und **Christoph Geiser**. Auch der Waadtländer Lyriker und Essayist **Philippe Jaccottet**, mittlerweile 93 Jahre alt, gehöre zu seinen Lieblingen. «Jaccottet beobachtet einen Regentropfen an der Fensterscheibe oder eine Blume an einem Frühlingstag, immer mit einem mystischen Blick. Wunderbar.» Das sei «Malerei mit Worten».

Zu etwa 50 Prozent liest er zeitgenössische Bücher («das fasziniert und erfrischt mich beständig»), seine wahre Zuneigung gilt aber den Klassikern. «Ich warte noch immer auf das Stelleninserat: «Gesucht: Kritiker von Dünndruckausgaben toter Autoren.» Dünndruck, so nennt man die Bücher mit fast durchsichtigem Papier, das oft bei Klassikerausgaben verwendet wird. Auf Französisch wird dieses Papier *papier bible* genannt, also Bibelpapier – ein passender Begriff für die Art, wie Isenschmid liest. «Es hat tatsächlich etwas Mönchartiges,



«*Intellektuelles Fundament*»: vor der Heilandskirche in der ehemaligen DDR-Todeszone.

sich so intensiv mit Texten auseinanderzusetzen.» Dicke Werke hat er lieber als schmale, tausend Seiten schrecken ihn nicht ab, im Gegenteil. «Ich mag diese Intensität, das Everest-hafte, gerade bei schwierigen Büchern.» Prousts siebenbändiges Hauptwerk «Auf der Suche nach der verlorenen Zeit» kommt ihm da gelegen: Es umfasst insgesamt 5400 Seiten (Suhrkamp-Ausgabe).

Die Bücher, die er für die *Zeit* bespricht, liest er nicht nur ein-, sondern zwei- oder gar dreimal. Zuletzt waren das unter anderem **Joshua Cohens** «Buch der Zahlen» und **Lisa Hallidays** «Asymmetrie». Cohens Roman hat die IT-Revolution zum Thema. «Mit den ausgebufftesten Erzählmethode setzt sich Cohen mitten ins Hirn jener Leute, die Google, Apple, Facebook und all die Sachen erfunden haben», sagt Isenschmid. «Wenn es eine Rechtfertigung braucht für Literatur, so findet man sie in dem 800-seitigen Buch dieses jungen Autors.» Auch von Lisa Hallidays Buch über ihre Beziehung zu Philip Roth ist er beeindruckt. Dass es sich um zwei US-Autoren handelt, dürfte kein Zufall sein. «Es ist schon bewundernswert, wenn heute noch so ausserordentliche Bücher geschrieben werden. Aber das ist schon selten.»

Isenschmid gibt sich nicht mit einer oberflächlichen Lektüre zufrieden. Er will alles begreifen, möglichst zum Kern vordringen. Der grösste Feind des konzentrierten Lesens ist die Ablenkung, die heute durch Mobiltelefone und das Internet besonders stark ist. «Ich als News-Junkie bin auch gefährdet», sagt er. Die grösste Störquelle bei ihm seien seine drei Kinder, die sich im Teenager-Alter befinden. Allerdings auch die grösste Inspiration: Kinder sind das beste Mittel, um die Bodenhaf-

tung nicht zu verlieren. Dass er erst mit fünfzig Jahren erstmals Vater geworden ist, erachtet er nicht als Nachteil. «Wenn Leute fragen, ob ich der Opa sei, dann sage ich jeweils: «Nein, der ältere Bruder.»» Oft schauten die Leute dann etwas verstört, nach einigen Sekunden werde dann gelacht.

#### Und die Frauen?

Viele Autoren kennt Isenschmid persönlich, zu einigen hatte er eine enge Beziehung aufgebaut, so zu den verstorbenen Autoren **Gerhard Meier** («Sein Werk ist ein grosses Musik-

#### Bereits mit fünfzehn Jahren hat er sein gesamtes Taschengeld für seltene Bücher ausgegeben.

stück»), **Lars Gustafsson** («Ihn vermisse ich am meisten») und **W. G. Sebald** («der grösste deutsche Stilist der Nach-Doderer-Generation»). Wenn es um Bücher geht, die einem helfen, das Leben zu bewältigen, so möchte er **Adalbert Stifters** «Nachsommer» hervorheben. «Dieses Buch strahlt eine solche Ruhe aus, dass es mich dazu bringt, in einem anderen Rhythmus zu atmen», sagt er. «An schwierigen Tagen kann ich es an irgendeiner Stelle aufschlagen, sieben Seiten lesen, und ich bin an einem anderen Ort.»

Für das Gespräch hat er sich eine Liste notiert mit für ihn wichtigen Autoren. Darunter sind auch die beiden Ungarn **Péter Esterházy** («Hochleistungsartistik der Sprache») und **Péter Nádas** («Jeder seiner Texte ist wie eine Operation am offenen Herz: Nichts bei ihm ist harmlos, entspannt, verspielt»). Was auffällt: Keine einzige Frau findet sich auf seiner Liste.

«Da erwischen Sie mich auf dem falschen Fuss», sagt Isenschmid. «Ich weiss auch nicht, weshalb das so ist.» Er erwähnt dann doch einige Autorinnen, die ihn beeindruckten. Darunter **Eva Menasse** («gleichzeitig süffig und giftig»), **Sibylle Berg** («sehr verspielt, sehr bitter, sehr treffsicher») und **Angelika Klüsendorf** («Schreibt mit Rasiermesser, jeder Satz geht unter die Haut»).

#### Der alte VW Käfer von Max Raabe

Auf dem Rückweg zum Wochenendhaus erzählt Isenschmid von seinen Begegnungen mit Kritikerpapst Marcel Reich-Ranicki, seinen Erfahrungen im SRF-«Literaturclub» unter Daniel Cohn-Bendit und Elke Heidenreich, seiner Beziehung zu Nachbar Frank Schirrmacher und seinem Verhältnis zum deutschsprachigen Feuilleton, für das er seit Jahrzehnten arbeitet. Dazwischen weist er auf einen alten VW Käfer am Strassenrand: «Das ist das Auto von Max Raabe. Er ist also hier.»

Zum Schluss besteht er noch darauf, zwei grosse Persönlichkeiten aus seiner Basler Heimat zu würdigen. Die Schriften des Theologen **Karl Barth** seien eine grossartige Lektüre, selbst wenn man dessen Glaubenserlebnis nicht teile. «Wie er im «Römerbrief» über und mit Gott redet, ist eine literarische Kraftaktion», sagt er. Mit welchem Ernst er Religion verhandle, sei gewaltig, gerade im Vergleich zur heutigen Drittweltgrüppchen-Religiosität. Noch bedeutender für ihn ist jedoch der Kulturhistoriker **Jacob Burckhardt**. Dessen Originaltexte seien für ihn als Basler hochspannend. Vor allem schwärmt Isenschmid von **Werner Kaegis** siebenbändiger Burckhardt-Biografie. «Das ist mein liebstes Buch, in Tat und Wahrheit eine der grössten Leseerfahrungen meines Lebens.» Anhand von Burckhardts Lebensweg erzählt Kaegi eine umfassende Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts. «Das Werk ist mir so wichtig, dass ich die sieben Bände einmal im Ferienhaus in Sacrow habe und einmal in der Berliner Wohnung. Es vergeht kein Monat, ohne dass ich darin oder in Burckhardts zehnbändiger Briefausgabe ein Kapitel wiederlese, immer bewegt und belehrt.»

Bei Isenschmid hat man oft das Gefühl, jedes Buch, über das er gerade spricht, sei das wichtigste, das grösste von allen. Seine Begeisterungsfähigkeit wirkt ansteckend. Man kann sich keinen besseren Botschafter für die dicken, zum Teil schwer zugänglichen Schinken vorstellen.

Isenschmid ist ein Besessener. Bereits mit fünfzehn Jahren habe er sein gesamtes Taschengeld für seltene Bücher im Antiquariat ausgegeben, erzählt er. Und jetzt möchte er wirklich zwei Drittel seiner liebevoll aufgebauten Bibliothek weggeben? «Ja», antwortet er überzeugt. Man glaubt es ihm erst, wenn die Bücher tatsächlich weg sind. ○



# Make Sweden Switzerland again

Schweden und die Schweiz waren wirtschaftlich einmal fast gleich auf. Dann fielen die Skandinavier zurück. Prominente Schweden fordern nun, dem Schweizer Vorbild zu folgen. *Von Katerina Janouch*

Eine der Parolen, mit denen konservative schwedische Politiker in diesem Sommer Wahlkampf betreiben (im September wird gewählt), lautet: «Macht Schweden wieder zur Schweiz!» Prominente Stimmen bezeichnen die Schweizer Demokratie als nachahmenswertes Vorbild, da die sogenannte schwedische Demokratie nur korrupte Politiker hervorgebracht habe, die das Land in eine falsche Richtung geführt hätten.

«Von einem Land wie der Schweiz können wir einiges lernen», sagt Ilan Sadé, der Vorsitzende der neuen liberal-konservativen Partei Medborgerlig Samling (bürgerliche Sammlung). «Natürlich muss man berücksichtigen, dass es historische und kulturelle Unterschiede gibt, aber wir könnten das Schweizer Modell an die schwedischen Verhältnisse anpassen. Wir sollten uns von diesem Vorbild inspirieren lassen.»

Der Jurist John Knutsson hat in einem längeren Artikel dargelegt, warum Schweden sich die Schweiz zum Vorbild nehmen sollte. Er erinnert daran, dass die beiden Länder früher einander recht ähnlich waren. Doch im Laufe der Zeit nahmen sie eine völlig andere Entwicklung. Ein grundlegender Unterschied ist die politische Verfassung. Schweden hat einen Ministerpräsidenten und eine Regierung, bestehend aus Ministern, die für diverse Ressorts zuständig sind. In der Schweiz dagegen gibt es keinen Regierungschef. Die politische Macht wird auf die sieben gleichberechtigten Mitglieder des Bundesrats aufgeteilt, und ein Mitglied dieses Gremiums fungiert für ein Jahr als Bundespräsident. Die Macht des Einzelnen ist beschränkt, Machtmissbrauch wird auf diese Weise verhindert.

## Doppelt so viel Vermögen

In Schweden muss die stärkste Partei, gegenwärtig die Sozialdemokraten, Rücksicht auf kleine Parteien nehmen, zurzeit auf die Grünen (Miljöpartiet), die auf 4 Prozent Wählerstimmen kommen, und die Linkspartei (Vänsterpartiet), und auf deren Bedürfnisse eingehen, um regieren zu können.

In der Schweiz sind Aussen- und Verteidigungspolitik Sache des Bundes, während für Polizei, Gesundheit, Finanzen und Bildungswesen die Kantone zuständig sind. Die Kantone sind weitgehend autonom, haben ihre eigene Verfassung, die grosse Unterschiede aufweisen können. Im zentralistisch regierten Schweden ist der öffentliche Sektor aufgebläht

wie ein hungriges Monster, das einen Haufen Geld verschlingt. Das System des kommunalen Finanzausgleichs bedeutet, dass wohlhabende Gemeinden die ärmeren unterstützen müssen, was für alle Beteiligten unvorteilhaft ist.

Ein guter Indikator für die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit eines Landes ist die Währung. 1971, vor mehr als 45 Jahren, waren die schwedische Krone und der Schweizer Franken nahezu paritätisch. Heute kostet ein Franken fast neun schwedische Kronen. Das liegt nicht nur an der Inflation. Die Schweiz ist in



*Guter Indikator für die Leistungsfähigkeit.*

dieser Zeit einfach reicher geworden, während Schweden deutlich zurückgefallen ist. 1968 erwirtschaftete Schweden das gleiche Bruttoinlandsprodukt wie die Schweiz. Heute beläuft sich das Pro-Kopf-BIP in der Schweiz auf 80 590 Dollar, in Schweden liegt es bei 53 217 Dollar. Der Gesamtwert aller in der Schweiz produzierten Waren und Dienstleistungen liegt also um zwei Drittel über dem Niveau, das die Schweden vorweisen.

Auch verfügen die wohlhabenden Schweizer über doppelt so viel Vermögen. In der Schweiz liegt die Arbeitslosigkeit deutlich unter dem OECD-Durchschnitt, in Schweden darüber. Die Schweiz schneidet in vielen Bereichen besser ab als Schweden – beispielsweise in der Altersversorgung, im Bildungswesen und im Gesundheitssektor.

Warum aber steht die Schweiz so viel besser da als Schweden? Dieser Frage nachzugehen, ist natürlich sehr aufschlussreich, und es erklärt auch, warum schwedische Konservative das Schweizer Modell so interessant finden. Eine Antwort ist in den unterschiedlichen politischen Strukturen der beiden Länder zu suchen. Beobachter weisen darauf hin, dass dies einer der grundlegenden Faktoren ist und dass sich Schweden stärker an der Schweiz orientieren sollte. Die schwedischen Politiker sind selbstbezogen und machthungrig geworden, sie denken nicht an das Gemeinwohl, an die Bürger, die sie schliesslich gewählt haben. Sie sind vielmehr treue Diener des Staates, den sie immer weiter ausbauen, um selbst noch mehr Macht zu haben. Für das Volk da zu sein, ist für sie nicht so wichtig.

## Keine wirkliche Demokratie

Bei den Politikern in der Schweiz ist das ganz anders. Die Schweizer haben eine Integrität, die man in Schweden vergeblich sucht. Die Schweden sind es gewohnt, dem Staat zu vertrauen, und deswegen statten sie die Politiker, die alle vier Jahre gewählt werden, mit sehr viel Macht aus. Aber, verglichen mit der Schweiz, ist Schweden heutzutage keine wirkliche Demokratie. Die schwedischen Politiker, geblendet durch ihre Macht, haben den Bezug zur Realität verloren. Die herrschende Elite ist schwach und unfähig, Entscheidungen zu treffen, die im Interesse des Landes sind. Deswegen erleben die Schweden eine Zeit zunehmender Konflikte, und es entstehen neue Oppositionsparteien. Die Probleme in diesem einst so ruhigen, friedlichen Land sind ausserordentlich kompliziert und nicht leicht zu lösen.

Viele Menschen wissen nicht, worin sich Schweden und die Schweiz unterscheiden. Die Nationalflaggen beider Länder weisen ein Kreuz auf, auch wenn sie ganz anders gestaltet sind. Frische Bergluft, Schnee und Wintersport können ein wenig verwirrend sein. Hoffen wir, dass das neue schwedische Modell mehr schweizerische Elemente enthalten wird. Hoffen wir, dass Schweden wieder wie die Schweiz sein wird, nicht nur formal, sondern vor allem durch die Fähigkeit, auch in schwierigen Zeiten als Nation zu bestehen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

# «Wir sind das Leitmedium»

Seit Eric Gujer Chefredaktor der *Neuen Zürcher Zeitung* ist, stehen er und sein Blatt unter scharfer Beobachtung. Die Linke wirft ihm einen harten Rechtskurs vor. Gujer über das Selbstverständnis und die politische Kultur der NZZ. Von Kurt W. Zimmermann

Sein Hochdeutsch ist perfekt. Seine Manieren sind tadellos. Er lächelt lieber, als dass er laut schallend lacht. Eric Gujer, 56, seit 2015 Chefredaktor der *Neuen Zürcher Zeitung*, ist der Typus des kontrollierten Intellektuellen, der nüchternes Nachdenken und nicht hitzige Emotion für die Leitlinie der Publizistik hält. Er ist seit dreissig Jahren bei der NZZ, nach dem Studium erst als Praktikant, dann als Korrespondent in der DDR, in Israel, in Moskau und in Berlin und zuletzt, vor dem Sprung an die Zeitungsspitze, als Leiter des Auslandressorts.

**Eric Gujer, wie gut kennen Sie den Ringier-Chefpublizisten Frank A. Meyer?**

Ich lese seine Artikel und freue mich, dass ich dann eine unabhängige und im positiven Sinn überraschende Stimme lese, obwohl oder vielleicht gerade weil wir immer wieder unterschiedlicher Ansicht sind.

**Wir fragen darum, weil Meyer Ihnen gegenüber grosse Anhänglichkeit beweist. Allein in den letzten zwölf Monaten schrieb er im *Sonntagsblick* neun Mal über Sie und die NZZ.**

Wenn Sie das nachgezählt haben, muss es stimmen. Ich jedenfalls führe keine Strichliste.

**Die Kritik zielt meist auf denselben Punkt. Sie und die NZZ hätten den liberalen Kompass verloren.**

Er kritisiert besonders eine «neoliberale Haltung». Er hält das für ein Schimpfwort, ich nicht. Im Kern geht es um ein unterschiedliches Staatsverständnis. Neoliberale wollen durchaus einen starken Staat, aber in dem Sinne, dass dieser den Rahmen setzt, in dem sich Individuen und Unternehmen frei entfalten können. Dieses Verhältnis muss man immer wieder austarieren.

**Nun beobachtet nicht nur das Haus Ringier Sie scharf. Es gab noch nie einen NZZ-Chefredaktor, der vom *Tages-Anzeiger* über die Zeit eine so hohe Präsenz in anderen Medien hatte.**

Vielleicht liegt es daran, dass es im Zug der Medienkonzentration immer weniger selbständige Redaktionen und daher immer weniger echte Chefredaktoren gibt. Der *Schweizer Journalist* schrieb dazu, dass immer weniger Inseln der Unabhängigkeit existierten. Er nannte die NZZ, die *Basler Zeitung* und die *Südschweiz*. Nun

schluckt Tamedia die *BaZ*. Ich glaube nicht, dass das Interesse wirklich meiner Person gilt, sondern der NZZ insgesamt, die jemand einmal als einen Exoten in der heutigen Medienlandschaft bezeichnete, weil sie mit rund 230 Redaktoren und Redaktorinnen noch alles selber mache, ohne Teil eines Unternehmens-Pools zu sein.

**Woher kommt diese Anteilnahme am NZZ-Redaktionsleben?**

Wir sind der weisse Rabe der Branche, weil wir nicht permanent sparen und umstrukturieren. Ich nehme das Interesse an uns zunächst einmal als Kompliment, weil es zeigt, dass wir unseren Anspruch einlösen: Wir sind das Leitmedium in der Deutschschweiz.

---

**«Wir sind der weisse Rabe der Branche, weil wir nicht permanent sparen und umstrukturieren.»**

---

Was wir schreiben, hat Gewicht – auch deshalb, weil man laut Umfragen der NZZ gemeinsam mit der SRG die höchste Glaubwürdigkeit zubilligt. Das ist eine Auszeichnung, aber auch eine Verpflichtung.

**Es ist dennoch seltsam. Wenn sich irgendein Chefredaktor kritisch zur SRG äussert, bleibt das ohne Resonanz. Wenn Sie das Wort «Staatsfunk» oder «Staatsmedien» verwenden, tobt ein tagelanger Entrüstungssturm.**

Ich habe darauf hingewiesen, dass man den Vorwurf der Staatsnähe provoziert, wenn man eine leistungsabhängige Konzessionsabgabe durch eine De-facto-Steuer ersetzt, der sich niemand entziehen kann. Das ist eine Art Staatsfinanzierung. Schlimmer noch finde ich allerdings das geplante Mediengesetz, das eine Förderung der elektronischen Medien vorsieht. Da gilt der alte Grundsatz: «Wer zahlt, befiehlt.» Die Abhängigkeiten, die da entstehen werden, sind ein Schritt in Richtung einer Staatsmedienlandschaft, in der die Medien staatlich alimentiert werden.

**Zweites Beispiel. Wenn sich irgendein Chefredaktor kritisch zu Angela Merkels Migrationspolitik äussert, bleibt das ohne Resonanz. Wenn Sie das tun, heult das links-grüne Lager auf.**

Die NZZ hat seit September 2015 die deutsche Politik der offenen Grenzen sehr konse-

quent kritisiert und davor gewarnt, dass eine ungesteuerte Migration das Land überfordert und Gegenreaktionen hervorruft. Das haben die Anhänger der Willkommenskultur natürlich nicht gerne gelesen. Aber die Entwicklung der letzten Jahre, der Einzug der AfD in den Bundestag und der sich abzeichnende Zusammenbruch des traditionellen Parteiensystems, bestätigt unsere Sicht.

**Warum polarisieren Sie dermassen?**

Das Polarisieren um des Polarisierens willen überlasse ich lieber anderen. Die können das besser. Ich habe bestimmte Überzeugungen, und für die trete ich ein.

**Und polarisieren Sie gern?**

Ich habe keinen Ehrgeiz, in dieser Disziplin eine Medaille zu gewinnen.

**Gehen wir ein paar Angriffe auf Sie und Ihr Blatt einmal durch. Der *Tages-Anzeiger* rückt Sie unter dem Titel «Nach Deutschland, nach rechts» weit in die rechte Ecke.**

Ich fand den Artikel, um es vorsichtig zu formulieren, nicht besonders differenziert. Aber so funktioniert halt Thesenjournalismus. Wer es gerne simpel mag, wird dort gut bedient. Vielleicht haben sich die Kollegen aber auch bloss geärgert, dass die NZZ in Deutschland ein eigenes Produkt lanciert hat und selbstbewusst mit dem anderen, dem Schweizer Blick aufs Nachbarland wirbt. Der *Tages-Anzeiger* hingegen bezieht seinen Auslandteil von der *Süddeutschen Zeitung* und verbreitet so den deutschen Blick in der Schweiz.

**Im Text erschienen Sie schon fast als völkischer Neonazi. Woher kommt diese Aggressivität?**

«Erste Regel: Wenn Journalisten die Kontrolle verlieren, dann verlieren sie die Kontrolle über die Worte. Zweite Regel: Wenn Journalisten die Kontrolle verlieren, dann geht es nicht nur um Journalismus»: Zitat *Weltwoche*. Auf der Redaktion des *Tages-Anzeigers* herrscht eine gewisse Verbitterung, dass diese stolze Zeitung in einem Pool von Regionalblättern aufgegangen ist, dem neben dem einstigen Flaggsschiff links-liberaler Publizistik auch sehr lokale Titel wie das *Thuner Tagblatt* angehören. Die Enttäuschung führt offensichtlich zu Übersprungshandlungen.

**Warum sind Sie mitunter so empfindlich?**

Ich bin überhaupt nicht empfindlich, deshalb rede ich ja auch mit Ihnen. >>>



«Heute wird viel mehr auf den Mann gespielt»: NZZ-Chef Gujer.

**Besonders innig kümmert sich auch die Wochenzeitung um Sie. «Die Angst geht um auf der NZZ» konnte man da beispielsweise lesen.**

Vom früheren Herausgeber und Chefredaktor der *Zeit*, Theo Sommer, habe ich den Spruch: «Journalismus heisst, erst total zu vereinfachen und dann gnadenlos zu übertreiben.» Die *Wochenzeitung* zeigt jedenfalls immer wieder, was passieren kann, wenn man diesen Spruch allzu wörtlich nimmt.

**Ist der Journalismus aggressiver geworden?**

Ich glaube nicht, dass er aggressiver geworden ist. Man hat sich auch früher nicht geschont. Was anders ist: Es wird heute viel mehr auf den Mann gespielt.

**Richtig an der Wochenzeitung-Einschätzung war zumindest: Kein anderer NZZ-Chefredaktor vor Ihnen hat so viele Leute entlassen.**

Als ich im März 2015 das Amt antrat, fand ich eine wirtschaftliche Situation vor, die ein sofortiges Eingreifen erforderte. Dazu gehörte leider auch ein Stellenabbau im einstelligen Bereich. Seither machen wir das, was jedes verantwortungsbewusste Unternehmen in einer Transformationsphase machen sollte: Wir bauen Stellen in Zukunftsfeldern auf und bauen an anderen Orten ab. Deshalb haben wir zusätzliche Stellen für Datenjournalismus und redaktionelles Programmieren geschaffen und etwa unser Korrespondentennetz um einen Posten für das Silicon Valley erweitert.

**Ihre Vorgänger haben personelle Entschiede noch wie der Teufel das Weihwasser gescheut. Sie haben sich hingegen unbeliebt gemacht.**

Gibt es einen Chefredaktor, der auf der Redaktion rundum beliebt ist? Ich glaube, er würde sein Jobprofil verfehlen. Die Medienbranche ist im Umbruch – den muss man gestalten. Das führt dazu, dass man Entscheide fällt, die nicht alle gutheissen.

**Die Kritik von links zielt oft auf kommerzielle Überlegungen: Sie würden das rechte Spektrum abgrasen, weil Sie dort auf Leserwachstum hoffen.**

Die NZZ ist weder rechts noch links, sondern bürgerlich-liberal. Und wir glauben daran, dass erstens der Streit der Meinungen unverzichtbar ist und dass es zweitens auch bei aller Auseinandersetzung möglich ist, der Gegenseite mit Respekt zuzuhören. Eine Tugend, die angesichts der Dauer-Erregung in den sozialen Medien allerdings seltener wird.

**Also, wie gut geht es der NZZ?**

In Anbetracht der harten wirtschaftlichen Rahmenbedingungen ziemlich gut. Wir wachsen sowohl bei den zahlenden Kunden als auch beim Lesermarktumsatz. Bei der verkauften Auflage sind wir seit eini-

gen Jahren besser unterwegs als die deutschsprachige Konkurrenz.

**Sie haben eine verkaufte Auflage von etwas über 100 000. Zu den besten Zeiten war es eine von 160 000. Da kommen Sie wohl nie mehr hin.**

Wer es als Medienunternehmen versteht, die Digitalisierung für sich auszunutzen, hat echte Wachstumschancen. Denn Digitalisierung heisst ja, dass man sehr viel einfacher und billiger, ohne teure Vertriebsorganisation und ohne Rücksicht auf Ländergrenzen, Leser und Leserinnen erreichen kann. Dazu braucht man allerdings eine starke Marke, wie die NZZ ist. Die *New York Times* macht es vor. Sie hat die Zahl ihrer *digital-only*-Abonnenten von 300 000 im Jahr 2011 auf über zwei Millionen gesteigert. Medienunternehmen können

---

**«Wir haben unser bürgerlich-liberales Profil geschärft, das ist alles.»**

---

dank Digitalisierung neue Leser und Abonnenten finden. 160 000 zahlende Kunden sind für uns nicht unerreichbar.

**Die NZZ verdient kein Geld, sondern kann froh sein, wenn Sie eine schwarze Null schreibt. Das muss einen Mann der Wirtschaft wie Sie ziemlich ärgern.**

In unserem Geschäftsbericht können Sie nachlesen, dass der Geschäftsbereich NZZ Medien, also die NZZ und die *NZZ am Sonntag* zusammen, in den letzten Jahren jeweils knapp sieben Millionen Franken Reingewinn erwirtschaftet hat. Die NZZ leistet hierzu einen signifikanten, positiven Beitrag. Auch 2018 werden wir einen Gewinn ausweisen und gleichzeitig weiter in die digitale Transformation investieren.

**Nun hat man aber auch den Eindruck, Ihre Aktionäre wollten gar nicht, dass die NZZ kräftig Geld verdient.**

Die allermeisten Aktionäre halten die Aktien aus ideellen Gründen, um die Qualitätspublizistik in der Schweiz zu stärken. Die Aktionäre und die Mitarbeiter bilden das, was man auf Neudeutsch eine Community nennt, die für die liberale Sache streitet. Um noch ein anderes Wort neueren Datums zu gebrauchen: So sehr unterscheidet sich das nicht von Crowdfunding; Menschen unterstützen aus Überzeugung und mit namhaften Beträgen ein bestimmtes Anliegen.

**Interessant ist, wie Ihre Zeitung auf einmal in Deutschland zu einem Thema wurde. Das scheint Ihre strategische Stossrichtung zu sein.**

In Deutschland fehlt eine liberale Stimme. Die wachsenden Zugriffszahlen aus Deutschland auf NZZ.ch deuten auf ein attraktives Potenzial für unsere Inhalte und Produkte hin, das wir zu erschliessen versuchen. Die gezielte Bearbeitung des deut-

schen Marktes ist tatsächlich eine unserer strategischen Stossrichtungen.

**Geschätzte siebzig Prozent Ihrer Leitartikel drehen sich um deutsche Politik und um Angela Merkel. Da scheint der Chefredaktor ein Hobby gefunden zu haben.**

Je ein Viertel meiner samstäglichen Leitartikel widmete ich in den letzten Monaten den USA und Deutschland. Die andere Hälfte bestritt ich mit Schweizer Themen, der Zukunft der EU oder dem Umgang mit Populisten. Ich hoffe, dass ich das richtig im Kopf habe. Darüber hinaus schreibe ich eine wöchentliche Kolumne für unsere digitale Länderausgabe in Deutschland. Aber lassen wir die Erbsenzählerei beiseite. Deutschland ist ein wichtiger Nachbar der Schweiz. Dieser Nachbar befindet sich in einer politischen Krise. Zwar glaube ich, dass Angela Merkel bis zum Ende der Legislaturperiode Kanzlerin bleiben wird, aber sie und ihre Regierung sind geschwächt. Das führt zur Stagnation mit Auswirkungen auf die Schweiz, und die muss man analysieren.

**Auch in Deutschland sind Sie auf einmal ein politischer Faktor. Das war die NZZ vor Ihnen dreissig Jahre lang nie. Der Norddeutsche Rundfunk (NDR) stellte es dar als «Rechtspopulismus im intellektuellen Gewand».**

In Deutschland herrschte in den letzten Jahren ein Meinungsklima, in dem klar definiert war, was man sagen konnte und was nicht. Politik und Medien waren relativ homogen. Wer sich davon abhob, und sei es nur durch ein klares Bekenntnis zum Liberalismus in einem staatsgläubigen Land, wurde schnell abgestempelt und galt als rechts. In der direkten Demokratie ist das anders. Sie ist ein permanentes Selbstgespräch des Volkes, da lassen sich Sprachtabus nur schwer durchsetzen.

**Dennoch: Ist die NZZ unter Ihnen nach rechts gerutscht, oder was ist passiert?**

Wir haben unser bürgerlich-liberales Profil geschärft, das ist alles.

**Womöglich ist auch die FDP, Ihre jahrhundertelange Verbündete, zu sehr nach links gerutscht.**

Ich würde eher sagen, die FDP hält sich einigermassen erfolgreich in der vernünftigen Mitte. SP und SVP hingegen haben einen Hang zur Polarisierung an den Polen, und es wird spannend sein, zu sehen, ob sie diese Neigung auch in der Europapolitik zusammenführt: ob sich die Sozialdemokraten, um die flankierenden Massnahmen zu retten, der Fundamentalopposition der SVP gegen das Rahmenabkommen mit der EU anschliessen. Ich halte die flankierenden Massnahmen für ein Placebo, das nur neue Probleme schafft.

**Sind Sie eigentlich freisinniges Parteimitglied?**

Nein.

## Erleben wir generell eine gesellschaftliche Rückkehr zu konservativen Werten?

Die Linke analysierte die Globalisierung im Rahmen ihres traditionellen Klassenansatzes: «Wir da unten, die da oben.» Heute steht jedoch die Frage im Zentrum, wie Gesellschaften ihre Identität bewahren können, und ganz generell, in welchem Umfang der Nationalstaat noch souverän ist. Denn die meisten Bürger betrachten aller kosmopolitischen Romantik zum Trotz den Nationalstaat als den Schutzraum, der garantiert, dass sie so bleiben können, wie sie sind. Ein vernünftiger Umgang mit den Herausforderungen der Globalisierung heisst einerseits, dass man Antworten auf die Ängste vor einem Identitätsverlust findet, weshalb ich für ein Burkaverbot eintrete. Die Vollverschleierung ist für mich ein Symbol für den Gestaltungsanspruch eines politisierten Islam. Zugleich aber muss man die Vorteile der Globalisierung sehen, etwa den freien Austausch von Waren, Ideen und Personen. Das, und da rechne ich die Personenfreizügigkeit mit der EU hinzu, hat der Schweiz Wohlstand gebracht. Wir dürfen nie vergessen, dass die Globalisierung zwei Seiten hat.

## Linke Politik ist fast überall auf dem Rückzug: in Deutschland, Italien, Osteuropa, Skandinavien. Haben linke Rezepte ausgedient?

Die einst linke Globalisierungskritik wurde unterdessen von rechts gekapert. Der Soziologe Didier Eribon hat beschrieben, wie in Frankreich die kulturelle Hegemonie der Linken im Arbeitermilieu gebrochen wurde. Erst beklagten die Arbeiter die Konkurrenz durch Einwanderer am Arbeitsplatz. Danach verdrängten die muslimischen Migranten die Einheimischen aus ihren Wohnquartieren. Spätestens dann schimpften die Arbeiter über die Islamisierung Frankreichs und wählten den Front national. Die neue Lifestyle-Linke versteht sich nicht mehr als Anwalt der Unterprivilegierten. Sie greift auch nicht deren Ängste auf, sondern hat andere Themen wie politische Korrektheit und Genderfragen. Im 21. Jahrhundert ist nicht die soziale Zugehörigkeit das wichtigste Unterscheidungskriterium, sondern der Pass: ob man in der reichen Schweiz geboren wurde oder in Afrika, statt der sozialen also die ethnische und nationale Frage. Darauf hat die Linke keine Antwort.

## Wir erleben zwar einen Rückzug der Linken, aber dennoch einen Vormarsch der politischen Korrektheit. Kann die NZZ noch geradeaus schreiben, was sie denkt?

Das Geradeaus-Schreiben ist deshalb eigentlich gar nicht so schwer, denn selbst in Deutschland wird der Diskurs breiter. Das rot-grüne Milieu büsst gerade die Luft-

hoheit in den Diskussionen ein. Man muss in solchen Umbruchzeiten nur aufpassen, dass man nicht die einen Scheuklappen durch andere ersetzt.

## Aber es gibt Einschüchterungsversuche. Oder lässt es Sie kalt, wenn siebzig Professoren und Professorinnen per Brief gegen Entlassungen in Ihrem Feuilleton und dessen «politische Öffnung am rechten Rand des Liberalismus» protestieren?

Die NZZ unterhält eines der wichtigsten Feuilletons im deutschsprachigen Raum. Darum sind Vorgänge im und um das Feuilleton Gegenstand intensiver Beobachtung im Kulturbetrieb. Alles andere wäre ein Armutszeugnis für uns. Das war übrigens schon früher so, denken Sie nur an das nicht

---

## «Eine pluralistische Gesellschaft ist keine steinzeitliche Horde.»

---

immer spannungsfreie Verhältnis zu Max Frisch. Ich glaube auch nicht, dass die Unterzeichner des Briefes einen Einschüchterungsversuch beabsichtigten. Wir haben es jedenfalls nicht so aufgefasst, sondern als Zeichen des Engagements für die NZZ. Immerhin sind die meisten Unterzeichner auch Autoren des Feuilletons.

## Generell hat die gesellschaftliche Toleranz ja rapide abgenommen. Es ist erstaunlich, wie schnell von der einen Seite «Lügenpresse» und von der anderen Seite «Nazi» gerufen wird.

Die amerikanische Professorin Amy Chua spricht von «tribalism»: Linke und Rechte bilden Stämme, die den anderen und seine Argumente nur deshalb ablehnen, weil er zu einem anderen Stamm gehört. Verständigung ist so nicht mehr möglich. Menschen neigen dazu, andere Menschen einzuteilen in Freund und Feind. Wir sind eben Hordenwesen. Doch wir sollten der Natur nicht zu fest nachgeben. Eine pluralistische Gesellschaft ist keine steinzeitliche Horde. Wir müssen zur Verständigung fähig bleiben und die polarisierenden Kräfte mit ihren Feindbildern in die Schranken weisen.

## Applaus bekommen Sie hingegen von bürgerlichen Blättern. Die Bilanz rühmt, dass Sie «politisch rechts der Mitte, wirtschaftsliberal, staats skeptisch» seien. Die Basler Zeitung porträtiert Sie als «Der Unverständene», als Mann der klaren Konturen.

Ich fühle mich eigentlich von den Leserinnen und Lesern der NZZ ganz gut verstanden, was selbstverständlich Kritik ebenso einschliesst wie Beifall. Aber ein Chefredaktor ist nichts ohne die Redaktion, und die bekommt in letzter Zeit viel Lob. Ich jedenfalls höre oft, dass die Zahl der Beiträge, die man auf keinen Fall verpassen dürfe, gewachsen ist. Und die

Zahlen unserer Leserforschung bestätigen das. Die durchschnittliche Lesedauer hat in den letzten Jahren zugenommen und liegt bei einer Stunde je Ausgabe. Das ist im Tageszeitungsvergleich ziemlich einzigartig.

## Nun erleben wir ja auch in den Medien zunehmend einen Lagerwettkampf. Links gegen rechts, die Guten und Gerechten gegen die Bürgerlichen und die Bösen.

Viele Journalisten reagieren in dem aufgeheizten Meinungsklima in einer Weise, die ihre Glaubwürdigkeit unterminiert. Sie machen sich mit ihren Gegnern gemein, indem sie ebenfalls mit Wortkeulen zuschlagen. Wenn sie nur lang genug eine hysterische Stimmung anheizen, sind die Medien irgendwann tatsächlich keine Organe der Aufklärung mehr, sondern Vehikel der Verdummung und Vernebelung. Kulturkampf und Sprachtabus sind nicht Sache der NZZ.

## Hat die NZZ-Redaktion überhaupt ernsthafte Konkurrenten?

Wenn wir uns vergleichen, schauen wir primär auf ausländische Medien. Das ist eine *Süddeutsche Zeitung*, die sehr gut gemacht ist, das ist eine *Frankfurter Allgemeine* von ihrer inhaltlichen Tiefe her, das ist auch eine *Financial Times* mit ihrer ökonomischen Kompetenz. Das sind unsere Benchmarks.

## In der Schweiz haben Sie keine Konkurrenz?

Nein, in unserem Segment nicht.

## Ist das nun die Arroganz des Chefredaktors oder eine Markteinschätzung?

Das ist, so hoffe ich, eine korrekte Markteinschätzung.

## Die anderen haben keine Chance gegen Sie?

Aber natürlich. Im Wettbewerb hat jeder mit einem konkurrenzfähigen Produkt eine Chance. Jede Position, die man sich erarbeitet hat, kann erodieren. Daher sage ich immer wieder, dass es schwierig ist, Topniveau zu erreichen, aber dass es nicht einfacher ist, dieses zu verteidigen. Darum sind wir wachsam und möchten eines gewiss nicht sein, nämlich arrogant. Dann verliert man die Fähigkeit zur Selbstkritik. Ohne sie ist auf Dauer kein guter Journalismus zu machen.

## Gestatten Sie zum Schluss noch einen kurzen Boulevardteil. Wie kam es eigentlich, dass Sie in Deutschland aufgewachsen sind?

Mein Vater, ein Zürcher Wirtschaftsanwalt, nahm in Deutschland eine Stelle als Geschäftsführer eines Unternehmens in der Nähe von Baden-Baden an.

## Welches Auto fahren Sie?

Einen Volkswagen.

## Was tun Sie, wenn Sie nicht arbeiten?

Sport und Bücher.

## Und wie viel verdienen Sie?

Die Prinzipien der *Weltwoche* scheinen biegsam zu sein. Sonst treten Sie doch immer für Datenschutz und das Bankgeheimnis ein. Das finde ich löblich. ○



«Manchmal bin ich mehr links, manchmal eher rechts»: Schriftsteller Lobe.

## In Douala hat er Heimweh nach Genf

In «La Trinité bantoue» schreibt Max Lobe über das berühmte Plakat mit den schwarzen Schafen. Der spektakulärste Doppelbürger der Schweizer Literatur spricht über sein Heimatland Kamerun, über seine Erfahrungen mit Rassismus und die «SVP-Neger». Von Jürg Altwegg

Als er vor einem Jahrzehnt das ominöse Plakat der SVP sah, brach er in schallendes Gelächter aus. Das Bild von den schwarzen Schafen hatte auch sein Vater regelmässig verwendet. Damals war Max Lobe noch ein Kind und lebte mit seiner Familie in Kamerun. Diese gehört nicht zur Oberschicht, aber zum gehobenen Mittelstand. Der Sohn konnte studieren, mit sechzehn machte er in seiner Heimatstadt Douala die Matur. «Ich hatte immer eine Krankenkasse, das ist in Kamerun keine Selbstverständlichkeit.»

Seine Schwester lebte bereits im Tessin. Kehrete der Vater von seinen Besuchen nach Hause zurück, brachte er Schokolade und Nutella mit. Dies und die sprichwörtliche Sauberkeit prägten Lobes Vorstellung von der Schweiz. «Meine Schwester schwärmte vom Bahnhof, wo man ein *Glacé* essen könne, auch wenn es auf den Boden gefallen ist.» Auch mit dem Klischee von Geld und Gold brachte er das Land in Verbin-

dung: «Mit dem Geld der anderen, das die Schweiz in ihren Tresoren verwahrt. Vor allem dem Geld der afrikanischen Potentaten.»

Mit achtzehn kam Lobe, Jahrgang 1986, in die Schweiz. In Lugano studierte er Journalismus und Kommunikationswissenschaften. Danach machte er einen Master am Hochschulinstitut für öffentliche Verwaltung in Lausanne. Dabei kann man sich Max Lobe bei aller Aufgeklärtheit nur mit sehr viel Fantasie als eidgenössischen Beamten vorstellen, zu sehr geht er in seiner Berufung auf: Es ist das Schreiben.

### Voller Tragödien und Komik

Seine Romane sind autobiografisch geprägt und politisch ausgerichtet: «In jedem Buch steckt ein wenig bis sehr viel von mir. Ich gehe von persönlichen Erfahrungen aus und vermische wahre Begebenheiten mit erfundenen.» Der sensationelle Durchbruch kam mit seinem

zweiten Roman, «39 rue de Berne», in Genf angesiedelt, wo er inzwischen lebt. «Es geht um eine Liebesbeziehung, die scheitert – und nur weil es sie in meinem Leben gab, habe ich die Geschichte geschrieben.» Sie spielt im Pâquis-Viertel, «einem Quartier wie die Langstrasse in Zürich», im Milieu der Sans-Papiers aus Afrika und der Prostitution. Der Autor zeichnet ein farbiges Porträt dieser Aussenseitergesellschaft. Der Roman voller Tragödien und Komik ist gleichzeitig die *éducation sentimentale* eines jungen schwarzen Homosexuellen.

«39 rue de Berne» erntete hymnische Rezensionen. Lobe wurde mit dem «Prix du roman des Romands» ausgezeichnet, erhielt Stipendien, Werkbeiträge und 50 000 Franken von einer Stiftung. Er wurde zu Lesungen und Vorträgen eingeladen, er schreibt Artikel und unterrichtet in Schriftsteller-Ateliers. Ein paar Jahre lang konnte er von seinen Honoraren le-

ben. Pro Helvetia schickte ihn als Botschafter der Schweizer Literatur – für die er auch bei der Genfer Buchmesse verantwortlich ist – um die halbe Welt. 2012 war er unser Dichter am Frankophonie-Gipfel im Kongo.

«Wo immer ich hinkam, das Interesse an der Schweiz war gross.» Er hat sie zweifellos würdig vertreten: «Ich kenne und ich liebe sie. Jeden Kanton habe ich besucht, als ich mir das Generalabonnement leisten konnte. Mein Freund ist Bündner. Ich habe Freunde im Wallis und in St. Gallen. Die Schweiz ist mein zweites Zuhause.» Leidenschaftlich, sagt er, interessiere er sich für Politik: «Ich will keine politische Karriere machen, aber ich nehme an allen Wahlen und Abstimmungen teil. Manchmal bin ich mehr links, manchmal eher rechts, aber stets von der Mitte aus.»

Erst in der Schweiz ist Max Lobe bewusst geworden, «dass ich ein Schwarzer bin. In Kamerun war das eine Selbstverständlichkeit, der Normalfall, kein Thema.» Mit seiner Hautfarbe haben seine prägendsten Erfahrungen als Delegierter der Schweizer Kulturpolitik zu tun: «Weil ich schwarz bin, erwarten alle von mir, dass ich die Schweiz als rassistisch bezeichne. Diesem Anspruch verweigere ich mich. Ich erkläre den Zuhörern das politische System. Ich will ihnen vermitteln, was das Land ausmacht, wie es funktioniert. Ich habe immer auch versucht, das Resultat der Abstimmung zur Masseneinwanderung zu erklären. Dass es in der Schweiz Arbeitslosigkeit gibt, in den Kantonen Genf und Tessin viele Grenzgänger, dass das Lohndumping eine Realität ist.» Als Vermittler wie als Schriftsteller wolle er komplexe Realitäten darstellen. Und lieber Brücken bauen als Gräben vertiefen. «Und vor allem sage ich den Besuchern immer und jedes Mal: «In der Schweiz hat das Volk das letzte Wort.»»

Max Lobe genoss das Leben aus dem Koffer, in Hotels und in Flugzeugen. Die Kongresse und Konferenzen. «Es ist mit Privilegien verbunden. Aber auch ermüdend.» Lobe, bestens ausgebildet, suchte eine «normale» Arbeit. Seine Ernüchterung war gross, als er feststellen musste, wie schwierig das ist: «Schreiben ist meine Arbeit, aber es ist fast unmöglich, davon zu leben. Es braucht einen Job, einen Brotberuf daneben, der einem die Freiheit zum Schreiben gibt. Darum habe ich mich bemüht – bislang erfolglos. Ich habe den Eindruck, dass man hierzulande den Schriftstellern misstraut und nicht glaubt, dass sie ganz normal arbeiten können.»

Was heisst Rassismus? Diese Frage habe er sich durchaus gestellt, und er ist zu folgender Antwort gelangt: «Hätte man mir gegenüber anders reagiert, wenn ich ein Weisser wäre? Es gab zwei, drei Vorfälle in meinem Leben, in denen das möglicherweise der Fall war. Ich verschliesse keineswegs die Augen vor rassistischen Ausfällen, die es durchaus gibt. Aber ist es der Grund für die Tatsache, dass ich keine Arbeit gefunden habe? Ich ziehe es vor, mir

diese Vorstellung gar nicht erst in den Kopf zu setzen.»

Das ominöse SVP-Plakat habe er jedenfalls nicht als rassistisch empfunden, auch habe er das schwarze Schaf in keiner Weise mit seiner Hautfarbe in Verbindung gebracht. Als Experte in politischer Kommunikation hält er es sogar für sehr gelungen: «Ein paar Wochen bevor es aufgehängt wurde, hatte Bundesrat Blocher in der Türkei das Antirassismogesetz der Schweiz kritisiert. Das war der Kontext – und der Absender war die SVP. Dieser Zusammenhang hat die Wahrnehmung bestimmt.» Ohne das SVP-Logo hingegen hätte das Plakat seiner Meinung nach wohl keinen grossen Wirbel erzeugt.

Lobe hat die Plakat-Affäre in seinem Roman «La Trinité bantoue» verarbeitet. Mwana, ein junger homosexueller Bantu, sucht Arbeit in

---

### «Weil ich schwarz bin, erwarten alle von mir, dass ich die Schweiz als rassistisch bezeichne.»

---

Genf. Er hat einen Freund, den rothaarigen Ruedi. Jede Woche fährt er ins Tessin, um seine an Krebs erkrankte Mutter zu besuchen. Im Zug begegnet er wohlwollenden Schweizern, die ihm versichern, dass sie rein gar nichts gegen «schwarze Schafe» hätten. Frau Bauer, die eine «selbstgestrickte Jacke aus recycelter Schafwolle» trägt und unter deren Obhut Mwana ein Praktikum absolvieren muss, ist links, Feministin und Antirassistin. Während Wochen bemüht sie sich, eine «Regenbogen-Demonstration» gegen das SVP-Plakat zu organisieren. Mwanas fromme Schwester arbeitet als Putzfrau im Spital von Lugano und weiss mehr über die Krankheit der Mutter, als die Ärzte den Kindern mitteilen. Die «Medizin der Weissen» hilft genauso wenig wie die «Mittel der Medizin bei uns». So ganz anders als die Sitten und Bräuche der Bantus sind jene ihrer fernen «Vettern, der Helvetier» auch wieder nicht.

«Die Figuren stammen aus meiner Familie und aus meinem Freundeskreis, aber die Porträts sind natürlich überzeichnet», sagt Lobe. Der witzige Roman wurde, wie die meisten seiner Bücher, mehrfach übersetzt. Nur in der Landessprache Deutsch, die der Schriftsteller ebenfalls spricht, sind die Texte nicht erschienen. Die Frage, ob er als Schwarzer und Einwanderer legitimiert sei, über die schwarzen Schafe zu schreiben, habe er sich sehr wohl gestellt. Ein Schriftsteller ermutigte ihn dazu. «Ich kenne sehr viele eingebürgerte Afrikaner, die SVP wählen», erzählt Lobe. «Die Schwarzen in der Deutschschweiz nennen die Anhänger Blochers SVP-Neger.»

### «Literatur ist kein Tribunal»

Max Lobe ist sich bewusst, dass er nur zu oft zwischen zwei Stühlen sitzt und von Antirassisten als überassimiliert, ja opportunistisch kritisiert wird – was sie natürlich nie offen ausspre-

chen. «Ich hasse Etiketten», sagt Lobe. «Manchmal werde ich der homosexuellen Literatur zugeordnet. Oder als schwarzer Schriftsteller katalogisiert. Als welscher Exot oder schwarzer Schweizer. Das alles bringt nichts. Ich will das Leben erzählen und zum Denken anregen. Ich habe als Bürger eine Meinung, aber in meinen Romanen beziehe ich keinerlei Stellung, auch nicht für oder gegen die Homosexualität. Literatur ist kein Tribunal und auch nicht der Gerichtshof für Menschenrechte.»

Angesprochen auf die Flüchtlingsströme, macht Lobe vor allem die afrikanischen Länder verantwortlich. «Dabei darf man nicht vergessen, dass ihre Potentaten von den Europäern unterstützt werden.» Die Schweiz sei nicht unschuldig. «Jeder verteidigt seine Interessen: Für Atomkraftwerke braucht man Uran, für Schokolade benötigt man Kakao – also holt man es sich dort, wo es ist. Das ist immer eine Frage der Machtverhältnisse. Gegenüber den Europäern sind die Afrikaner die Schwächeren. Das entbindet deren Regierungen aber keineswegs ihrer Verantwortung.» Jeder sei irgendwie verantwortlich für diese Situation, «also auch ich». Auch er? Wie meint er das? Max Lobe erklärt: «Was mache ich in der Schweiz? Ich hätte ja in Kamerun bleiben können. Mein Leben war nicht in Gefahr. Allenfalls würde ich wegen meiner Homosexualität diskriminiert. Ich helfe dem Land, wo immer ich kann. Aber noch wirkungsvoller ist man, wenn man bleibt.»

Für einen Schriftsteller gilt das nicht absolut: In Kamerun könnte Lobe wohl kaum ein Dasein als Schriftsteller fristen. Doch auch in seiner Heimat wird er zur Kenntnis genommen. Das Fernsehen berichtete über ihn, der Kulturminister schrieb ihm einen Brief. «Nur die Homosexualität ist tabu, und um sie geht es in vielen meiner Bücher.» Für *Le Monde Afrique* hat er eine Serie, «Kamerun und der Terrorismus», geschrieben und den Norden des Landes, der von Boko Haram heimgesucht wird, besucht. Kritisch beschäftigt er sich mit Kameruns Präsidenten Paul Biya, der jedes Jahr ein paar Monate im Genfer Hotel «International» verbringt. In «Confidences» porträtiert er historische Figuren des Kriegs für die Unabhängigkeit, der 100 000 Tote gefordert hat. Gleichzeitig bedauert er, dass ihm sein Herkunftsland «nie Gelegenheit gab, stolz auf dessen Entwicklung zu sein».

Max Lobe beschreibt die Liebe, die ihn überwältigt, als er in Douala ankommt. Und seine zunehmende Irritation über den Lärm, den Dreck, die Hitze. Bis das Heimweh nach Genf übermächtig wird, der Stadt, wo er als Hoffnungsträger auch der afrikanischen Literatur mit dem Ahmadou-Kourouma-Preis ausgezeichnet wurde. «Wenn ich im Bahnhof oder auf dem Flughafen ankomme, fühle ich mich wieder zu Hause, und umgehend beschäftigt mich dann die Frage: «Worüber werden wir wohl das nächste Mal abstimmen?»» ○

# Heilige Prinzipien

Mit 22 Jahren rutscht sie in den Aargauer Grossen Rat nach, mit 30 in den Nationalrat. Grünen-Politikerin Irène Kälin hat nie für eine Wahl gekämpft. Die Aufmerksamkeit ist ihr dennoch sicher. *Von Alex Baur*

Donnerstag 14. Juni, Bundesplatz, Mittagszeit. Zielstrebig steuert eine junge Frau im Stillkleid auf das Bundeshaus zu. An sich befindet sie sich im Mutterschaftsurlaub. Exakt vor einer Woche hat sie ihr erstes Kind zur Welt gebracht, Elija Jon, einem Buben. Drei Monate Auszeit hat sich Irène Kälin ausbedungen. Doch nun weicht sie von ihrem eisernen Prinzip ab. Denn es steht ein noch heiligeres Prinzip zur Debatte: der Frauenanteil in den Verwaltungsräten. Kälin will mehr Frauen auf dem Chefessel, eine harte Quote, die beschlossene Soft-Variante ist für sie nur ein erster Schritt.

## Wenig Freude in den eigenen Reihen

Der Einsatz hat sich aus ihrer Sicht gelohnt. Auch dank ihrer Stimme geht die Vorlage knapp durch, mit 95 zu 94 Stimmen. Doch was heisst hier «auch». Von der *Basler Zeitung* bis zur *NZZ* feierten die Blätter Kälin als Siegerin des Tages. Man hätte ebenso gut 94 andere Räte hervorheben können, die der Vorlage zugestimmt hatten – oder jene, die gefehlt haben, etwa Roger Köppel (SVP), der vielleicht vehementeste Quotengegner im Bundeshaus, nicht zu reden von einigen Freisinnigen, die vor der Abstimmung aus dem Ratssaal geschlichen waren.

Dabei ist die 31-jährige Irène Kälin eine Newcomerin. Im letzten November rutschte die grüne Aargauerin in den Nationalrat nach, nachdem gleich zwei Vorgänger – Geri Müller und Jonas Fricker – über hinlänglich bekannte Entgleisungen gestolpert waren. Sattahtzehn Vorstösse – Anfragen, Motionen oder Interpellationen – hat sie seither lanciert.

Das ist mehr, als manche Parlamentarier in einer ganzen Legislatur produzieren. Die Themen – Massentierhaltung, muslimische Seelsorge, Frauen und Bildung, Stellenabbau, AKW, Palästina, Jobsharing – zeugen von einer klassisch rot-grünen Agenda.

Für echte Aufregung sorgte nur ihre Forderung, das Erste-Klasse-Generalabonnement der Räte durch eines der zweiten Klasse zu ersetzen. Das war selbst vielen Linken zu viel des Guten. Wenig Freude in den eigenen Reihen

bereitete auch ihr Statement zur Affäre um den grünen Zürcher Stadtrat Daniel Leupi, der seine eher biedere Fünfstückerwohnung für 5080 Franken vermieten wollte. Während ihre Parteigenossen sich dem Maulkorb aus der Parteizentrale fügten und in Deckung gingen, sagte Kälin gegenüber dem *Blick*, sie würde bei einem solchen Mietzins «rot bis über die Ohren werden».

Irène Kälin gehört zu jenen Politikern, die sich nicht in den Vordergrund drängen müssen, um aufzufallen. Vielleicht liegt es an ihrer Gradlinigkeit. Sie politisiert – das bewies sie schon im Aargauer Grossen Rat – stramm links. Sie wechselt die Spur auch nicht, wenn Ungemach droht. Diesen Eindruck hinterlässt sie auch, als wir uns für ein Gespräch verabreden: fadengerade und schnörkellos. Und genauso verläuft auch unser Gespräch im «Barracuda», einer trendigen Beiz in Lenzburg.

Vor der Geburt von Elija Jon zog Irène Kälin mit ihrem Partner Werner De Schepper ins ländliche Oberflachs. Lenzburg ist ihr Dreh- und Angelpunkt geblieben. Hier ist sie ab dem sechsten Lebensjahr aufgewachsen, im benachbarten Schafisheim ging sie in die Rudolf-Steiner-Schule. Die Schule war auch der Grund, warum die Familie, die aus dem stockkatholischen Freiamt stammt, ins protestantische Seetal zog. Für alteingesessene Aargauer ist das eher eine Auswanderung in fremdes Territorium als ein simpler Umzug. Doch von diesem Schema hatten sich wohl schon Irènes Eltern verabschiedet.

Irènes Mutter hatte Hochbauzeichnerin gelernt, ihr Vater Polymechaniker; gemeinsam betreiben die beiden

ein Architekturbüro in Lenzburg. Die Reihenfolge dieser Aufzählung ist weder zufällig noch politisch korrekt. Denn nach Irènes Wahrnehmung war es eher die Mutter, die den Laden schmiss, während sich der Vater oft und gerne um den Haushalt kümmerte. Sie war ein Einzelkind.

Der Frauenstreiktag vom 14. Juni 1991 gehört zu ihren ersten, vielleicht prägenden Erinnerungen. Im Buggy demonstrierte die Vierjährige auf dem Bundesplatz mit, an der

Seite ihrer Eltern. Einer politischen Partei gehörten diese nie an, aber es war stets klar, für wessen Seite ihr Herz schlug. So marschierten die Kälin gegen AKW. Im atomfreundlichen Aargau waren sie damit Aussenseiter – eine Rolle, in die Irène Kälin auch als Rudolf-Steiner-Schülerin früh hineinwuchs.

Es gibt Kinder, aus denen alles Mögliche wird, nur sicher nicht das, was ihnen die Eltern vorleben. Nicht so bei Irène Kälin. Ihre politische Laufbahn folgt dem elterlichen Kurs, fadengerade und ohne Bruch. Als Teenager stellt sich ihr nur die Frage, ob rot oder grün. Bei den Jusos spielt Cédric Wermuth den Gockel, das passt ihr nicht, sie entscheidet sich für die Grünen, die im Aargau etwas verspätet auf dem Vormarsch sind. Als Listenfüllerin ohne grosse Ambitionen kandidiert sie 2009 im Alter von 22 Jahren erstmals für den Grossen Rat. Nach einem halben Jahr tritt die vor ihr Gewählte wegen einer Schwangerschaft zurück, Kälin rutscht nach.

## Feminismus und Islam

Irènes beruflicher Werdegang verläuft weniger gradlinig. Zwischen dem anthroposophischen und dem staatlichen Bildungssystem liegen Welten. Eine Ausbildung zur Bewegungspädagogin lässt sie bald sausen, drei Monate verbringt sie auf einer Teeplantage in Sri Lanka, gelegentlich arbeitet sie im Gastgewerbe, schliesslich schreibt sie sich für ein Studium der französischen Literatur und Linguistik ein. Doch Rousseau und Proust bereiten ihr mehr Frust als Lust. Dafür entdeckt Kälin in einem Nebenfach unverhofft eine Passion: die arabische Kultur und Hochsprache. Es wird daraus ein Universitätsstudium der Islamwissenschaften in Zürich und der Religionskulturen in Bern, das sie kürzlich mit einer Masterarbeit zum Thema «Anerkennung von muslimischen Gemeinschaften» abgeschlossen hat.

Wie verträgt sich der nicht gerade als frauenfreundlich bekannte Islam mit ihrem feministischen Credo? Diese Frage, kontert Kälin, stelle sich für sie in dieser Form nicht. Das paternalistische Grundmuster sei in allen drei abrahamitischen Religionen gleichermassen angelegt, im Christentum, im Judentum wie im Islam. Selbstverständlich lehne sie dies bei allen Religionen ab. Im Übrigen sei sie selber nicht religiös. Ihr Interesse gelte den sozialen Fragen. «Würden wir in Saudi-Arabien leben und politisieren und Walter Wobmann würde



Mit Partner Werner De Schepper.

**Auch ihr warfen  
Freundinnen vor,  
fremdes  
Familienglück  
zerstört zu haben.**





**Die Schweiz entdiskriminieren:** Politikerin Kälin.

eine Burka-Initiative lancieren, ich würde ihn sofort unterstützen», sagt sie. Vorweg gelte es aber, die Lebensumstände der Muslime in der Schweiz zu «entdiskriminieren», und da helfe ein Burkaverbot sicher nicht.

Ungleich delikater war der Konflikt, in den die Gradlinige unmittelbar nach ihrem Einzug in den Nationalrat unvorbereitet hineingeriet. Kurz vor Weihnachten 2017 machte der *Tages-Anzeiger* eine ganze Reihe von anonymen Anschuldigungen gegen ihren Lebenspartner Werner De Schepper publik. Der langjährige Ringier-Chefredaktor (früher *Blick*, heute *Schweizer Illustrierte*) soll Untergebene massiv sexuell belästigt haben. Das war insofern brisant, als Irène Kälin im Zuge der «me too»-Kampagne, die ja hauptsächlich auf anonymen Anschuldigungen basierte, wenige Wochen zuvor gefordert hatte, «grapschende Chefs» wie Kriminelle zu behandeln.

### Geschlechterklischees

Wie ist das nun, wenn der eigene Partner aufgrund anonymen Aussagen plötzlich als Sexmonster am Pranger steht? – Kälin, ansonsten nie um eine schnelle Antwort verlegen, zögert. Sie glaube nach wie vor an ihren Partner, erwidert sie schliesslich. Das Problem mit anonymen Anschuldigungen sei, dass man dazu nicht Stellung nehmen könne, und das erst recht, wenn «die Vorwürfe eine Zeit betreffen, in der wir uns noch nicht kannten». Aber ja, räumt sie schliesslich ein, «natürlich sieht es anders aus, wenn man plötzlich auch die andere Seite sieht».

Der extrovertierte Werner De Schepper, von Haus aus katholischer Theologe, ist eine Art Antithese zur introvertierten Islamwissenschaftlerin, die nicht an Gott glaubt. Die beiden lernten sich vor fünf Jahren anlässlich eines Wahlkampfes kennen, den De Schepper, damals TV-Moderator bei Tele M1, nach Kräften befeuert, was Kälin, die lieber im Stillen wirkt, eigentlich verabscheut. De Schepper ist zudem 22 Jahre älter, und er war damals ein verheirateter Vater.

De Schempers Trennung von seiner Familie empörte den Schriftsteller Alex Capus derart, dass er seine langjährige Freundschaft mit diesem öffentlich aufkündigte. Was Irène Kälin noch mehr erzürnte: Auch ihr warfen Freundinnen, ja gar Parteikolleginnen vor, fremdes Familienglück zerstört zu haben. Erstmals blitzt nun Kampflust in ihren bislang stets kontrolliert wirkenden Statements auf. Würden hier nicht eben gerade jene Geschlechterklischees zum Tragen kommen, die von links bekämpft werden? Sei De Schepper etwa nicht alt genug, um selber für sich zu entscheiden?

Nein, ohne Kanten und Brüche ist der Werdegang dieser jungen Frau keineswegs. Auch wenn die Rebellion vielleicht etwas später, stiller und anders stattfand als üblich. ○

# «Ungeordneter Brexit, eine Katastrophe»

Der Wissenschaftler Lars Feld gehört zu den «fünf Weisen», dem Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands. Hier nimmt er Stellung zu den ökonomischen Brennpunkten und äussert sich zum Einfluss der Schweiz. *Von Beat Gygi und Markus Kirchgessner (Bild)*

In seiner wissenschaftlichen Karriere hat Lars Feld sich und seiner Familie etliche Umzüge zugemutet. Nach dem Studium in Saarbrücken zog er nach St. Gallen, wo er doktorierte und sich habilitierte, dann für die Professorenstellen weiter nach Marburg, Heidelberg und Freiburg i. Br., wo er nun seit acht Jahren sesshaft ist und neben der Professur an der Universität Direktor des Walter-Eucken-Instituts ist. Wir treffen Feld am Institut im Haus an der Goethestrasse, in dem der legendäre Ordoliberal Eucken gearbeitet und gewohnt hat. Es ist ein Reich der Bücher, Zeitschriften und Papierstapel.

**Herr Feld, lange Zeit hat es weltweit einen Wirtschaftsaufschwung gegeben, der die meisten Regionen fast synchron vorangebracht hat. Jetzt haben Börsenkurse und Wachstumszahlen auf breiter Front nachgegeben: Sehen Sie Warnsignale für die Konjunktur?**

Ich halte es für möglich, dass die Abkühlung, die wir jetzt sehen, in eine Rezession umschlagen könnte. Aber dass sie in eine Krise ausarten wird, wie wir sie 2008 bis 2009 erlebt haben, ist für mich wenig wahrscheinlich. Es müsste schon sehr viel passieren, bis ein solcher Einbruch einträte. Klar, vor allem europäische Banken haben immer noch viele faule Kredite in den Büchern, während der Bankensektor in den USA viel grundlegendere Bereinigungen vorgenommen hat. Aber selbst Europas Wirtschaft steht heute erheblich besser und solider da als Ende 2008.

**Gilt das auch für das stark verschuldete Italien?**

Auch für Italien. Extreme Situationen sind natürlich immer denkbar, etwa dass die Italiener auf verrückte Art und Weise und gegen jede Vernunft aus dem Euro austreten könnten. Das hätte gewaltige Folgen an den Märkten für Staatsanleihen und andere Wertpapiere.

**Aber mit solchen Brüchen rechnen Sie nicht?**

Eher nicht. Wenn wir aber von Brüchen sprechen: Viel mehr Sorgen sollte man sich um den Brexit machen. Zeitlich wird es jetzt sehr knapp für eine vernünftige Lösung. Und vorläufig sind ja erst die Scheidungsverhandlungen im Gang, noch gar nicht die Gespräche über neue Freihandelsabkommen. Das Problem mit der Grenze zu Irland ist meiner Meinung nach prak-

tisch unlösbar. Zudem ist den Brexit-Befürwortern im Moment offenbar nicht klar, welcher massiver Abbau in der Industrie droht und welche komplexe Sonderregeln der Finanzmarkt benötigen wird, wenn er weiterbestehen soll.

**Erwarten Sie einen Schock?**

Ich habe die Befürchtung, dass Grossbritanniens Austritt im März 2019 ohne Verhandlungsergebnis vollzogen wird, auch wegen der Guillotine-Klausel, und dass das Land dann ohne klare Beziehung zu seinen Handelspartnern draussen stehen wird. Das wäre ein harter und ungeordneter Brexit, eine Katastrophe.

**Sehen Sie einen andern Weg?**

Eine Möglichkeit wäre, dass der formelle Austritt stattfindet, Grossbritannien aber erst einmal mit (fast) allen Rechten und Pflichten in der EU bleibt und beide Seiten die Frist zum Verhandeln der Verträge um

---

**«Das eine oder andere wohlfahrtsstaatliche Element könnten die USA brauchen.»**

---

zwei Jahre verlängern, also bis Frühling 2021. Das könnte klappen. In der Vergangenheit hat sich ja immer wieder gezeigt, dass die britische Verwaltung wohl eine der besten der Welt ist und in Politik und Sachfragen sehr geschickt handelt. Im Moment ist die Regierung einfach nicht so fit.

**Ihre Worte haben umso mehr Gewicht, als Sie in Deutschland zu den sogenannten fünf Weisen zählen, zum fünfköpfigen Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung, der für die Regierung jährlich umfassende Gutachten erstellt. Wie lebt es sich in der Rolle eines Weisen?**

Mit der Weisheit des Gremiums ist das so eine Sache, der Begriff ist ja eher die Abkürzung für eine sperrige Wortkombination. Gerade als jüngeres Mitglied erhält man oft die Frage gestellt, wie man so jung schon weise sein könne. Viele stellen sich unter Weisen ja ältere Herren mit grauem Haar vor. Die Wirklichkeit sieht anders aus, und nicht nur wegen des Alters und des Geschlechts der Mitglieder. Im Sachverständigenrat geht es um harte Arbeit. Wir produzieren jedes Jahr ein 400-seitiges Buch, dies mit Unterstützung unserer Mitarbeiter und auf der Grundlage der langfristig gesam-

melten Daten sowie dank dem guten Zugang zu Quellen. Wir beschränken uns jeweils nicht auf ein bestimmtes Thema, sondern bleiben in der Arbeit breit ausgerichtet und gleichen im Gremium dann unsere Positionen ab, um zu einem klugen Kompromiss zu kommen.

**Wäre Polarität manchmal besser als Kompromisse?**

Wir vertreten bei verschiedenen Themen polare Standpunkte. Die Einführung eines Mindestlohns in Deutschland haben wir zum Beispiel strikt abgelehnt. Die unmittelbaren Arbeitsplatzverluste durch diese Limite stuften wir zwar als bescheiden ein, aber die langfristigen negativen Auswirkungen auf die Arbeitsmärkte hielten wir für schwerwiegend. Dafür wurden wir in der Öffentlichkeit stark kritisiert.

**Bei welchen Themen ist es am schwierigsten, den Leuten ökonomische Überlegungen nahezubringen?**

Demografische Fragen sind schwierig zu diskutieren, weil die Sorge um das Einkommen im Alter sehr verbreitet ist. Die Leute fürchten die Altersarmut. Man muss ihnen zeigen, dass Alarmismus fehl am Platz ist, dass der Handlungsbedarf aber gleichwohl gross ist. Dieser Mittelweg ist eine heikle Sache. Für mich selber sind steuerliche Fragen immer schwierig zu vermitteln, weil postwendend die Verteilungsfrage angesprochen wird. Sobald eine Steuersatzsenkung für Unternehmen zur Sprache kommt, ist sofort der Konflikt Unternehmen gegen Arbeitnehmer auf dem Tisch.

**Und das stört Sie?**

Ja, viele denken nur an Umverteilung und blenden einfach aus, welchen Einfluss Steuern auf das Wirtschaftswachstum und die Standortqualität haben, manchmal sogar in unseren Fachkreisen. Da stöhnen Kollegen bei Steuerthemen gleich auf, weil man rasch mitten in komplexen internationalen Fragen der Besteuerung ist und das keinen Spass macht.

**Warum dreht sich immer alles um die Verteilung des Kuchens? Sehen die Leute nicht, dass man ihn zuerst backen muss?**

Die Umverteilungsdiskussion stammt aus unterschiedlichen Quellen. Eine ist die starke Polarisierung in den USA und die dortigen Verteilungsprobleme, die man nicht kleinreden kann. Wenn in bestimmten Gebieten bei bestimmten Bevölkerungsgruppen eine zurückgehende Lebenserwartung beobachtbar ist, und das in einem sehr reichen Land, muss man sich fragen, was da



«Bei Steuertemen stöhnen die Kollegen gleich auf»: Wirtschaftsprofessor Feld.

hintersteht. Der Wohlstand einer der reichsten Nationen der Welt kommt offenbar unzureichend bei den unteren Schichten an. Es fehlen wohlfahrtsstaatliche Einrichtungen. Das führt am Ende zu einer stärkeren politischen Polarisierung. Gewiss, die USA sollen nicht Europa kopieren, aber das eine oder andere wohlfahrtsstaatliche Element könnten sie durchaus brauchen.

**Warum erfasst die Debatte Europa? Da lässt der Sozialstaat die Leute ja nicht fallen.**

Zumindest nicht in Nordeuropa oder den deutschsprachigen Ländern. Aber Analysen aus den USA verbreiten sich rasch in Europa, zumal in Grossbritannien oder in Südeuropa der Wohlfahrtsstaat auch nicht gerade üppig ist. Von da übertragen sich die Debatten auf Deutschland, vor allem gefördert durch Gewerkschaften, die an Einfluss verloren haben und nun hartnäckig versuchen, die Arbeitsmarktreformen der Regierung Schröder zurückzudrehen. Natürlich strahlt diese Debatte auch auf die Schweiz aus.

**Sehen oder spüren die Politiker die Folgen einer übertriebenen Umverteilung nicht?**

Die Folgen sind noch nicht wirklich da. Es geht uns zu gut. Wir leisten uns Verteilungsdiskussionen, bei denen man sich

kaum Gedanken ums Entstehen der Leistung macht. Es läuft ja alles bestens.

**Ausser in der Migrations- und Sozialpolitik.**

Ja, klar, die grössten Emotionen kochen hoch bei den Themen Arbeitsplätze, Hartz IV und Zuwanderung.

**Wenn Emotionen hochkochen, heisst das, dass der ökonomische Gehalt nicht so hoch ist?**

Wenn Diskussionen sehr emotional werden, wird es allgemein schwer, mit rationalen Argumenten durchzudringen, die ja immer eine Abwägung bedeuten.

**Kann man Emotionen nicht auch als instinktiv-rationales Abwägen sehen? Als unbewusste, aber relativ verlässliche Orientierungshilfe aus dem Bauch heraus?**

Emotionen sind nicht irrational an sich, aber es gibt viele verschiedene Arten. Ich habe während meiner gesamten Studienzeit als Pflegehelfer in der Psychiatrie, fast immer auf einer geschlossenen Station, gearbeitet. Die meisten menschlichen Dinge sind mir nicht fremd. Gleichwohl habe ich grössten Respekt vor Menschen, die aufgrund einer starken Festigung im christlichen Glauben mit eigenem Leid, etwa aufgrund des Verlusts eines Kindes, erstaunlich vernünftig umgehen.

**Wird die ganze Migrationsdebatte durch zu viele Emotionen geprägt?**

Ich halte mich in Diskussionen über die Entwicklung im Jahr 2015 zurück. Meiner Meinung nach hat Bundeskanzlerin Merkel damals keineswegs eine Bauchentscheidung getroffen. Schaut man sich die Debatten jenes Jahres genau an, zeigt sich, dass die Griechenlandkrise weniger schwierig und umstritten war als die Zuwanderungsfrage. Man versuchte zuerst eine Verteilung der Flüchtlinge aus Italien und Griechenland auf die EU-Länder einzuleiten. Dies gelang auf den damaligen Gipfeln nicht, so dass es zu einem zornigen Auftritt des damaligen italienischen Regierungschefs Renzi kam. Im Sommer beschloss das Kanzleramt, Solidarität gegenüber Italien und Griechenland zu üben und mehr Flüchtlinge aufzunehmen. Ich habe verstanden, dass dies aus humanitären Gründen notwendig war.

**Aber langfristig muss die Lösung ja anders aussehen.**

Die Flüchtlingseinwanderung hat stark abgenommen, aber die Ursachen bleiben bestehen. Die Lösung sollte deshalb dahin gehen, dass die EU Anlaufstellen in den Herkunftsgebieten einrichtet und die Migration nach Europa vor Ort regelt. Für die Migration aus wirtschaftlichen Gründen sollte dann jedes Land eigene, nationale

Regelungen zur Einwanderung formulieren und anwenden.

### **Welche Kriterien wären denn für Deutschland sinnvoll?**

Die Regierung hat im Koalitionsvertrag das Ziel genannt, für beruflich Qualifizierte ein neues Einwanderungsrecht zu schaffen. Heute gilt ein liberales Zuwanderungsrecht für Akademiker, für die Ausbildungsberufe sind nur Mangelregelungen vorgesehen.

### **Ist Zuwanderung ein Mittel gegen die Schrumpfung der Bevölkerung?**

Die Einwanderung wird die Abnahme der Bevölkerung wohl etwas mildern, aber die Demografie ist von einer gewaltigen Kraft. Im demografischen Szenario, das bis 2080 reicht, wird eine Nettozuwanderung von 200 000 Personen pro Jahr angenommen. Gegenwärtig wandern aber per saldo 600 000 bis 800 000 Menschen pro Jahr aus Deutschland ab. Um dem Standardszenario gerecht zu werden, müsste das Land pro Jahr nun also eine Bruttozuwanderung von bis zu einer Million Menschen verkraften können. Und es wäre noch viel mehr nötig, wenn das Land wachsen soll. So viele Besserqualifizierte kann man gar nicht anziehen. Deshalb brauchen wir ein entsprechendes Einwanderungsrecht.

### **Deutschland wird also schrumpfen?**

Ja, aller Voraussicht nach, trotz der jüngsten Zuwanderungsspitze. Wir müssen uns darauf einstellen. Daraus resultieren aber vornehmlich Probleme im Sozialsystem. Die anderen Aspekte der höheren Lebens-

---

## **«Für einen echten Föderalismus kann man in Europa nur auf die Schweiz bauen.»**

---

erwartung oder der Alterung sind ja nicht unangenehm, auch wenn die Stimmung an (Rock-)Konzerten vielleicht weniger wild ist als früher. (*Lacht*) Die wirklichen Probleme sind das Rentensystem, die Pflegeversicherung, das Gesundheitswesen.

### **Also deren Finanzierung?**

Ja, und die Lösung muss primär über eine längere Lebensarbeitszeit erfolgen. Wir können uns nicht Jahr für Jahr grosszügig mehr Lebensfreizeit nehmen. Die Rente mit 67 in Deutschland bis 2029 ist ein Anfang. Zusätzlich sollte man eine Regel einführen, wie die Skandinavier sie haben: das Renteneintrittsalter an die Entwicklung der Lebenserwartung knüpfen. Da erfährt man zwei, drei Jahre vor Renteneintritt, ob man zwei, drei Monate länger arbeiten muss – was kein Problem darstellen sollte. Die Schweizer Diskussion erscheint mir in dieser Hinsicht etwas zurückgeblieben, wohl auch, weil sie bei der

AHV weniger grosse Probleme hat als wir bei der gesetzlichen Rentenversicherung.

### **Spielt der Vergleich mit der Schweiz für Sie eine Rolle?**

Ich kann die Frage nicht ohne Befangenheit beantworten, weil mich Schweizer Institutionen und die Schweizer Wirtschaft schon immer interessierten. Der Sachverständigenrat setzt sich seit einiger Zeit regelmässig mit der Schweiz auseinander. Das hängt auch damit zusammen, dass die in Mainz tätige Schweizerin Beatrice Weder di Mauro schon im Rat war, als ich eintrat, und dass ich durch meine frühere Tätigkeit in der Schweiz immer wieder Interesse daran habe, deren Entwicklung zu beobachten und zu fragen, was man voneinander lernen könnte.

### **Was ist die Antwort?**

Man muss klar sagen: Wer sich mit Föderalismus befasst, etwa mit der Beziehung zwischen Bund und Ländern, der muss zwingend die Schweiz anschauen. Sonst vernachlässigt er auf unverzeihliche Weise das, was es an Zusammenhängen zu analysieren gilt.

### **Ist der Föderalismusgedanke so stark, dass er die EU prägen kann?**

Wenn sich die EU in Richtung eines Bundesstaates weiterentwickeln soll, dann sollte sie zwingend vom Schweizer Föderalismus lernen. Allerdings stimmen die Taten nicht optimistisch.

### **Wo hat der Föderalismus in Europa am meisten Chancen?**

Für einen echten Föderalismus kann man in Europa nur auf die Schweiz bauen. Sie liefert Argumente für die Kräfte gegen den Zentralismus – aber genauso auch für die anderen, die sagen: «Das dürfen wir in Europa nicht zulassen.»

### **Ist Deutschland nicht auch ein typisch föderalistisches Land?**

Das ist schwierig. Die Ministerpräsidenten der Bundesländer sind sehr stark, aber diese betreiben einen exekutivischen, kooperativen Föderalismus. Die Ministerpräsidenten nehmen Einfluss auf die Bundesebene, wollen aber auf keinen Fall mehr Verantwortung im eigenen Bundesland übernehmen. In Deutschland führen die Bayern die Föderalismusdebatte am lautesten, aber in Bayern ist der Zentralismus am stärksten. Die Kommunen haben da am wenigsten zu sagen.

### **Sind andere kleine Staaten der EU eine Hoffnung?**

Die kleinen Mitgliedstaaten sind, für sich genommen, zwar eher zentralistisch orientiert, aber sie sind eine Kraft gegen Zentralisierungstendenzen. Das sind Teile Belgiens, die Niederlande, Dänemark. Man darf nicht unterschätzen, welchen Einfluss die Kommunen in den nordischen Staaten haben. In dieser skandinavischen Form des Föderalismus gibt es zwar die regionale Ebene à la

Kantone nicht, aber die unterste Ebene der Gemeinden ist sehr stark; diese Art der Dezentralität ist enorm in Dänemark und Schweden. Es ist eine von unten gewachsene Kompetenz.

### **Muss man sich aber alles in allem Sorgen machen, dass die Vergemeinschaftung in der EU zunimmt?**

Leider ja. Die Interessen sind eindeutig: Die Einzigen, die sich gegen eine Vergemeinschaftung stemmen, waren zuletzt Deutschland und die Niederlande, vielleicht noch die baltischen Staaten. Österreich ist unzuverlässig. Andere liberalere Spieler wie Dänemark sind nicht in der Euro-Zone.

### **Immerhin hält der Binnenmarkt den Wettbewerbsgedanken lebendig.**

Moment, Jacques Delors' Initiative von damals zielte ja darauf ab, den Binnenmarkt zu schaffen durch gemeinsame Regulierung, also durch Harmonisierung. Die Schaffung eines *level playing field* war das Stichwort. Dann merkte man, dass das zu lange dauert, und das Cassis-de-Dijon-Urteil zugunsten der gegenseitigen Anerkennung war willkommen. Nach dem Lissabon-Vertrag von 2009 kam die alte Idee, die Harmonisierung der Regulierung, zurück und bestimmt heute die Politik in Europa. Warum sonst will die EU den Mitgliedstaaten die Emissionswerte für Stickoxide vorschreiben? Da hat die Kommission nichts verloren, das sind lokale Emissionen. Stuttgart soll für Stuttgart entscheiden, Paris für Paris.

### **Zunehmende Staatstätigkeit heisst wachsender Finanzierungsbedarf, der wird zum Teil über Schulden gedeckt. Wie viele Schulden darf ein Staat machen?**

Eine scharfe Grenze lässt sich nicht wirklich definieren. Japan etwa, das fast vollständig bei Inländern Schulden hat, leistet sich seit längerem eine Staatsschuldenquote von über 200 Prozent des Bruttoinlandprodukts. Wie lange kann Japan das durchhalten? Das ist eine faszinierende Frage, und wichtig ist dabei: Wie sehr ist man am internationalen Finanzmarkt kritischen Investoren ausgesetzt?

### **Dann ist Japan ziemlich geschützt.**

Ja, und von daher ist es schwer, eine genaue numerische Grenze zu benennen, ab der die Staatsverschuldung nicht mehr tragfähig ist. Man kann sagen, dass eine Auslandverschuldung, die über 10 Prozent der Gesamtverschuldung hinausgeht, zu erhöhter Aufmerksamkeit und allenfalls Nervosität der Gläubiger führen kann. Wenn Zweifel darüber aufkommen, dass Zinsen und Rückzahlung sicher bezahlt werden können, muss die Schuldenquote gesenkt werden. Im Sachverständigenrat sind wir der Ansicht, dass ein Land die Schuldenquote unter 50 Prozent halten sollte, um wirklich auf der sicheren Seite zu sein, wie die Schweiz heute oder Deutschland wahrscheinlich in wenigen Jahren. ○

# Brevier der Demokratieverächter

Die Debatte zur Selbstbestimmungsinitiative legt die Gretchenfrage des schweizerischen Staatsverständnisses offen: «Wie hältst du es mit der direkten Demokratie?»

Von Peter Keller

Wer hat das Sagen im Land? Wieweit gilt der Volkswillen? Soll internationales Recht (und damit auch internationale Gerichtshöfe) über der Bundesverfassung stehen? Oder sind die Schweizer Stimmbürger die höchste und letzte Instanz in der Politik? Kaum einer der Gegner der Selbstbestimmungsinitiative fordert offen die Abschaffung der direkten Demokratie. Aber die von Verachtung geprägte Ablehnung der «Volksherrschaft» lässt sich rhetorisch kaum vertuschen.

**1 — Zu einer «Überlastung und Überforderung der Stimmbürger»** habe die wachsende Zahl komplexer Urnengänge geführt, so der Staatsrechtler Markus Müller. Schön, dass Professor Müller uns einfache Stimmbürger vor einem Demokratie-Burnout bewahren will. Überfordert ist die Bevölkerung immer dann, wenn sie anders entscheidet, als es den Eliten genehm ist.



*Demokratie-Burnout:* Staatsrechtler Müller.

**2 — «Gegen die Menschenrechte»** richte sich die Selbstbestimmungsinitiative in Wahrheit, so der ehemalige Bundesrichter Niccolò Raselli (SP). Wie jeder, auch er selber, nachlesen könnte, widmet die Bundesverfassung ihr erstes Kapitel den grundlegenden Freiheits- und Bürgerrechten. Mit anderen Worten: Die Bundesverfassung garantiert die Menschenrechte. Auf diesem Fundament gestaltet der Souverän, das Schweizervolk und die Kantone, wie es ebenfalls in der Bundesverfassung heisst, die Gesetze aus. Die Selbstbestimmungsinitiative will die Volksrechte und damit den Schweizer Souverän schützen.

**3 — «Ohne Rechtsstaat keine Demokratie»,** erklärt alt Bundesrichter Giuseppe Nay. Man könnte auch umgekehrt sagen: Ohne Demokratie kein Rechtsstaat. Dass ein Jurist die Gesetze



*Ungleichheiten:* Hornkuh-Initiant Armin Capaul.

den Menschen vorzieht, mag nicht weiter überraschen. CVP-Mann Nay, der sich regelmässig ins politische Tagesgeschehen einmischt, gehört zu den Demokratieverächtern der Premium-Klasse: «Masst sich eine Mehrheit das Recht an, nicht allen Menschen die gleichen Rechte zu garantieren, so hat das nichts mit Volksherrschaft zu tun. Dann unterscheidet sich Demokratie in nichts von einer Diktatur.»

Auch falsch formulierter Unsinn bleibt Unsinn. Es wimmelt von Ungleichheiten in der Verfassung. Männer müssen Militärdienst leisten, Frauen nicht. Nicht «alle Menschen» in der Schweiz haben die gleichen Rechte, abstimmen oder wählen dürfen beispielsweise nur Schweizer Bürgerinnen und Bürger – und da auch nur jene, die mindestens achtzehn Jahre alt und mündig sind. Und bald sollen die Halter von Hornkühen gegenüber den Haltern von hornlosen Nutztieren zusätzlich finanziell entschädigt werden. Ob auch Hornochsen davon profitieren, wird vielleicht bald das Bundesgericht in Lausanne zu klären haben.

**4 — Die «Schwächung der eigenen Institutionen»,** warnt BDP-Nationalrat Duri Campell, sei das Ziel der Selbstbestimmungsinitiative, und mit den «eigenen Institutionen» meint der Bündner Parlamentarier «die eigenen Richter». Campell trifft, wenn auch unbeabsichtigt, den Punkt: Die Selbstbestimmungsinitiative will nichts anderes, als die schweizerische Rechtsordnung wiederherstellen. Das Volk ist der Souverän. Er hat das letzte Wort und ist der höchste Gesetzgeber. Damit soll die Schwächung der direkten Demokratie durch richterliche Instanzen wieder rückgängig gemacht werden – durch die Schwächung des Bundesgerichts (und internationaler Gerichtshöfe).

**5 — Das «Vertrauen der Bevölkerung in die Eliten»** sei von der SVP systematisch kaputtgemacht worden, beklagt Dieter Freiburghaus, Europa-Experte. «Früher hat die Bevölkerung der Elite, die einen Wissensvorsprung hat, vertraut. Doch dieses Vertrauen schwindet, was zu falschen Entscheidungen an der Urne führt.» Damit keine falschen Entscheidungen mehr zustande kommen, soll also nur noch das Parlament (gleich Elite) bestimmen – oder noch besser Professor Freiburghaus selber.

**6 — «Das sakralisierte Primat des Volkes»** nennt Damir Skenderovic, Professor für Zeitgeschichte an der Universität Freiburg, den Umstand, dass in einer (direkten) Demokratie das Volk die oberste Instanz ist. Der Titel des Aufsatzes lautet «Die Schweiz als Avantgarde des Rechtspopulismus», und Skenderovic sieht die SVP als «Lehrbeispiel für den Aufschwung des Rechtspopulismus» weltweit. Die wichtigste Ursache für diesen Aufstieg erkennt der Autor in den Instrumenten der direkten Demokratie, dass die Bevölkerung hierzulande auch über Sachthemen befinden kann, darunter Initiativen zu Ausländer- und Migrationsthemen. Die SVP sei zu einer «eigentlichen Abstimmungspartei» geworden – und damit zur Inspiration dafür, der «unter Rechtspopulisten beliebten Forde-



*Verblümt:* Historiker Skenderovic.

rung nach direkter Demokratie und der damit verbundenen Anrufung des Volks als letzter Instanz politischer Entscheidungsprozesse Nachdruck zu verleihen». Wen sollte man sonst anrufen? Den Rat der Weisen? Professor Damir Skenderovic? Allah? Verblümter kann man die akademische Verachtung für den stimmberechtigten «Pöbel» kaum ausdrücken. ○

# Als ob das Herz explodieren würde

Sie ist die erste Schweizerin, die es an das weltberühmte Mariinsky-Theater in St. Petersburg geschafft hat. Die zwanzigjährige Balletttänzerin Laura Fernandez hat noch viel vor. Ihrer Kunst ordnet sie fast alles unter. *Von Philipp Gut*

Für Fussball interessiert sich Laura Fernandez nicht besonders, aber während der Weltmeisterschaft in Russland konnte sie sich selbst bei der Arbeit dem Einfluss des populären Spiels nicht ganz entziehen. Auf den Bildschirmen hinter den Kulissen des altherwürdigen Mariinsky-Theaters war bei den Aufführungen nicht wie sonst üblich das Geschehen auf der Bühne zu sehen, sondern die Direktübertragung der jeweils laufenden WM-Partie. Abgesehen von diesem kleinen Tribut an die Rasengötter, bekam Fernandez vom Trubel rund um die WM wenig mit. Ihr Fokus gilt ganz ihrer Kunst, dem Ballett. Als erste Schweizerin überhaupt wurde sie in ein russisches Spitzen-Ballettensemble berufen. Neben dem Bolschoi in Moskau gilt das Mariinsky in St. Petersburg als eine der weltbesten Adressen für Ballett (und Oper); Chefdirigent, künstlerischer Leiter und Direktor des Theaters ist Maestro Waleri Gergijew.

Im Stadtbild der Kulturmetropole an der Newa nimmt das Mariinsky-Theater einen besonderen Platz ein: Es besteht aus einem klassizistischen Gebäude aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, das mit seiner pistaziengrünen Fassade und dem goldverzierten Innenraum an die berühmte Ermitage erinnert, und einem Neubau aus Glas und Stein, den Russlands Präsident Wladimir Putin im Mai 2013 einweihte. Getrennt sind die beiden Kunsttempel durch einen schiffbaren Kanal, wie sie für St. Petersburg typisch sind. Touristen schaukeln auf ihren Boot-Trips beinahe im Minutentakt zwischen den beiden imposanten Bauten hindurch.

## Ein Stück Schokolade hilft

Ich treffe Laura Fernandez an einem milden Sommerabend im Juli vor dem alten grünen Gebäude am Theaterplatz 1, sie kommt gerade von der Probe. Die Uhr zeigt gegen halb neun, und nach einem harten Trainingstag folgen zwei Stunden Gespräch im nahe gelegenen Café «Teatro». Das Interview sei anstrengend gewesen, sollte Fernandez am Ende sagen. «Ich bin körperlich sehr fit, aber ich rede nicht so oft.» An den Wänden hängen Schwarzweissbilder von Ikonen aus der Geschichte des Mariinsky-Theaters, Videoclips zeigen Szenen aus dem «Dornröschen» von Pjotr Iljitsch Tschaikowski, einer der laufenden Aufführungen. Das Stück gehört zur grossen Geschichte des Mariinsky-Balletts, es feierte hier 1890 Premiere. Laura Fernandez tanzt im «Dornröschen»



Fleiss, sagt sie, sei wichtiger als Talent. Beides besitzt die junge Zürcherin im Überfluss.

Laura Fernandez, 20, Tänzerin.

die Prinzessin Florine, am Vortag stand sie in dieser Rolle um diese Zeit noch auf der Bühne. Der Pas de deux von Florine und dem Blauen Vogel im dritten Akt des Märchens gilt unter Ballettkennern als besonderer Leckerbissen. «Vor einem Soloauftritt pocht mein Herz, als ob es explodieren würde», berichtet Fernandez. In solchen Fällen helfe ein Stück dunkler Schokolade, ein Tipp ihres Vaters. Sobald sie aber den ersten Schritt auf die Bühne getan habe, sei die Nervosität weg. Die Aufregung aber spüre sie noch Stunden danach: «Das Herz klopft dann immer noch.» Schlaf zu finden, sei in solchen Nächten etwas schwierig. Am Vortag zum Beispiel, nach ihrem bejubelten Auftritt im «Dornröschen», kam sie um Mitternacht nach Hause, kochte und ass etwas und surfte dann noch bis drei Uhr in der Früh auf ihrem Handy. Manchmal schaue sie zum Abschalten lustige Filme – etwas, das ihr «Laune» mache und sie zum Lachen bringe.

Der Tagesablauf einer Spitzenballerina ist streng, am Mariinsky-Theater noch strenger als anderswo, und Laura Fernandez tut freiwillig alles dafür, dass sie es persönlich noch etwas strenger hat, als es ohnehin schon ist. Anders als in Zürich oder München finden in St. Petersburg fast täglich Ballettvorstellungen statt – und die Tänzerinnen und Tänzer sind parallel in verschiedenen Inszenierungen engagiert. Die Mitglieder des Ensembles stehen oft sechs- oder siebenmal pro Woche auf der Bühne. Das «Wochenende», wenn es denn überhaupt eines gibt, besteht höchstens aus einem Tag. Fernandez nützt die freie Zeit am liebsten, um privat zu trainieren und ihren Körper weiter zur Perfektion zu stählen. Neben dem Ballett macht sie Fitness, Gymnastik, Pilates. Fleiss, sagt sie, sei wichtiger als Talent. Beides besitzt die zwanzigjährige Zürcherin im Überfluss.

### Mit elf wollte sie Profi werden

Die Tochter eines bekannten Unternehmers mit spanischen Wurzeln und einer ukrainisch-russischen Mutter begann mit sieben Jahren mit dem Ballettunterricht. Die Mutter habe sie ins Ballett, in die Gymnastik, zum Eiskunstlauf und in die Klavierstunde geschickt und ihr dann gesagt, sie solle zwei dieser Beschäftigungen auswählen. Laura entschied sich für das Ballett und das Piano. Mit neun hatte sie fast nur noch das Tanzen im Kopf, mit elf entschied sie sich für die Tanzakademie Zürich – und gegen das Gymnasium. In der Schule sei sie in einigen Fächern gut, in anderen Durchschnitt gewesen, im Ballett aber schon damals die Beste in der Klasse. «Ich wollte das tun, was ich am besten kann», begründet sie ihren frühen Entscheid für eine professionelle Tanzkarriere.

Ihre ersten Schritte machte Laura Fernandez an der Ballettschule für das Opernhaus Zürich. Dort erinnert man sich noch gut an das Aus-



Auf Reisen trifft man sie nicht selten um 4.30 Uhr im Fitnessraum des Hotels.

nahmetalent. Laura sei schon damals aufgefallen; man habe nicht nur gesehen, sondern auch gespürt, dass sie eine besondere Begabung habe. Talent hätten viele, aber bei Laura habe das «Gesamtpaket» gestimmt: neben der Begabung für das Tanzen der Körper, die Musikalität, die Disziplin und – das Wichtigste – die Ausstrahlung.

Im Jahr 2016 gewann Laura Fernandez am Prix de Lausanne, einem der weltweit wichtigsten Nachwuchswettbewerbe, drei Auszeichnungen, darunter jenen für den besten zeitgenössischen Tanz. Als Belohnung winkte ihr ein Stipendium, aber – dies illustriert ihre steile Karriere – sie brauchte es gar nicht und konnte es einem Kollegen weiterschenken, der weiter hinten platziert war. Denn Fernandez hatte bereits den Sprung nach Russland geschafft, an die legendäre Waganowa-Ballettschule in St. Petersburg. Sie lebte im Internat und erhielt den letzten Schliff für die grosse Bühne. Noch vor der Abschlussprüfung erfolgte der nächste Laufbahnschritt: Yuri Fateyev, der mächtige Ballettchef des Mariinsky-Theaters, verpflichtete sie quasi vom Unterricht weg für sein Starensemble. Ab der nächsten Saison tanzte Laura im Corps de Ballet. Inzwischen hat sie das Fussvolk der Ballettkunst bereits verlassen und tanzt auch Solopartien. Dass sie mit ihrem Ehrgeiz lieber früher als später Solistin oder gar Primaballerina werden möchte, überrascht nicht. Ich habe selten eine junge Frau getroffen, die derart fokussiert ist auf ein Ziel.

Man sieht das im Alltag: Während andere Tänzerinnen fünf Minuten vor der Probe ins Studio kommen, erscheint Laura Fernandez zwei oder zweieinhalb Stunden zuvor, um sich optimal vorzubereiten und zusätzliche Übungseinheiten durchzuführen. Auf Reisen trifft man sie nicht selten um 4.30 Uhr im Fitnessraum des Hotels. Ihr Trainingsplan sieht neben dem Unterricht mit einer Lehrerin und den Proben mit dem Corps de Ballet auch mehrere Stunden Solistenproben pro Tag vor. Fast jeden Abend folgt dann noch eine Aufführung.

### Herzliche Russen

Illustrativ für den unbedingten Einsatzwillen von Laura Fernandez ist diese Episode: Als sie kürzlich zur Geburtstagsfeier ihrer besten Kollegin eingeladen war, zog sie es vor, statt zur Party in eine freiwillige Probe zu gehen. Danach habe sie Schuldgefühle gehabt. «Aber ich kann nicht anders», sagt sie. In dieser Beziehung sei sie vielleicht schon etwas «extrem». Sie könne sich ein vollständig der Kunst geweihtes Leben leisten, weil sie keine Familie habe – und weil sie jung sei und noch viel Kraft in sich spüre. Diese unbändige Kraft, die in jeder Faser ihrer Muskeln steckt, sieht man ihr allerdings nicht an, so zierlich und schlank, wie sie ist. Sitzt sie einem gegenüber, scheint sie fast zerbrechlich. Dabei hält ihr schmaler Körper wohl mehr aus als derjenige manches Muskelprotzes.

Das Leben und vor allem die Menschen in Russland gefallen Laura Fernandez. «Ich liebe diese Leute», sagt sie. Die Russen seien emotional, herzlich und sehr offen: «Sie sagen dir ins Gesicht, was sie denken, egal, ob es respektvoll ist oder nicht.» Die Stadt St. Petersburg kommt dem rastlosen Lebensstil von Laura Fernandez entgegen: «Sie ist so aktiv, es ist immer etwas los.» Die Lebensmittelläden sind rund um die Uhr geöffnet. So kann Fernandez noch einkaufen, wenn sie abends spät von einer Probe oder einer Aufführung heimkommt. Im St. Petersburger Sommer mit seinen weissen Nächten ist es nach der Vorstellung noch hell – eine angenehme Erscheinung für jemanden, der den Feierabend um 17 Uhr nicht kennt («Ich würde mich langweilen»).

Als Ballerina werde man in Russland «sehr wertgeschätzt», sagt Laura Fernandez. Die Leute seien gleich viel netter, wenn sie von ihrem Beruf erfahren. Anders in der Schweiz. Dort sei die Reaktion häufig: «Was, das kann man als Job machen? Das ist eine Arbeit?» Die Russen hingegen seien stolz auf ihre Tänzer, «die besten der Welt». Das grosse Interesse am Ballett spiegelt sich in den Besucherzahlen: Der Saal des Mariinsky-Theaters ist jeden Abend voll besetzt. Manche Zuschauer dürften auch wegen der zielbewussten jungen Schweizerin kommen, die in der so anspruchsvollen russischen Ballettwelt für Furore und Abwechslung sorgt. ○

# Gute Marken entstehen durchs Kaufen

Die Werbebranche feiert und prämiert immer wieder tolle Markenkampagnen, auch wenn diese den Umsatz kaum voranbringen. Marketing-Spezialist Marc Rutschmann sieht es nüchterner: Erfolgreich ist, wer die Leute zum Kaufen schubsen kann. *Von Beat Gygi*

«Klicks versus Kreativität» – unter diesem Titel kam Anfang Juli auf der Plattform Personenlich.com das Thema «Krise in der Werbebranche» aufs Tapet. Das Portal der Schweizer Kommunikationswirtschaft nahm Bezug auf einen Artikel der NZZ am Sonntag mit Stellungnahmen bekannter Schweizer Werber zur Frage, weshalb man heute kaum mehr Werbekampagnen sehe, die landesweit Aufsehen erregen und zu reden geben. Mit dem Internet, so eine Diagnose, seien werbende Firmen weniger auf Werbeagenturen angewiesen als früher. Zudem sinke die Risikobereitschaft der Auftraggeber, heute gehe es vor allem ums Abverkaufen, nicht mehr um grosse Ideen.

Dabei hat die Werbebranche erst Mitte Mai im Fernsehstudio in Zürich eine glanzvolle Verleihung der «Swiss Effie Awards» erlebt. Alle zwei Jahre vergibt der Verband Leading Swiss Agencies die Preise für erfolgreiche Marketingkommunikation; eine Jury mit 24 Marketingexperten aus Unternehmen, Wissenschaft, Forschung und Agenturen pickte die Gewinner aus 75 Teilnehmern heraus. «Die Qualität der Einreichungen steigt seit Jahren kontinuierlich an», sagte Verbandspräsident Roman Hirsbrunner. Neu gab es die Kategorie «Brand Campaign», also Markenkampagnen, die «nicht unmittelbar Vertriebsziele verfolgen, die stattdessen die Markenbekanntheit und das Image erhalten, verteidigen und pflegen sollen». Anders gesagt: Es geht um grosse Ideen, nicht ums Abverkaufen.

## Positive Emotionen

Was gilt nun? Aus der Sicht von Marc Rutschmann beobachtet man in der Werbebranche seit längerem einen starken Kontrast zwischen der Begeisterung für Markenkampagnen und dem relativ geringen Zusammenhang solcher Aktionen mit Steigerungen des Produktabsatzes im Markt. Rutschmann ist Inhaber der gleichnamigen Werbeagentur in Zürich und Lehrbeauftragter für kaufprozessorientiertes Marketing an der Universität St. Gallen. Sein Zugang zum Marketing ist nüchtern, aber er sieht auch die Anziehungskraft, die das sogenannte Branding als Edelabteilung in der Branche hat. Markenführung, Branding, gelte als angesehene, schöne Disziplin, als angenehm, man rede nur über positive Emotionen.

Auf diese Weise, so Rutschmann, sei Branding die Doktrin des Marketings schlechthin geworden. Es sei der Traum fast aller jungen Leute im Marketing, sich mit Produkten oder

Leistungen zu identifizieren, Marken mit einem Image zu verbinden, emotional aufzuladen, ja als ganze Erlebniswelten zu positionieren und stolz zu vertreten. Branding sei im Grunde aber auch bequem. Nach Erstellen eines Konzepts werde die grosse Kampagne ausgerollt, dann würden die Reaktionen betrachtet – allerdings nicht der Umsatz beim Kunden, nein, man messe, wie die Kampagne beim Publikum ankomme. Man messe sich sozusagen an den eigenen Zielen – und wenn



*Verkaufen mit Dopamin:* Marc Rutschmann.

die Marktforschung erhöhte Aufmerksamkeit oder Einschaltquoten melde, werde die nächste Kampagne gestartet. «Man bewegt sich eigentlich in der Luft, immer etwa einen halben Meter über dem Boden, mit der Realität hat man wenig Kontakt», meint Rutschmann.

Seine Arbeitsweise ist eine andere. «Stop Branding, Start Selling!» lautet die Unterzeile seines Anfang Jahr erschienenen Buchs zum Thema «Kaufprozessorientiertes Marketing». Das Buch beruht grossenteils auf Arbeiten seiner Agentur für Firmen. Statt die Verheissungen und die Aura eines Produkts zu loben, will er die Kunden dazu bringen, es zu kaufen.

Moment, dafür ist doch der gute Ruf einer Marke von Vorteil oder eine Voraussetzung. Rutschmann stimmt zu, ja, tatsächlich verfügten viele erfolgreiche Unternehmen über eine starke Marke, das sei faszinierend. Aber die meisten Branding-Begeisterten würden eben

Ursache und Wirkung verwechseln, sozusagen das Pferd von hinten aufzäumen. Der Brand sei in der Regel das Ergebnis, nachdem die Leute das Produkt gekauft, probiert und für gut befunden hätten oder von anderen Positives darüber gehört hätten. Wenn man Kunden dazu bringe, das Produkt zu kaufen, dann entstehe die Marke mehr oder weniger von alleine, als attraktive Nebenerscheinung.

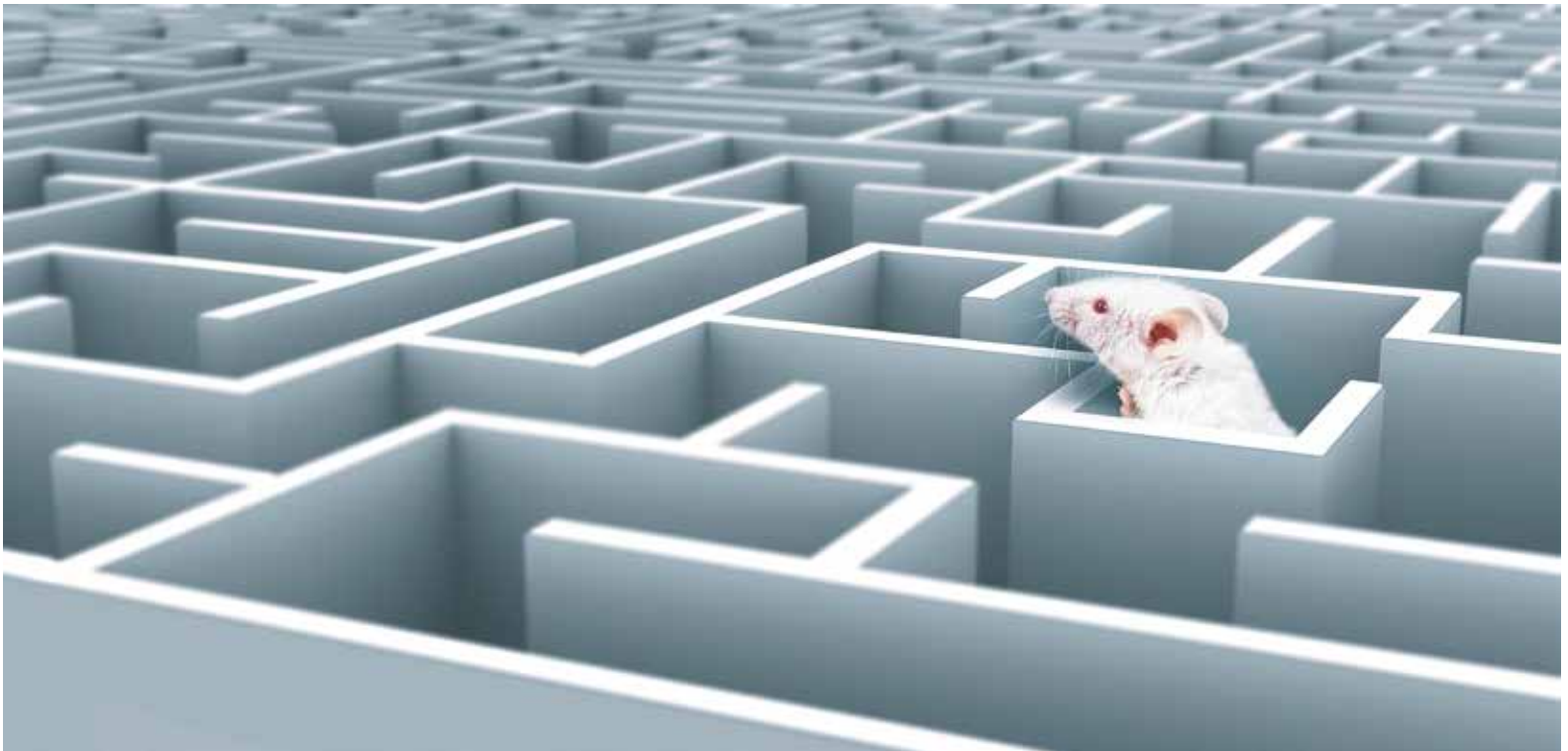
Aber dann gehören Markterfolg und Marke also doch zusammen. Klar, meint Rutschmann, diese Korrelation sei vielfach beobachtbar. Aber der Denkfehler bestehe darin, einfach die Korrelation anzuschauen und daraus zu schliessen, der Brand habe zum Erfolg geführt, deshalb lohne es sich, viel Geld und Werbung ins Branding zu investieren – statt zu merken, dass der Markenruf eine Folge positiver Käuferlebnisse sei. Man könne es auch so sagen: Jeder gute Espresso hat ein Schäumchen, aber einfach Schäumchen zu produzieren und auf den Kaffee zu legen, wäre wohl keine gute Geschäftsidee.

## «Instant happiness»

Zudem hätten die Konsumenten heute die Wahl unter etwa 55 000 Produkten. Würde auf breiter Front ein Branding-Wettrüsten losgehen, käme man schon allein deswegen in Schwierigkeiten, weil der Wortschatz normaler Leute etwa 5000 Wörter umfasse. Klar, das Produkt müsse in Ordnung sein, aber das sei heute beim Grossteil der Angebote der Fall. In einer solchen Welt spiele oft der Zufall eine wichtige Rolle. Rutschmann verweist auf das Buch «Accidental Branding», das David Vinjamuri 2008 veröffentlicht hat. Der Autor beschreibt, wie Unternehmer mit gesundem Menschenverstand ohne grosse Marketingstrategien Marken aufgebaut haben. Rutschmann nennt zwei entscheidende Punkte: erstens den Unternehmer, der leidenschaftlich für sein Produkt einsteht, und zweitens den Zufall, der im richtigen Augenblick für ein Zusammentreffen mit Käufern sorgt.

Das erinnert an Erfahrungen, die der Chef einer ertragsstarken Schweizer Industrie-gruppe einmal geschildert hat: Für den Einstieg in seine Managementkarriere hatte er zunächst eine Stelle im Marketing eines Pharmakonzerns im Auge – bis ihn der Chef einer Chemiefirma überzeugte, zu ihm zu kommen und seine Lehrjahre im Verkauf zu machen. Seine Botschaft war: zu den Kunden gehen, deren Probleme verstehen, Kaufver-





*Nicht zuwarten mit der «Ja-Strasse».*

träge signieren lassen, nicht am Schreibtisch oder mit ausgewählten Fokusgruppen kunstvolle Anpreisungen eines Produkthenutzens entwerfen.

Ähnlich ist der Kontrast zwischen den Branding-Verfechtern und den Kaufauslösern nach Rutschmanns Ansatz. Um den Kaufprozess zu verstehen, beobachtet man in Läden oder an Verkaufspunkten, wann eine Handlung ausgelöst wird und wie diese abläuft. In Interviews mit den Betroffenen werden Details eines Zeitungs- oder Autokaufs bis weit in die persönliche Vergangenheit dem episodischen Gedächtnis entlockt. Einzelfall für Einzelfall wird analysiert, bis sich Verhaltensmuster herauskristallisieren. Wohin wendet sich der Kunde zuerst, wenn er den Laden betritt? Wie

---

## Sind die Menschen derart getriebene Wesen?

---

reagiert er auf Aktionen? Was löst den Griff ins Regal aus? Ein Trumpf ist es immer, so Rutschmann, wenn der Kunde «Instant happiness» erwartet, also eine Befriedigung oder Belohnung innerhalb von Sekunden: Sofortnutzen. Als typisches Beispiel nennt er Google: Der Suchdienst bringt sogleich nach der Eingabe der Frage das glückbringende Resultat auf den Bildschirm – x-mal am Tag Sofortnutzen. Das sei die Natur von Gewinnern in schnellen Märkten. Sofortnutzen ergibt sich etwa auch aus einem Kleinkredit, den man innert Stunden erhält – das war so brisant, dass der Werbespruch «Sofort Bargeld» von den Behörden als zu gefährlich untersagt wurde.

Das erinnert ja an biologische Reflexe, an Wesen, die steuerbar sind. Sind die Menschen derart getriebene Wesen? In diese Richtung gehe es, meint Rutschmann, die Verhaltensforschung, die ganze Neurobiologie befasse sich mit nichts anderem als mit solchen Fragen. Das Unterbewusstsein mit der Evolution im Hintergrund sei mächtig, das Bewusstsein könne dann oft höchstens nein sagen und den Impuls abbrechen. Das stehe alles in Fachzeitschriften, offen zugänglich, nur nehme sich kaum jemand unter den Marketingleuten die Mühe, das zu tun. Es gebe in Europa eine Mauer, eine Firewall, zwischen dem Marketing und der Verhaltensforschung, wie etwa der Ökonom Ernst Fehr oder Neurowissenschaftler an Spitzenuniversitäten sie betrieben. Amerika sei viel weiter.

Was heisst denn das konkret für einen Autokauf? Nach Rutschmanns Worten ist es wichtig, dass der mögliche Käufer erst einmal zum Verkaufspunkt, in den Showroom, kommt. Ein probates Anziehungsmittel ist nach allen Erfahrungen eine Gratisbratwurst. Am Verkaufspunkt kommt dann nach Möglichkeit ein Gespräch mit dem Autoverkäufer zustande, zudem steht das neue Produkt eindrücklich im Raum, so dass der Interessent schon einiges an Zeit und Aufmerksamkeit investiert hat. Füllt er dann einen Fragebogen mit Verlosungsteilnahme aus, muss er zum Beantworten möglicherweise im Auto Platz nehmen und die Türen schliessen: Er fühlt das Material und riecht den Innenraum. Mit jedem Schritt steigt sein Engagement. Nun steht eventuell eine Probefahrt an, unverbindlich, auch der allfällige Eintauschpreis für den Occasionswagen wird mal hypothetisch genannt.

Ein guter Verkäufer weiss allerdings, dass die Chancen zu nutzen sind, wenn das Begehren beim Interessenten hochgefahren ist. Einige Fragen, bei denen der Interessent fast nur mit Ja antworten kann («Ist ein sicheres Fahrzeug für Sie wichtig?», «Sind sie froh über etwas mehr Platz?»), machen ihn nach dem sechsten Ja reif für entscheidendere Fragen, etwa die nach einem unverbindlichen Eintauschangebot. Rutschmann kommt in mehreren Zusammenhängen auf diese «Ja-Strasse» zu sprechen. Sie dient in seinem Ansatz dazu, die Interessenten quasi in einen Kanal des Zustimmens zu bringen, der schliesslich den Kauf oder Vertragsabschluss auslösen hilft. Da das Kaufinteresse meist rasch wieder abfalle, dürfe man mit der «Ja-Strasse» meist nicht zu lange zuwarten. Der Dopamin-Hormonstoss, der das motorische Zentrum ansteuert, sei nach etwa sechzehn Sekunden schon auf den halben Wert abgefallen.

## Lehren aus dem Nobelpreis

Wie fühlt man sich als solcher Manipulator? Rutschmann fühlt sich nicht schlecht, der Ökonom Richard Thaler habe 2017 für seine Forschung über das Schubsen von Menschen in bestimmten Entscheidungssituationen ja den Ökonomie-Nobelpreis erhalten. Viele fänden das moralisch zwar etwas minderwertig, und auch er wäre vorsichtig, wenn der Staat diese Technik anwenden sollte. Aber dass Schubsen das richtige Mittel sei, um die Leute zum Kaufen zu bringen, entspreche seinen Erfahrungen – und wenn das Ziel der Absatz von Internetabonnements, ökologischen Bananen oder modernen Autos sei, dann habe er keine Gewissensbisse. ○

# Simonischeks Sprachverliebtheit

In «Die göttliche Ordnung» berührte Max Simoniscek das Publikum als zerriebener Ehemann zwischen Konservatismus und Aufbruch. Bald spielt er die Titelrolle im Kinofilm «Zwingli». Begegnung mit einem Eigensinnigen. Von Claudia Schumacher und Peter Rigaud (Bilder)



«Kosmos an Möglichkeiten.»

«Es muss ja kein eigentlicher Feind sein, dem ich die Lust errege, mir zu folgen», sagt der grossgewachsene Irre auf der Bühne. Eine vibrierende, animalische Intensität geht von ihm aus – halb Fluchttier, halb Angreifer ist er und fährt fort: «Es kann recht gut irgendeine beliebige kleine Unschuld, irgendein widerliches kleines Wesen sein, welches aus Neugier mir nachgeht und damit, ohne es zu wissen, zur Führerin der Welt gegen mich wird.» Eine unvollendete Kafka-Erzählung, ein widerborstiges Stück, und doch wird es an diesem Abend verständlich.

Die Rolle des Besessenen ist ein guter Seismograf für das Format eines Schauspielers: Wie stark kann der glühen, wie irre gucken, wie erregt er Angst – und wie bietet er trotzdem Identifikation?

## Berühmter Vater

Dass Max Simoniscek nur ein paar Bretter, eine Glühbirne und etwas Erde braucht, um sich eine Stunde lang den vollen Fokus seiner Zuschauer zu sichern, spricht für ihn. An diesem Abend im Wiener Burgtheater spielt er Kafkas «Der Bau», und er schmeckt die Worte ab, variiert in Tonlage, Lautstärke, Ausdruck. Es ist ein Sprachsog, den er entfaltet. Man könnte nebenher ein Hörbuch aufnehmen, das gut wird. Körperlich präsent ist der Hüne sowieso, raumfüllend quasi. Bei der One-Man-Show hat der 35-Jährige auch Regie geführt, das Stück hat er in sechswöchiger Probezeit mit sich selbst am Zürcher Neumarkt-Theater entwickelt.

Als die Vorstellung vorbei ist, ruft ein Mann im Publikum: «Grossartig!», und eine Frau: «Super war das!», dann kommt Simoniscek wieder und wieder auf die Bühne, um sich den Applaus abzuholen, den er mit Schaufelbewegungen ans Licht und an den Ton weiterleitet.

«Natürlich mag ich es, für meine Leistung mit Applaus honoriert zu werden», sagt er im Anschluss bei einem Bier in der Schauspielerkantine. «Aber ich würde schon sagen: Bestätigung ist mir nicht so wichtig.» Nach der Art seines Spieltriebs gefragt, gibt er eine fast erotische Erklärung: «Mein Impuls ist die Lust, mich auszudrücken und meiner Fantasie ein Ventil zu geben. Auf diese Art erfahre ich Befriedigung.» Die Kantinenwirtin schäkert mit ihm, und man merkt: Die mögen ihn hier. Er musste noch schnell duschen, die selbstgemachte Maske aus Babyöl, Erde und Krustenblut loswerden. Seine private Intellektuellenbrille trägt er jetzt und redet eloquent.

Überhaupt die Sprache, sein Thema: «Das ist so selten geworden am Theater, dass man einen Text genau untersucht.» Es gebe heute nur noch wenige Kollegen, die überhaupt wüssten, wie man einen fünfhebigen Jambus spricht. «Das wird an der Schauspielschule gar nicht mehr gelehrt!», sagt er lebhaft. Auch unter den Regisseuren gebe es nur noch eine Handvoll, die solche Dinge wüssten. Andreas Kriegenburg zum Beispiel: Der deutsche Regisseur, erzählt Simoniscek, habe bei ihm die Liebe zur Sprache geweckt, ihm gezeigt, «was für ein Kosmos an Möglichkeiten sich da auftun kann».

An diesem Abend können wir nicht mehr so lange reden, weil: «Meine drei Brüder sind da, einer ist aus den USA hergeflogen», sagt Simoniscek voffreudig, «das passiert nur alle Jahre einmal, dass wir in der gleichen Stadt sind.» Entsprechend blass und verkatert erscheint er am nächsten Tag im Wiener Kaffeehaus «Prückel» zum Interview, aber nach einem «Braunen» ist er wieder ganz da.

Die Brüder sind Halbbrüder: Max Simoniscek ist der älteste Spross einer schweizerisch-österreichisch-deutschen Patchwork-Familie aus Schauspielern. Seine zwei Mütter sind Schauspielerinnen, seine zwei Väter ebenso. Seine leibliche Mutter ist die Baslerin Char-

---

«Ich hatte immer das Gefühl, dass die Jugend in der Schweiz so wahnsinnig selbstsicher ist.»

---

lotte Schwab, erfolgreiche Film- und Theaterschauspielerin, heute in München lebend. Der leibliche Vater ist der berühmte österreichische Schauspieler Peter Simoniscek, der für seine Rolle als Toni Erdmann für den Oscar nominiert war und im Ensemble des Burgtheaters spielt. Die Eltern trennten sich, da war Max zwei Jahre alt. «Ich werde immer stark mit meinem Vater in Verbindung gebracht» – neulich gab's das erste Doppelinterview in der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* – «aufgewachsen bin ich aber bei meiner Mutter», so gewichtet Simoniscek seine Einflüsse. Die Kindergartenzeit verbrachte er in Zürich, dazu fällt ihm ein: «Rigiblick-Fahrten. Sicher, sauber, selbstbewusste Menschen.» Selbstbewusste Menschen? «Ja, ich hatte immer das Gefühl, dass vor allem die Jugend in der Schweiz so wahnsinnig selbstsicher ist.»

Die Mutter heiratete später den Schauspieler Sven-Eric Bechtolf, ein Sohn geht aus der

Ehe hervor. Peter Simonischek heiratete ebenfalls erneut, die Schauspielerin Brigitte Karner, mit der er zwei Söhne hat. Weil Max das Kind aus der aufgelösten Familie war, boten die Eltern ihm an, er könne ein Internat besuchen, um einen eigenen, festen Raum zu haben. Ab dem Alter von zehn Jahren besuchte er das Internat Schloss Plön in Schleswig-Holstein. Auf die Zeit schaut er gerne zurück.

### Puderduft und Theaterzauber

Vielleicht hängt es auch mit diesem Mischmasch an Dialekten und Regionen zusammen, den Simonischek durch seinen Familienhintergrund erlebt hat, dass er heute ein feines Sprachgefühl besitzt. «Der schönste Dialekt, trotz *Schietwetter*, ist der in Hamburg, wo ich zur Grundschule ging», findet er.

«Wenn deine Eltern Schauspieler sind und du das Gleiche werden willst, musst du erst mal auf Distanz gehen», sagt er. Schauspiel studierte er in Salzburg und ging dann nach Berlin, «wo nicht jeder meinen Vater kennt wie in Wien». Am Maxim-Gorki-Theater machte er gute Erfahrungen, der damalige Intendant Armin Petras weckte seine «Spiel Freude in einem Haifischbecken».

Mittlerweile ist Simonischek elf Jahre im Beruf und freischaffend. Etabliert genug, um die öffentliche Nähe zum Vater zuzulassen. «Es war früher nicht leicht, meinem Vater zu verwickeln, dass ich nicht am Burgtheater spielen und keine gemeinsamen Interviews geben will», erinnert er sich. Mittlerweile tue er beides, nachdem er beides mehrfach abgelehnt habe: «Man nimmt mich trotz dieser Nähe heute als eigenständig wahr.» Seit kurzem ist Simonischek selbst Vater. Mit seiner Frau, einer österreichischen Journalistin (will namentlich nicht genannt werden), hat er eine Tochter. «Ein richtiges Einsteigerkind», sagt er. «Sie wacht ein- oder zweimal auf nachts, ist aber ansonsten ein ruhiges Gemüt.»

Gefragt nach den Arbeiten, auf die er bis jetzt am stolzesten ist, nennt er «Der Bau» und zwei weitere Theaterproduktionen. Dabei hat er auch schon in vielen Filmen gespielt, etwa in «Die göttliche Ordnung», «Akte Grüninger» und im TV-Zweiteiler «Gotthard». Sein Zuhause ist aber das Theater – und zwar wörtlich: Simonischek ist ein Theaterkind. «Als ich klein war, war meine Mutter zunächst alleinerziehend», erzählt er. Wenn sie probte, sei er in der Kantine gewesen, habe mit dem Personal gespielt oder gemalt. Und seiner Mutter zugesehen oder von der Seitenbühne aus zugehört. «Als Kind im Theater gab's Momente, die ich heute auch vermissen», sagt er wehmütig. «Dieser Zauber im Theater. Dieses Faszinierende. Mit dem Puder und dem Geruch und den Masken.» Was er heute tue, sei auch eine Suche nach diesem Zauber, ein Rückeroberungsversuch. Trotzdem werden wir ihn ab Januar 2019 in einer Kino-Hauptrol-



«Erst mal auf Distanz gehen»: Schauspieler Simonischek im Wiener Stadtpark.

le sehen, als Zwingli. «Das Gute ist, dass sich mit Stefan Haupt ein relativ akribischer Dokumentarfilmer mit dem Thema auseinandergesetzt hat, die Produktionsfirma aber eher einen kommerziellen Film möchte», sagt Simonischek. Er hoffe, dass sie den Fokus auf Zwingli als «Revolutionär» legen und weniger vom «Reformator» reden, um auch die Jungen zu erreichen. Aber weil Filme im Schneiderraum gemacht werden, liege das alles –

anders als im Theater – nicht in der Verantwortung der Schauspieler.

Man könnte sich noch ewig weiter unterhalten mit Simonischek und diesen Text beliebig verlängern. Über seine Internatsgeschichten oder seine kritischen Gedanken zum Theater schreiben. Dass die Seite nun aber leider endet, ist so tragisch auch wieder nicht: Diese Karriere wird wohl andauern. Und noch manche Zeitungsseite füllen. ○

# Ein Berner namens Hoarau

Er stammt aus La Réunion. Er trägt den Reggae im Herzen.  
Doch YB-Star Guillaume Hoarau, 34, ist in Bern sesshaft geworden:  
«Hier ist mein Zuhause.» Von Thomas Renggli und Jörg Fokuhl (Bild)

Fügen im Zillertal. Sattgrüne Wiesen, weidende Kühe, ein plätschernder Bergbach. Die Kellnerin im Restaurant «Held» trägt Dirndl und empfiehlt zum Dessert Kaiserschmarren. Über dem Gartenteich bewegen sich zwei Libellen wie Tänzer im Dreivierteltakt, daneben steht ein Chalet mit Geranienschmuck: der perfekte Schauplatz des «Musikantenstadls».

Der Mann, der mit grossen Schritten auf die Terrasse tritt, trägt weder Lederhosen noch Tirolerhut: schwarze Shorts, leuchtgelbes T-Shirt. Ein freundliches Lachen, ein kräftiger Händedruck: «Bonjour – merci pour votre intérêt.» Guillaume Hoarau befindet sich mit den Berner Young Boys im Sommercamp: zwei Trainingseinheiten pro Tag, Testspiele, harte Arbeit als Basis für die bevorstehenden Aufgaben. Der Franzose ist gleichwohl relaxt und bestens gelaunt: «Hier fehlt es uns an nichts. Wir haben alles, um uns optimal auf die Saison vorzubereiten.»

## «Kälte machte mir zu schaffen»

Über dem Hoteleingang weht ein grosses Transparent: «Gratulation dem BSC Young Boys zum Schweizer Meistertitel». Das Stück Tuch ist ein Souvenir der ewigen Berner Meisterfeier im vergangenen Frühling mit ihrem Kulminationspunkt am 20. Mai – als 20 000 Fans auf dem Bundesplatz und über 40 000 im Stade de Suisse den ersten Titelgewinn seit Menschengedenken feierten: «Das war fantastisch», sagt Hoarau und blinzelt in die Sonne. Der Mann sprengt allein aufgrund seiner Herkunft den Rahmen der alpenländischen Idylle. Er stammt aus Saint-Louis im französischen Überseedepartement La Réunion – 700 Kilometer östlich von Madagaskar, umspült von den endlosen Weiten des Indischen Ozeans, tropisch-feuchtes Klima, Durchschnittstemperatur von 27 Grad, Kreolisch als Landessprache – und hat eine vom Kolonialismus geprägte Geschichte: Hoaraus Vorfahren waren Sklaven, die von den französischen Plantagenbesitzern als Feldarbeiter eingesetzt wurden. Hoarau denkt im sommerlichen Tirol mit Sehnsucht an seine Heimat: «Ich erlebte eine unbeschwertere Jugend. La Réunion ist nicht nur im geografischen Sinn eine Insel. Die Sonne scheint fast immer. Die Menschen lachen viel. Musik spielt überall.»

Wirtschaftlich liegt das Ferienparadies aber auf der Schattenseite. Die Arbeitslosigkeit beträgt gemäss dem französischen Statistikamt 30 Prozent. Die Lebenskosten sind hoch, das

Lohnniveau dagegen liegt 40 Prozent tiefer als auf dem Festland – bei rund 1400 Euro pro Monat. Gehaltszuschläge erhalten nur die aus Frankreich abgesandten Beamten und Mitarbeiter von privaten Firmen.

In solch ärmlichen Verhältnissen wuchs Guillaume Hoarau mit zwei Brüdern und ei-

ner Schwester auf. «Noch heute lebt meine ganze Familie dort», erzählt er. Sein Vater war sein erster Trainer, Ronaldo, der Brasilianer, sein grosses Vorbild. Guillaume fiel früh durch sein aussergewöhnliches Talent auf. Für die Jeunesse sportive Saint-Pierroise schoss er Tor um Tor. Bald wurde die Insel für seine Träume



Populär wie Dölf Ogi: Schweizer Meister Hoarau im YB-Trainingslager in Tirol.

zu klein. Der Fussball trieb ihn mit neunzehn Jahren aufs französische Festland, nach Le Havre – 10 000 Kilometer von der Heimat entfernt und auch klimatisch am anderen Ende der Welt: «Ich hatte noch nie zuvor Schnee gesehen. Die Kälte machte mir zu schaffen», erinnert er sich.

Heute befindet sich Guillaume Hoarau an der Wärme – auch sportlich. Der Stürmer war eine der Schlüsselfiguren der Young Boys auf dem Weg zum ersten Meistertitel seit 32 Jahren. Obwohl er im vergangenen Herbst wegen einer Oberschenkelverletzung fast drei Monate ausfiel, schloss er die Saison als zweitbesten Torschütze der gesamten Super League ab. Mit einer Torquote von 0,6 Treffern pro



Spiel lieferte er sogar den Spitzenwert. Allein mit seiner Physis sprengt er Grenzen: Er ist baumlang (192 cm) und trotzdem filigran (86 kg). Er besitzt die Statur des perfekten Kopfballspielers, hat aber mehr Gefühl im kleinen Zeh als die meisten Menschen in beiden Füßen. Und dank seiner offenen und kommunikativen Art ist er in Bern so populär wie Dölf Ogi und Kuno Lauener zusammen. Dazu sagt er: «Wichtig ist die Leistung auf dem Platz. Aber es ist cool, dass mich die Menschen gern haben.»

Hoarau nimmt einen Schluck Mineralwasser. Er spricht mit sanfter Stimme und überlegt sich die Antworten genau. Dass er sich heute mit einem Schweizer Klub in der österreichischen Provinz auf die neue Saison vorbereitet, wirkt wie ein Missverständnis des Schicksals. Nach gewissen Anpassungsschwierigkeiten schlug er im französischen Fussball gross ein. Vor zehn Jahren führte er Le Havre praktisch im Alleingang in die Ligue 1. Der damalige Torhüter Christophe Revault sagte einst in einem Interview: «Hoarau lief wie über Wasser – Woche für Woche. Wir stiegen nur seinetwegen auf.»

Die Topklubs rissen sich um den torgefährlichen Hünen. Hoarau entschied sich für die grösstmögliche Herausforderung in Frankreich – Paris Saint-Germain. An der Seine

---

### «Bisher spielte ich nur Coverversionen. Nun schreibe ich an eigenen Stücken.»

---

avancierte der lebensfrohe Goalgetter auch neben dem Feld zur Zugnummer. Der Fernsehkanal TF 1 bot ihm in der Sendung «Télé-foot» ein eigenes Gefäss und beförderte ihn zum Medienstar. Auf dem Fussballplatz erlebte er seine Sternstunde im Pokalfinal 2010 gegen die AS Monaco. Vor 75 000 Zuschauern im Stade de France gelang ihm in der Verlängerung der Siegestreffer zum 1:0. In diese Phase fiel sein Debüt in der Nationalmannschaft. Doch durchzusetzen vermochte er sich nie. In fünf Länderspielen blieb er ohne Torerfolg.

Wenn Guillaume Hoarau redet, blitzen aus seinen Augen Lebensfreude und Abenteuerlust. Auf Youtube wirken seine «Télé-foot»-Auftritte, als würde er mit der Kamera flirten. Wenn er für Fotos posiert, bewegt er sich so elegant wie ein Model auf dem Laufsteg. Wer ihn abseits vom Fussballplatz trifft, könnte ihn auch für einen Schauspieler oder Sänger halten. Und dies ist nicht so falsch. Hoarau besitzt ein ausgesprochenes Flair für Musik. Seine Gitarre hat er immer dabei: «Zusammen mit den Physiotherapeuten haben wir bei YB eine Band. Wir sind quasi die Musiktherapeuten», sagt er lachend.

Tatsächlich hat der Franzose in Bern auch musikalisch schon Spuren hinterlassen. An

der Seite von Mundartbarde Oli Kehrli trat er mit einer Interpretation des Georges-Brassens-Klassikers «Les passantes» auf. Wer Hoaraus klare Stimme hört, tut sich schwer, diese einem Fussballer zuzuordnen. «Ich liebe das französische Chanson», sagt er und deutet auf eine Gitarre, die er sich auf den Unterarm stechen liess. Seine Wade ziert eine Tätowierung von Bob Marley. Dessen Songs übersetzte er in seiner Schulzeit ins Französische: «So lernte ich Englisch», erzählt Hoarau. Auch musikalisch will er mehr: «Bisher spielte ich nur Coverversionen. Doch nun schreibe ich an eigenen Stücken.»

### Reinigung des Lebens

Von der Muse allein lebt aber selbst ein fussballerischer Freigeist nicht. 2013 wechselte Hoarau zum chinesischen Klub Dalian Aerbin – «wegen dem Haufen Geld», wie er unumwunden zugibt. Die acht Monate im Fernen Osten seien schwierig gewesen. Doch er habe sie zur «Reinigung seines Lebens» genutzt. Begleitet wurde er damals von seinem Cousin Ludovic Hoarau. Guillaume nennt ihn «meinen Musikprofessor und meinen Koch».

Die Familie ist Guillaume Hoarau wichtig – umso nachdenklicher wird er, wenn er auf seinen zehnjährigen Sohn Andrea angesprochen wird. Der lebt bei seiner Mutter in Bordeaux: «Ich versuche ein guter Vater zu sein. Auf Distanz ist das nicht so einfach. Aber wenn wir zusammen sind, wird die Zeit umso intensiver.» Eigentlich wäre er lieber ein guter Vater als ein guter Fussballer, fügt er an.

Aus Hoarau spricht ein Mensch, der fussballerisch und persönlich schon viel erlebt hat, der sich als 34-Jähriger eigentlich zurücklehnen und den Vorruhestand geniessen könnte. Doch der Franzose hat noch einiges vor: «Ich will ein Leader sein – auf und neben dem Platz. Und ich will die Jungen begleiten.» Nur als «Babysitter» sieht er sich aber nicht: «Ich spiele immer, um zu gewinnen – und bei YB können wir auch im Europa-Cup weit kommen. Der Klub hat alles, um Grosses zu erreichen.» Sein Bekenntnis zu Bern geht über das Fussballerische hinaus: «Ich liebe diese Stadt und ihre Ruhe. Ich kann mir gut vorstellen, dass sie mein letztes Zuhause ist.» Auf seine musikalischen Zukunftspläne angesprochen, bleibt er – mit Blick auf den genau zuhörenden YB-Medienchef – unverbindlich: «Ich bin Fussballer.» Doch bei den Young Boys weiss man aus erster Hand, dass die musikalischen Einlagen des Topscorers Begehrlichkeiten wecken, die schon fast nach einem professionellen Musikmanagement verlangen. Hoarau könnte mit seiner Gitarre jede Woche auftreten. Bei YB allerdings plant man selbst in Tirol keinen Musikantenstadl. Der Stürmer mit der Nummer 99 soll bis auf weiteres noch auf dem Fussballplatz für die Musik sorgen. ○

# Ringen im Regen

«Arena»-Moderator Jonas Projer polarisiert: Für die einen ist er ein Egomane, für andere wahlweise zu geschliffen, zu rechts, zu links, zu populistisch. Der umtriebige Schnelldenker hat der Debattiersendung wieder ein Gesicht gegeben. Gut so, aber Achtung. *Von Alex Baur und Lukas Maeder (Bild)*

Die Wogen gingen hoch – vor, während und nach der Abstimmungs-«Arena» auf SRF zum Thema «No Billag» im letzten Februar. Mit Argusaugen registrierten Befürworter und Gegner jedes Räuspern von Sendeleiter Jonas Projer. Immerhin ging es hier um Sein oder Nichtsein der SRG, also auch um seine Existenz. Kann ein Moderator in einer solchen Konstellation überhaupt neutral sein? Würde Projer die Befürworter bevorzugen – oder vielleicht, aus einer Hemmung heraus, die Gegner? Nützte die Sendung der einen oder der anderen Seite?

Das ist ein verzwickter Stoff, zu dem es keine richtige Antwort gibt, aber umso mehr dezidierte Meinungen, über die sich streiten lässt. Stoff für Projer also. «Eloquent und arrogant», ätzte die *Basler Zeitung*, «wie ein Schulmeister» habe er die Befürworter abgekanzelt, statt sie ihre Sicht der Dinge darlegen zu lassen. «Ein Murmeli im Jeff-Koons-Look», höhnte Kommunikator Klaus J. Stöhlker in der *Weltwoche*. Die Zeitung *Der Bund* berichtete gar über Morddrohungen gegen Projer, welche die «Affront-Arena» ausgelöst habe. Von vierzig Klagen beim Ombudsmann war die Rede.

## Und gleich die nächste Debatte

Tatsächlich war es Projer selbst, der die Morddrohungen via Twitter publik gemacht hatte. Womit er gleich die nächste Debatte im Netz lancierte: Gehören solche Drohungen an die Öffentlichkeit oder nicht eher in die Hände der Polizei? Wollte sich da einer bloss wichtigmachen? Immerhin wusste er genau, worauf er sich einliess, als er die «Arena» in eigener Sache lancierte. Und es war nicht, wie sonst üblich, bloss eine Abstimmungssendung, sondern bereits die dritte zur heissumstrittenen Vorlage in kurzer Folge. Man wird den Verdacht nicht los, dass er den Eklat suchte.

Der Umgang mit «No Billag» war ziemlich untypisch für die SRG, doch er sagt einiges über Projer. Wo andere instinktiv in Deckung gehen, sucht er die Auseinandersetzung, geht in den Angriff. Man kann es positiv sehen: Er packt den Stier bei den Hörnern. Projer lässt nie Zweifel darüber aufkommen, wer der Chef in der «Arena» ist. Rastlos tigert er über die Bühne und stellt sich auch mal ganz nah neben einen Gast, wenn sich dieser nicht an seine Regie hält. Der abgestandene Begriff «Dompteur» – in den 1990er Jahren auf den «Arena»-Gründer Filippo Leutenegger gemünzt – ist wieder aktuell. Nur ist Jonas nicht Filippo. Projer mag kecker

und schlagfertiger sein. Die lateinische Nonchalance des geborenen Conférenciers Leutenegger geht ihm ab. Der schlaksige Jonas Projer verströmt selbst im Alter von 36 Jahren immer noch die Aura eines vorwitzigen Gymnasialisten. Das Bärtchen, das er sich vor einem Jahr – gemäss eigenen Angaben auf Anraten seiner Frau – angedeihen liess, hilft nicht wirklich weiter. Allerdings haben sich die Zeiten geändert. Leuteneggers frecher, konfrontativer Stil war damals neuartig. Inzwischen gehört das Pro und Kontra zum Inventar jeder Redaktion. Wer das Publikum damit noch in Bann ziehen will, muss sich schon etwas einfallen lassen.

Was ihm keiner absprechen kann: Seit Jonas Projer die «Arena» Ende 2014 übernahm, hat die Sendung wieder an Profil gewonnen. Der Anfang war harzig. Es wurde viel experimentiert, mit eingespielten Filmen und Grafiken, Experten und einem «heissen Stuhl». Die ersten Sendungen waren stramm durchorchestriert, aber auch überladen und steril. Das funktionierte nicht, in der «Arena» ist jeder Experte. Projer erwies sich als lernfähig. Er

## Blick aus den Augenwinkeln, die Provokation scheint ihn eher zu belustigen.

führte die Sendung bald zu dem zurück, was sie sein sollte: eine Art Landsgemeinde, ein Fest der Demokratie. Er ist an seiner Aufgabe gewachsen, wirkt souveräner als am Anfang. Und vor allem: Er hat der «Arena» wieder ein Gesicht gegeben.

Doch gerade hier liegt auch eine Falle. Es ist das alte Dilemma des öffentlich finanzierten Senders, der nicht machen kann, was er will. Die «Arena» ist nicht irgendeine Talkshow, sondern Teil eines politischen Systems. Medientechnisch mag die prägende Figur des Dompteurs, die für Aufsehen und Aufregung sorgt, ein Segen sein. Wenn aber der Schiedsrichter wichtiger wird als die Spieler, ist das ein Problem. Zwischen Provokation und Selbstinszenierung ist ein schmaler Grat.

Wer ist dieser Mann, was treibt ihn? Roger Schawinski, der Altmeister der Psycho-Obduktion, nahm Jonas Projer im letzten März in seiner Sendung eine halbe Stunde lang in die Mangel. Wir haben erfahren, dass er als Sohn eines Lehrers in Winterthur aufgewachsen ist; dass es zu Hause keinen Fernseher gab, was vielleicht seine Leidenschaft für den Film und

das Kino erklärt; dass er ein Studium in Germanistik und Anglistik abgebrochen hat, um Regisseur zu werden; dass er mit 25 Jahren, noch während des Studiums, bei der SRG anheuerte; dass er mit 29 Jahren bereits SRF-Korrespondent in Brüssel war; dass er mit seiner Frau vier Kinder hat (das fünfte ist unterwegs). Nicht zum ersten Mal hörten wir seinen Spruch «Mit zwanzig wusste ich, was ich wollte, mit dreissig, was ich kann» – und dass es bei der «Arena» natürlich nie um seine Person gehe, sondern nur um die Sache.

## Eins zu null für Projer

Schawinski versuchte nachzuhaken, wo es weh tut, etwa bei der berüchtigten «Arena»-Sendung mit dem – formulieren wir es mal unverfänglich – Verschwörungsanalytiker Daniele Ganser. Beim Versuch, Ganser als Manipulator zu überführen, hatte sich Projer in einen unheilvollen Infight verstrickt, der ihm die Rekordzahl von 495 Beschwerden und eine deutliche Rüge des Ombudsmannes einbrachte. Doch der Dompteur liess Schawinski ins Leere laufen: Ja, das sei ein grosser Fehler und ein wichtiges Lehrstück für ihn gewesen. Und so ging es dreissig Minuten lang.

Die Demontage einer Gummizelle mit blosser Faust erscheint ein Kinderspiel, gemessen am Versuch, auch nur einen klitzekleinen Einblick hinter die aalglatte Fassade des TV-Profis zu erhaschen. In seinem Revier erschien mir dies eine *mission impossible*. Ich musste Jonas Projer aus seiner Welt der Kameras, Mikrofone und des Zeitdrucks herauslocken – auf eine Wanderung über die Lägern zum Beispiel, einen Juragrat zwischen Zürich und dem Aargau. Experimentierfreudig, wie er ist, sagte Projer spontan zu. Dann war mir der Himmel noch wohlgesinnt. Er schickte mir einen anhaltenden Regen. Vielleicht half das Wasser beim Aufweichen der Fassade.

In Regensberg ZH nehmen wir den Aufstieg in Angriff. Zum Anwärmen werfe ich eine These auf, die jeden Journalisten auf Betriebstemperatur bringt: «Eigentlich sind die Medien ein Drecksgeschäft; Aufmerksamkeit ist unser höchstes Ziel, und das erreichen wir am einfachsten mit Überspitzungen, Unschärfen und Halbwahrheiten, über die sich streiten lässt; die «Arena» lebt vom Zoff, nicht von der Information.» Projer schaut mich etwas irritiert an und beschleunigt seinen Schritt. Der Kerl weiss natürlich, dass ich ein Vierteljahrhundert mehr in den Beinen habe und ein paar



«Was unter den Nägeln brennt»: Fernsehstar Projer.

Zigaretten mehr auf der Lunge. «Kontrollfreak», notiere ich in mein geistiges Notizbuch, «will das Zepter nicht mal beim Wandern aus der Hand geben.»

In der Sache widerspricht mir Projer scharf. Er verbringe die meiste Zeit mit Vorrecherchen. Ohne solide Kenntnisse der Dossiers würde er nie eine Sendung machen. Zum Beweis kramt er sein Handy hervor und zeigt mir das Bild eines Experten, den er für drei Tage auf die Redaktion eingeladen habe, weil bis dahin keiner das Wesen der Vollgeldinitiative richtig begriffen habe. Überhaupt befasse sich die «Arena» oft mit sehr komplexen und anspruchsvollen Themen, etwa der Konzernverantwortungsinitiative oder der Landwirtschaftspolitik, die wichtig, aber schwer zu vermitteln seien.

«Eigentlich schaffst du das sogar verdammt gut», schiesst es mir durch den Kopf. Und mangelnde Dossierkenntnisse kann man Projer nun wirklich nicht vorwerfen. Das behalte ich natürlich für mich. Nächster Anlauf. «Doch bei der Umsetzung orientiert ihr euch doch am höchstmöglichen Krawallfaktor.» Elegant verwandelt er meinen Konter in eine Steilvorlage für sich selber: «Ja, natürlich orientiere ich mich an dem, was unter den Nägeln brennt und für Kontroversen sorgt, sonst wäre ich am falschen Ort.» Recht hat er. Eins zu null für Projer. Wenigstens erlaubt mir das Intermezzo, etwas Sauerstoff zu tanken.

Die Steigung lässt nach, ich lege ein Brikett nach. These Nummer zwei: «Wer als Moderator derart in den Mittelpunkt drängt, muss ein Narzisst sein!» Blick aus den Augenwinkeln, die Provokation scheint ihn eher zu belustigen. Nun ist mir zwar nicht entgangen, dass Jonas Projer ausserhalb der «Arena» betont bescheiden auftritt. Bei der Ehrung zum Journalisten des Jahres 2017 reichte er das Lob umgehend weiter an sein Team und seine Familie. Doch war das nicht eine Spur zu betont, um glaubhaft zu wirken? Alles nur eine Masche?

Die meisten Politiker in der «Arena», entgegen Jonas Projer, seien Profis. Sie wüssten genau, dass sie in den ersten zwanzig Minuten mit der grössten Aufmerksamkeit rechnen können, die in der Folge schnell nachlasse. Also setzten sie alles daran, ihre immergleichen, in der Parteizentrale vorbereiteten Parolen «gleich am Anfang und wenn möglich gleich viermal zu platzieren». So komme aber keine Debatte zustande. Also sei es wohl oder übel seine Aufgabe, die Zügel in die Hand zu nehmen und die Gäste auf den Pfad der Tugend zu führen.

Okay, das leuchtet ein. Zwei zu null für Projer in der Vorrunde.

Wir sind mittlerweile beim Flugradar angelangt, der wie ein überdimensionierter Fussball über der Lägern thront. Höchste Zeit für Zündstufe drei: «Schawinski ist das grosse Vorbild des jungen Projer, der Übervater, der ihm

auch die Konfrontation mit Daniel Ganser eingeflüstert hat, die dann in die Hosen ging, weil Jonas eben nicht Roger ist.» Nun reagiert Projer doch ziemlich verärgert. Gewiss halte er Schawinski für einen grossen Journalisten, erwidert er, aber nein, über die Ganser-Sendung habe er im Vorfeld nicht mit ihm gesprochen; dass er jung wirke, heisse nicht, dass er nicht selber denken könne oder sich von andern gar etwas vorschreiben lasse. Jetzt ist das Giftpfeilchen fällig: «Ist das Bärtlein wirklich echt oder bloss aufgeklebt?» – «Rupfen Sie ungeniert daran», erwidert er. Seine Miene verrät mir, dass er das gar nicht lustig findet. Ich verbuche das mal als unentschieden.

Wir haben mittlerweile die Schotterstrasse hinter uns gelassen und stolpern im Regen über den steinigen Pfad, der dem Felsgrat entlangführt. Mein Revier. Nach dem Warm-up können wir uns dem Wesentlichen zuwenden: «Was ich wirklich an der «Arena» auszusetzen habe – wie übrigens an fast allen SRF-Talks –, ist diese notorische Verkrampfung, diese leidenden Mienen. Bei den grossen amerikanischen Talkern hat man stets das Gefühl, sie stünden unter Heroin. Sie lullen ihre Gäste in eine wohlige Gelassenheit ein, um sie dann mit dosierten Adrenalkicks zu überraschen. Im Zustand der Entspannung sorgen sie für ein Höchstmass an Spannung, die fast süchtig machen kann. In Ansätzen ist dieser

## Kollegen rieten ihm von der Korrespondentenstelle in Brüssel ab.

«Heroinfaktor» auch beim deutschen TV auszumachen, etwa bei Plasberg, Maischberger oder Jauch, wenn sie gut drauf sind. Warum kriegen Sie das nicht hin? Liegt es an Ihrem Charakter, am Werdegang, am Alter, an der Schweiz, an der Anstalt SRF?»

Projer wirkt nachdenklich, redet nicht mehr so geschliffen. Bingo. Das Gespräch unter vier Augen kann beginnen.

Jonas Projer erzählt, wie er mit seinen drei Geschwistern in Winterthur aufgewachsen ist. Das sei ein grosses Privileg gewesen. Von klein auf musste er lernen, sich durchzusetzen. Eine gesunde Grossfamilie kann Urvertrauen schenken. Schon im Gymnasium stach er durch Ehrgeiz und eine schnelle Auffassungsgabe hervor, wie Gspänli aus jener Zeit berichten. Wenn ihn einer als Streber verspottete, habe ihn das kaum beeindruckt. Drogen und Exzesse waren für ihn nie ein Thema. An der Uni lernte er mit zwanzig seine jetzige Frau kennen, eine Genferin, die Mutter seiner Kinder, mit der er heute noch zusammenlebt.

Amouröse Eskapaden, das bestätigt ein Weggefährte aus frühen Jahren, hätte man allen zugetraut, nur nicht dem Jonas. Das habe nichts mit Glauben zu tun gehabt – Projer stammt aus einem vorwiegend protestantisch geprägten, aber nicht religiösen Elternhaus –, es hätte einfach nicht zu seinem Wesen gepasst.



*Fest der Demokratie: Projer in Aktion.*

Nicht ganz so gradlinig – wenngleich im Rückblick durchaus folgerichtig – war sein beruflicher Werdegang. Das Studium an der Uni Zürich brach Projer nach drei Jahren ab, er wechselte an die Hochschule für Künste. 2007 schloss er seine Ausbildung zum Regisseur mit dem Diplomfilm «Wölfe in B.» ab. Die Geschichte spielt in einem Dorf von Hinterwäldlern, die gegen eine imaginäre Invasion von Muslimen eine Bürgerwehr aufstellen. Der Achtzehnminüter fand sogar in der NZZ eine lobende Erwähnung. Jonas Projer selber beurteilt den – kurioserweise in Regensberg am Fuss der Lägern gedrehten – Film im Rückblick weniger gnädig: «Es war ein fürchterliches Elaborat, und es führte mir definitiv vor Augen, dass ich als Filmregisseur nicht taugte.»

### Weit entfernt vom Krawall

Seine wirkliche Berufung hatte Projer bereits zwei Jahre zuvor gefunden. Während eines Aufenthaltes an der School of Visual Arts in New York besorgte er sich die Telefonnummer von Tilman Lingner, dem SRF-Korrespondenten in Washington. Der Grünschnabel bat um eine Praktikumsstelle, die er auch bekam. Zusammen mit seiner späteren Frau hütete er in Washington gelegentlich den kleinen Sohn des Westschweizer Korrespondenten Sébastien Faure. Und irgendwann wurde den beiden klar, dass sie eigene Kinder haben wollten, und das nicht zu knapp – und dass sich dieser Lebensraum mit einer Künstlerkarriere schlecht vereinbaren liess.

Stufe um Stufe, Praktikum um Praktikum arbeitete sich Projer beim SRF hoch: Lokal-

korrespondent bei «Schweiz aktuell», «Tagesschau», «10 vor 10». 2011 bot sich eine Stelle als Korrespondent in Brüssel an. Kollegen rieten ihm ab. Die EU-Zentrale galt als Abstellgleis für angegraute Journalisten. Projer ging trotzdem hin. Sein Riecher hatte sich als zuverlässig erwiesen. Die Euro-Krise katapultierte den jungen Schnösel im feinen Anzug regelmässig auf den Bildschirm. Was er berichtete, hatte Hand und Fuss.

Bei aller Experimentierfreude, der unvorbereitete Sprung ins kalte Wasser war nie sein Ding. Vor seiner Brüssel-Mission absolvierte Jonas Projer ein Nachdiplomstudium in Europarecht. Als er drei Jahre später zum Leiter der «Arena» designiert wurde, heuerte er erst mal zwei Monate als Praktikant bei Frank Plasberg (ARD) an. Dessen Talk-Sendung «Hart, aber fair» ist anders konzipiert als die «Arena». Gleichwohl guckte sich Projer einige Elemente bei seinem deutschen Vorbild ab und setzte diese auch um. Das meiste wurde inzwischen ent-

sorgt, was taugte – etwa die Infografiken – behielt er bei.

Über einen Mangel an Aufmerksamkeit konnte sich Jonas Projer nie beklagen. Der Moderator sorgt nicht nur in der Sendung für Debatten, sondern auch darum herum. Von einer Krawallsendung ist die «Arena» trotzdem weit entfernt. Im internationalen Vergleich muten die Themen und Rededuelle immer noch helvetisch-solid und behäbig an. Solange Linke wie Rechte und erst recht die Eingemitteten gleichermassen über Projer klagen, ist er auf Kurs.

Etwas weniger rosig sieht es bei den Zuschauerzahlen aus, die wir bei unserem Abstieg von der Lägern erörtern. Schauten vor vier Jahren im Schnitt noch 189 000 Zuschauer am Freitagabend in die «Arena» rein, waren es letztes Jahr noch 151 000. Der Verlust in absoluten Zahlen entspricht in etwa dem, was das Fernsehen – wie zuvor schon die Printmedien – allgemein verloren hat. Der Marktanteil ist einigermaßen stabil geblieben, doch Besitzstandswahrung ist nicht wirklich das, wovon ein aufstrebender Journalist träumt.

Das grosse Zittern vor der «No Billag»-Abstimmung bescherte der SRG ein heilsames Erwachen, das Resultat des Urnengangs neuen Schub. Projer, der mittlerweile den ganzen Talk-Bereich leitet, hat zweifellos etwas frischen Wind in die Bude gebracht, eine jüngere, dynamischere Generation von TV-Machern angeheuert. Den allgemeinen Abwärtstrend konnte er allerdings bislang nicht umkehren. Hilft der «Heroinfaktor» vielleicht weiter? Das Stichwort hat es Jonas Projer angetan. Ja, der «Heroinfaktor» – das müsse man sich überlegen. ○



# Unterwegs mit Tier und Tücke

Der wahre Tierfreund reist nicht ohne seinen Vierbeiner in die Ferien. Die Tourismusbranche ist gerüstet. Wer sich gut vorbereitet, vermeidet unangenehme Überraschungen.

Von Rolf Hürzeler

Die Reise bleibt unvergesslich – für Schäferhund Irigo und sein Frauchen. Die amerikanische Fluggesellschaft United Airlines flog Irigo dieses Frühjahr nach Japan statt nach Wichita im US-Bundesstaat Kansas. Beim Umsteigen auf dem Flughafen Denver kam es laut CNN zur Verwechslung mit einer Deutschen Dogge, die dafür in Wichita statt in Tokio landete.

Kalamitäten dieser Art schrecken Tierfreunde nicht ab, Hund Bobby oder Kater Cäsar wann immer möglich mit auf die Reise zu nehmen. Das hat mehr mit dem Halter als mit den Tieren zu tun. Denn gut untergebracht verkraften diese selbst längere Abwesenheiten ihrer Bezugspersonen gut. Doch ein Mensch mit Seele hält sich an die Devise: «Kleine Pfoten hinterlassen die grössten Abdrücke im Herzen.» Diese Gefühlslage lässt sich mit Sentimentalität übersetzen.

## Bitte keine Raubvögel

Reisen mit Tieren ist so alt wie die Menschheit: Von den Nomaden über die Kolonialisten – alle nahmen sie ihre Lieblinge mit. Manche hielten das Erlebte literarisch fest. Am witzigsten wohl der viktorianische Schriftsteller Jerome K. Jerome in seiner Novelle «Drei Männer in einem Boot – Ganz zu schweigen vom Hund!», einem Erlebnisbericht über eine wilde Themsefahrt mit dem unvergesslichen Mischling Montmorency. Glückliche Zeiten damals: Wer sein Haustier mit auf einen Trip nehmen wollte, musste sich an gar nichts halten – an keine Impfvorschriften, keine Verbote. «Wuff, wuff», und los geht die Reise.

Heutzutage ist die Reise im Flugzeug wesentlich heikler. Aber nur keine Scheu: Airlines transportieren fast alles – sogar so ungewöhnliche Haustiere wie Frettchen. Die kleinen Räuber haben Zähnen, so scharf wie Rasierklingen. Es lohnt sich also, dafür zu sorgen, dass sie vor Reiseantritt gut genährt sind, andernfalls könnte die Freude über den Ferienbeginn getrübt sein.

In der Vorbereitung steckt demnach der Schlüssel zum Erfolg jeder Ferienexpedition mit Vierbeinern: Dazu gehört vorab die Informationsbeschaffung. Denn die Bestimmungen der Airlines sind sehr unterschiedlich.

Auch wenn Tiere günstig fliegen: zu Preisen – je nach Grösse – zwischen 100 und 450 Franken auf Interkontinentalflügen.

British Airways etwa nehmen ausser Blindenhunden gar keine *pets* mit. Die Liste von Air Europa liest sich dagegen wie die Kurzfassung von «Brehms Tierleben»: Hunde, Katzen, Vögel (bitte keine Raubvögel), Fische, Wasserschilkröten, Hamster, Meerschweinchen oder Kaninchen. Je nach Grösse können die

hinsichtlich des Stoffwechsels: «Ich habe ein paar Tage ihr Kack-Verhalten analysiert, um die perfekte Fütterungszeit zu ermitteln.»

Nicht nur die Reiserei mit dem Flugzeug hat ihre Tücken. Auch bei den Bahngesellschaften gelten unterschiedliche Bestimmungen. Bei der Deutschen Bundesbahn ist ein Maulkorb Pflicht ebenso wie bei der französischen SNCF. Hunde brauchen je nach Grösse ein Ticket. Just diese Bestimmung öffnet der Willkür Tür und Tor: Besitzer eines mittelkleinen Hundes, etwa eines Terriers, erleben bei den SBB die Macht der Staatsgewalt: Nur Hunde bis dreissig Zentimeter Risthöhe reisen gratis. Entspricht der Vierbeiner nur knapp dieser Vorgabe, sind Reaktionen der Zugbegleiter unterschiedlich. Sie reichen von «Jööö, wie herzig, darf ich ihn streicheln...?» bis zu «Das geht gar nicht und kostet Sie...» Was dann folgt, gibt oft ein Musterbeispiel in Sachen Bewältigung eines Konflikts zwischen SBB und Kunden her.

## Sorry-Brimborium

Auch die Verpackung des Lieblings ist ein beliebter Streitpunkt. Die SBB-Bestimmung verlangt eine Tierbox; steckt Hund oder Katze nur in einer Tasche, reklamieren einzelne Zugsbegleiter, andere machen ein Theater.

Am wohlsten ist dem Tier auf einer Reise mit dem Privatwagen; jede Fahrt lässt sich nach seinen Bedürfnissen ausrichten. Aber auch hier lauern Fallstricke. So sind etwa für

Reisen nach Grossbritannien nicht nur Impfungen wie gegen die Tollwut unerlässlich: Der Schweizer Tierarzt muss 24 Stunden vor der Ankunft am Fährhafen dem Hund eine Entwurmungspille in die Schnauze stopfen und die genaue Uhrzeit in dessen Pass eintragen. Dem Tier ist's egal, dem vor Ferienbeginn gestressten Herrchen weniger.

Wie die meisten Tiergeschichten endet auch diese erfreulich: Schäferhund Irigo ist glücklich mit seiner Familie vereint. Die Airline brachte ihn mit viel Sorry-Brimborium kostenlos zurück, nachdem sie in den sozialen Medien einen Sturm der Entrüstung erlebte, der einen Passagierprotest bei einem Flugausfall als laues Lüftchen aussehen lässt. ○



Laues Lüftchen.

meisten in die Kabine mitgenommen werden, die andern kommen in einen Gepäckteil, alles schön reglementiert.

Die umfangreiche Website der Swiss mit den einschlägigen Bestimmungen erinnert an eine gesetzliche Verordnung. Diese kann man allerdings für Destinationen in Inselstaaten wie Grossbritannien oder Island gleich vergessen. Diese Länder lassen auf dem Flugweg keine Tiere herein.

Im Internet finden sich zahlreiche Blogs von Hunde- und Katzenhaltern über ihre Reiseerfahrungen. So berichtet die Schweizerin Bettina, wie sie mit ihrer Labrador-Hündin von Los Angeles nach Zürich reiste. Die Vorbereitungen sind aufwendiger, als man denkt, besonders

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf ein Vater seinen erwachsenen Sohn als Vorbild haben, was die Coolness, das gesunde Selbstvertrauen und auch die Durchsetzungsfähigkeit anbetrifft? Oder dürfen hier die Rollen schlichtweg nicht vertauscht werden?

*Christine Kämpfer, Hünibach*

Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen: Ihr Mann hat ein Alter erreicht, in dem mit aufgesetzter Coolness und forciertem Selbstvertrauen bei den Damen nicht mehr zu punkten ist. Selbst der erwachsene Sohn wird für seine Verrenkungen nur ein mitleidiges Lächeln übrighaben. Kochen Sie dem alten Schwerenöter etwas Feines, dann beruhigt er sich schnell wieder.

*Alex Baur (Vater eines erwachsenen Sohnes)*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Kann der Schweizer nur glücklich sein, wenn er Schweinefleisch isst, und zwar lückenlos jeden Tag und wo auch immer?» *Farina Hiroshige*

### Riesige Erleichterung

Nr. 29 – «Sternstunden»;  
Editorial von Roger Köppel

Das Editorial übertrifft, meines Erachtens, alles Gute, Richtige und Empfehlenswerte, was bisher über Donald Trump in der *Weltwoche* geschrieben wurde. Persönlich könnte ich es auf Französisch sowie auf Englisch übersetzen, aber das wäre nicht genug, um eine weltweite Verbreitung zu ermöglichen. Da müssten noch Übersetzungen auf Chinesisch, Russisch, Arabisch und so weiter gemacht werden. Ja, es wäre für mich eine riesige Erleichterung, wenn man den Opfern der Trump-Gegner endlich Augen und Ohren öffnen könnte. *Jean de Muralt, Genf*

### Stolpersteine

Nr. 28 – «Der Kulissenschieber»;  
Katharina Fontana über Ignazio Cassis

Der Artikel fasst die Diskussion rund um das Rahmenabkommen Schweiz–EU brillant zusammen; man kann nur beipflichten. Es wird aber nur über den Lohnschutz gesprochen, als sei dies der grösste Stolperstein. Dass der Rahmenvertrag die Souveränität der Schweiz stark einschränken würde und dass der EU-Gerichtshof und nicht das Schiedsgericht in den allermeisten Fällen die letzte Instanz in europarechtlichen Streitfragen wäre – darüber wird penetrant geschwiegen. Das schürt den Verdacht, dass diese einseitige Information nicht Zufall, sondern möglicherweise eine gewollte Verschleierungstaktik von Bundesrat Ignazio Cassis sei. *Renate Wenger, Basel*

### Glückliche Schweizer

Nr. 28 – «Befremdliche Anbiederung»;  
Alex Baur über Integration an Schulen

Wenn ich mit minderjährigen Kindern im Ausland wohnen würde, dann würde ich auch nicht erwarten, dass die dortigen Schulkinder sich uns anpassen. Andererseits frage ich mich auch: Kann der Schweizer nur glücklich sein, wenn er Schweinefleisch isst, und zwar lückenlos jeden Tag und wo auch immer? Die Sache ist nicht einfach. *Farina Hiroshige, Basel*

### Erforderliche Korrektive

Nr. 29 – «Der Fall des Revisors der Nation»;  
Christoph Mörgeli über Daniel Senn

Der gewohnt scharfzüngige Autor legt – ohne in Polemik auszuarbeiten – den Finger gekonnt auf unhaltbare Interessenkonflikte hochbesoldeter, steuerfinanzierter «Staatsdiener». Diese kritische *Vox populi* kann dank rechtsstaatlich ga-

rantierter Pressefreiheit (und dank der *Weltwoche*) die Bürger erreichen, vorbei am sandgestrahlten Mainstream harmoniebedürftiger Presseerzeugnisse. Das aber ist per se Ausdruck eines funktionierenden Rechtsstaates. Insofern ist der Schlussfolgerung des Autors am Ende des Artikels zu widersprechen: Kleinstaat und Rechtsstaat sind keineswegs daran, sich «gegenseitig auszuschliessen». Die Publikation des Artikels ist nachgerade geeignet, das Gegenteil zu beweisen und erforderlichen Korrektiven zum Durchbruch zu verhelfen.

*Marco Mathis, Zürich*

### Kein Champagner für den Brexit

Nr. 26 – «Personenkontrolle»

Die *Weltwoche* hat in der Personenkontrolle wieder Unsinniges geschrieben. Ja, in der SRF-«Arena» vom 24. Juni 2016 habe ich mit Roger Köppel um den Zustand der britischen Wirtschaft im Allgemeinen und die Arbeitslosigkeit im Speziellen gewettet. Es stimmt, im letzten Jahr ist die Arbeitslosigkeit in Grossbritannien wie in vielen anderen Ländern Europas leicht gesunken. Doch die britischen Wirtschaftszahlen sehen nicht gut aus. Firmen drohen mit Abwanderung, das Pfund verliert an Wert, gute Arbeitskräfte verlassen das Land. Beurteilt Roger Köppel wohl den Ausstieg Grossbritanniens immer noch so enthusiastisch? Gerne trinke ich mit meinem Kollegen Roger eine Flasche Champagner auf den guten Ausgang des nun geplanten Soft-Brexit.

*Kathy Riklin, Nationalrätin CVP Zürich*

### Stumme Secondos

Nr. 28 – «Einer gegen den Streichelzoo»;  
Thomas Renggli über Karl Odermatt

Der Schweizer Fussballverband hat die Pflicht, jungen ehrgeizigen und hungrigen Spielern eine Chance zu geben, in der Nationalmannschaft zu spielen. Dies ist mit dem jetzigen Trainer aber nicht gegeben. Dieser beharrt seit Jahren auf seinen Lieblingslandsleuten aus dem ehemaligen Jugoslawien. Übrigens: Warum eigentlich lassen die Fifa und die Uefa bei jedem Länderspiel die Nationalhymnen spielen? Wohl kaum, damit die Secondos stumm dastehen können.

*Koni Rüegg, Ebnat-Kappel*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11								12		
13	14		15				16		17			18		
19						20								
			21									22		
23		24						25						
26					27						28		29	
30				31				32		33				
34				35			36					37		38
39							40						41	
				42										
	44							45					46	

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Wo Schauspieler glänzen

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Afrikanische Reise inklusive Tieren. 5 Rasch vorankommend, so soll es sein. 11 Als Anlage bezeichnet, doch nicht fürs grosse Geld. 12 Wo kurz mal farblich einheitlich studiert wird. 13 Die Beweglichkeit des Kopfes verdanken wir ihm. 16 Manchmal ist es nur eine Bewegung. 19 Allüberall das Stadtbild prägend. 20 Er hat etwas studiert, das Menschen helfen soll. 21 Sahne aus Österreich, gut vermischt. 22 Bei belgischem Monarchen geziemen-de Anrede. 23 Ganz und gar unbeugsam. 25 Folgt sie auf den Brief, dient sie nicht der Erkennung. 26 Gazpacho ist eine typische auf der Iberischen Halbinsel. 27 Er ist eine unsaubere Stelle. 28 Auch aus Anis, der levantinische Verwandte des Pastis. 30 Die Falten sind hier gewollt, textil gesprochen. 32 Pariser müssen hinaufschauen, um ihn zu sehen. 34 Das domestizierte ist auch ein Hirsch. 35 Angetan sein, naja, anhimmeln passt schon besser. 39 Eine tolle Knolle, aber nicht die hiesige. 40 Die kretische ist eine birnenförmige Schalenhalblaute. 41 Du bist, für Tessiner klar, sechs. 42 Das Ägypten der Pharaonen tat Verdi dann so vertonen. 43 Für musikalische Fertigkeit übt man sie eine gefühlte Ewigkeit. 44 Die Erfahrung, die sich auch aus der Ausbildung ergibt. 45 Bezirk Muri plus Reusstal als Spur zu gesuchter Gemeinde. 46 Linearer Energietransfer, gestrafft.

**Senkrecht** — 1 Statt China gilt oft auch dies. 2 Eine Tatsache kann sich auch so äussern. 3 Einsicht vorausgesetzt, kommt man dazu. 4 Zwei Drittel seines Flusslaufes liegen in den Alpen. 5 Er entwickelte das nach ihm benannte Weichporzellan. 6 Jener Pariser war ein altes, den Franzosen bekanntes Längenmass. 7 Er umsegelte als erster Europäer die Südspitze Afrikas. 8 Es kann lange dauern, die Fans freut's. 9 Riesige Bundesrepublik mit 29 Bundesstaaten, wo er herkommt. 10 Eine Figur, die wir auch Quadrangel nennen. 14 Tun, das den Rückstand auf den Vorsprung vermindert. 15 Brillenträgerinnen mit giftigen Allüren. 17 Im Freien übernachten geht auch. 18 Wie es sich in La Brévine teils anfühlt. 20 Meilenläufer. 23 Man hat oder zeigt ihn, das zeugt von Scharfsinn. 24 Namhafter Möbelstoff. 25 Man wähle zwischen Joe, dem US-Blues- und John, dem britischem Bassgitaristen. 27 Ebenso fantastisch wie aufwendig inszenierte Zauberwelt. 29 Mit ihr lässt sich der Kontakt vielseitig herstellen. 31 Namensgeber des Königreichs Schweden. 33 Sind sie Unis, denken Franzosen auch an Trump. 36 Eine ziemlich fragile Sache, aber von vielseitigem Nutzen. 37 Das tierische Schimpfwort für menschliche Dummheit. 38 Ein Verbindungselement, das sich verformen lässt.

© Fritz Müller - Rätselfactory

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 577**

P	E	T	U	K	A	N	M							
P	O	E	S	T	I	E	R	F	A	R	R			
L	U	N	C	H	T	I	E	F	F	E	B	E	N	E
A	R	T	H	S	A	N	T	A	C	L	A	U	S	
T	G	A	B	U	N	H	E	H	E	T	I			
H	E	R	R	I	G	O	R	O	S	U	M			
L	A	I	T	B	E	I	L	E	E	S	A	U		
I	S	E	L	S	O	N	O	R	T					
O	F	T	A	B	W	E	G	C	B	E	O			
P	A	E	S	S	E	L	I	C	H	T	A	R	M	
F	R	U	N	C	L	E	S	E	R	I	E			
L	E	T	T	R	E	E	W	E	L	K	E	N		

**Waagrecht** — 3 TUKAN 7 POESTLER 10 ABER (-witz) 13 LUNCH 14 TIEFEBENE 17 ARTH 18 SANTACLAUS (engl. f. Samichlaus) 19 GABUN 20 HEHET 21 HER 22 RIGOROSUM 25 LAIT (franz. f. Milch) 26 BEILE 27 ESAU 28 ISEL (Siel) 30 SONOR 32 OFT 33 ABWEG 35 BEO 37 PAESSE 38 LICHTARM 40 UNCLE 41 SERIE 42 LETTRE (franz. f. Buchstabe, Brief) 43 WELKEN

**Senkrecht** — 1 POUR (franz. für oder wegen) 2 ETH 3 TETANIE 4 URIN 5 AFFAEREN 6 MENU 7 PLAT (franz. f. fad) 8 ENTGEISTERT 9 SCHARTE 10 ABLESER 11 BEATUS 12 RESI 15 ETHOLOGIE 16 ECHO 18 SURB 21 HAIFA 23 GISELLE 24 MATERIE 29 LASUR 31 OCHSE 32 OPEL 34 BENE (it. f. gut) 35 BARK (Bark ist ein Segelschiffstyp mit mind. drei Masten, die Barke ist ein mastloses Boot) 36 OMEN 39 TEL (-)

**Lösungswort** — **PLEITEGEIER**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

# Degussa



GOLD UND SILBER.



## EIN JUBILÄUM FEIERT MAN AM BESTEN MIT GOLD UND SILBER.

Stolze 727 Jahre wird die Schweiz.

Für Edelmetalle ist das eine kurze  
Zeitspanne, denn sie bleiben selbst  
über Jahrtausende wertstabil.

In unseren Ladengeschäften in Zürich  
und Genf zeigen wir Ihnen, wie Sie für  
Generationen vorausschauend anlegen.  
Als Europas grösster und bedeutendster  
Edelmetallhändler bietet Degussa ein  
umfassendes Sortiment aus Edelmetall-  
Barren und -Münzen. Gerne können  
Sie bei uns Ihre Werte auch ausserhalb  
des Bankensektors sicher in einem  
Schliessfach aufbewahren.

### DEGUSSA- GOLDHANDEL.CH

#### Verkaufsgeschäfte:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich  
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf  
Telefon: 022 908 14 00



Zürich | Genf  
Frankfurt | Madrid | London